TAYLOR CALDWELL UND DAS JENSEITS

VON JESS STEARN

Taylor Caldwell, die weltbekannte Autorin, überrascht in ihren Romanen immer wieder mit der intimen Beschreibung verschollener oder nur teilweise überlieferter Kenntnisse, Vorgänge und Fähigkeiten. Dieses Phänomen, das sich mit dichterischer Imaginationsgabe allein nicht erklären läßt, beschäftigte auch Jess Stearn, der sich als Autor parapsychologischer und okkulter Bücher einen Namen gemacht hat und der seit Jahren mit Taylor Caldwell befreundet ist. Er ging von der Überlegung aus, daß ihre historischen Spezialkenntnisse, im Sinne der Seelenwanderung, Erinnerungen an frühere Leben sein könnten und er gewann Taylor Caldwell, die selbst die Lehre von der Reinkarnation ablehnt, für einen Versuch: Frau Caldwell ließ sich mehrmals in Hypnose versetzen und was sie in der Trance sah, wurde auf Tonband festgehalten. Den Inhalt dieser Tonbandprotokolle verarbeitete Jess Stearn, der bei den Sitzungen anwesend war, im vorliegenden Buch. Sein Fazit: Taylor Caldwell lebt derzeit ihr siebenunddreißigstes Leben; vorher war sie unter anderem schon Küchenmädchen bei George Eliot, eine Inkaprinzessin, eine Ärztin im perikleischen Athen, die Mutter der biblischen Maria Magdalena. Frau Caldwell hatte nach dem Erwachen aus der Trance keine direkte Erinnerung mehr an ihre früheren Existenzen, sie meint, daß ihre Aussagen „ererbtes Wissen" sein könnten. Man erfährt allerdings auch, daß sie hervorragende mediale Fähigkeiten besitzen muß, denn sie hat unter anderem die Ermordung Präsident Kennedys und Martin Luther Kings vorausgesagt. Auch das Nachwort des Buches, das Frau Caldwell selbst schrieb, bietet keine greifbare Erklärung. Die angerissenen Probleme bleiben offen, der Leser soll sich selbst sein Urteil bilden.

PAUL NEFF VERLAG

JESS STEARN

Taylor Caldwell und das Jenseits

DIE GESCHICHTE EINES PARAPSYCHOLOGISCHEN EXPERIMENTS

PAUL NEFF VERLAG
WIEN · BERLIN

Nach der bei Doubleday & Co., New York, erschienenen
Originalausgabe
THE SEARCH FOR A SOUL
Aus dem Amerikanischen übertragen von
URSULA HEIM

TNFL 469

1988, 1830
(B 2420)

ISBN 3-7014-0101-2

Alle Rechte vorbehalten
© 1973 by Jess Stearn und Taylor Caldwell
Umschlag- und Einbandentwurf von Prof. Willi Bahner
Gesetzt aus der Garmond Garamond-Antiqua
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg
Hergestellt im Auftrag des Paul Neff Verlages, Wien

INHALT

I. *Auf der Suche nach mysteriösen Quellen* 7
II. *Inspiration oder Reinkarnation?* . . . 31
III. *Die erste Sitzung* 74
IV. *Mary Ann Evans* 100
V. *Das geheimnisvolle „Wesen"* 122
VI. *Geister sprechen* 148
VII. *Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde* 170
VIII. *Fra Savonarola und andere* 193
IX. *Taylor Caldwells letztes Leben* . . . 222
X. *Exkurs in die griechische Medizin* . . . 240
XI. *Schule und Praxis* 267
XII. *Maria Magdalena* 294
XIII. *Deutung der Vergangenheit* 321
XIV. *Das Ergebnis des Experiments* 340

Nachwort von Taylor Caldwell 361

I

Auf der Suche nach mysteriösen Quellen

„Und nun möchte ich von Ihnen hören", sagte Taylor Caldwell, „daß ich das alles nicht noch ein zweites Mal durchmachen muß. Mir reicht dieses eine Leben völlig."

Da ich selbst kein überzeugter Anhänger der Reinkarnation bin, konnte ich mir nicht erklären, warum sich die berühmte Schriftstellerin an mich gewandt hatte, und es belustigte mich, daß sie gerade von mir eine Antwort auf die Frage des Weiterlebens nach dem Tod, die so alt wie die Menschheit ist, erwartete.

„Möchten Sie denn nicht noch einmal auf die Welt kommen?" fragte ich.

„Teufel, nein", antwortete die alte Dame, die kurz vorher in großartiger Verfassung ihren 70. Geburtstag gefeiert hatte. „Wie soll man denn nur zurückkommen wollen in diesen bodenlosen Abgrund von Bosheit, Betrug und Habgier!" Sie runzelte die Stirn. „Wenn ich mir vorstelle, daß ich noch einmal zurück soll, würde ich mich am liebsten gleich umbringen."

Ich lachte. „Dann wären Sie nur um so schneller wieder hier!"

„Gott bewahre!" stöhnte sie.

Ich nahm diese Einstellung begreiflicherweise nicht ganz ernst.

„Ihr Leben war doch äußerst erfolgreich", sagte ich und wies auf die lange Reihe von Bestsellern hin, die sie geschrieben hatte; sie reichte von „Einst wird kommen der Tag" über „Geliebter und berühmter Arzt" und „Dr. Ferrier" bis zu „Mit dem Herz eines Löwen" und „Die Armaghs".

„Ich kenne keine Schriftstellerin, die es zu mehr Geld und Ruhm gebracht hätte."

„Na und?" sagte sie. „Meinen Sie, das allein macht schon glücklich?"

Jede andere Erklärung für das Geheimnis des Lebens war ihr lieber als die Seelenwanderung. „Ich persönlich finde diese Vorstellung einfach deprimierend. Es schaudert mich bei dem Gedanken, noch einmal in diese Welt hineingeboren zu werden. Für mich war das Leben von Kindheit an eine abscheuliche, schmerzhafte, furchterregende Angelegenheit. Die Idee, das ganze — wenn auch in etwas verbesserter Form — noch einmal durchzumachen, scheint mir grauenhaft. Ich glaube, da ist mir das völlige Vergessen, das Versinken ins Nichts, noch lieber. Ich stelle es mir ähnlich vor wie den Schlaf; man weiß von nichts und ist vor allen Schicksalsschlägen sicher."

Ihre Eloquenz wirkte auf mich nicht überzeugend.

„Wollen Sie im Grunde genommen nicht doch hören, daß es ein Weiterleben nach dem Tod gibt?"

„Nein", erwiderte sie bestimmt. „Ich sehe dem Vergessen als etwas Willkommenem entgegen, nur hätte ich gern Gewißheit darüber."

„Seltsam. Gerade das schreckt doch die meisten Menschen am Tod: daß das Leben mit seiner Vielfalt, mit seinen Freuden und Leiden, einfach im Nichts versinkt."

„Mir macht das nichts aus", sagte sie. „Im Gegenteil, ich sehne mich nach diesem Versinken. Dann hat wenigstens der Kummer ein Ende und die Dummheit, der die Menschen immer wieder auf den Leim gehen."

Wir führten dieses Gespräch während eines Abendessens in einem Restaurant in Manhattan. Nicht weit von uns saß unser gemeinsamer Verleger, der sich gerade angeregt über meine literarischen Ausflüge ins Reich der Parapsychologie, besonders über das Buch „Die Suche nach dem Mädchen mit den blauen Augen", unterhielt.

„Dieses Buch hat mich gar nicht befriedigt, und ‚Die Suche nach Bridey Murphy' auch nicht", gestand Taylor Caldwell. „Jeder Mensch wird als Prinzessin wiedergeboren oder als König oder sonst ein hohes Tier. Will denn niemand ein Dienstmädchen, ein Müllfahrer, Schuhputzer oder Kanalräumer sein?"

Da ich die gefeierte Schriftstellerin schon jahrelang kannte — nicht zuletzt auf Grund unseres gemeinsamen Interesses für beweisbare außersinnliche Wahrnehmungen —, fragte ich mich, was in ihrem Kopf wohl vorging. Worauf wollte sie hinaus?

Sie ließ mich nicht lange darüber im unklaren.

„Was halten Sie eigentlich von der hypnotischen Rückschau, von einer Reise in die Vergangenheit unter Hypnose?" fragte sie.

„Es sind interessante Dinge dabei herausgekommen", sagte ich unverbindlich.

„Aber sind sie auch verläßlich?" warf sie ein. „Besonders dann, wenn es sich um sogenannte frühere Existenzen handelt?"

Unschuldig sah ich sie über den Tisch hinweg an. „Warum fragen Sie?"

„Ich würde mich gern in die Vergangenheit versetzen lassen, wenn es geht", erklärte sie. „Ich glaube nur nicht, daß man mich hypnotisieren kann. Ich mußte mir einmal einen Zahn ziehen lassen, darf aber wegen meiner Herzbeschwerden weder Novocaïn noch Adrenalin bekommen, deshalb schickte mich mein Arzt zu einem Hypnotiseur. Er versicherte mir zwar: ‚Sie werden überhaupt nichts spüren', aber ich spürte gerade genug. Offenbar stand ich nicht unter Hypnose."

Ich hatte schon Leute gesehen, die sich auch in Trance ihrer Umgebung völlig bewußt waren. Andere dagegen waren bewußtlos und sahen aus, als lägen sie im Sterben. Die Tiefenwirkung einer Hypnose hängt offensichtlich von der Empfindlichkeit des Hypnotisierten und der Qualität des Hypnotiseurs ab.

Ich war mir nicht ganz im klaren darüber, ob Taylor Caldwell ein gutes Objekt für einen Hypnotiseur abgeben würde oder nicht. Sie war ziemlich schwerhörig, und es war mühsam genug, dieses Gespräch mit ihr zu führen. Aus diesem Grund allein schon hielt ich sie für einen schwierigen Fall, obwohl sie mir recht geschickt die Worte von den Lippen las.

„Wenn der hypnotische Rückblick auf dieses Leben stimmt, dann stimmt er doch vermutlich auch in bezug auf andere Dinge?"

„Sie meinen, falls die Sprache auf ein früheres Leben kommt?"

Sie lachte. „Warum muß man es gleich ‚früheres Leben' nennen? Es könnte sich doch einfach um eine Art Erinnerung handeln!"

„Erinnerungen", wandte ich ein, „setzen Erlebnisse voraus."

Trotz aller Skepsis stand ihr Entschluß fest. Ich aber

wußte auf Grund meiner Menschenkenntnis, daß es einen tieferen Grund haben mußte, wenn eine so diesseitig orientierte, praktisch veranlagte Person wie Taylor Caldwell sich der oft schmerzlichen Selbstdarstellung einer Hypnose unterziehen wollte.

Unser Gespräch kam nicht völlig aus heiterem Himmel. Janet Taylor Caldwell beschäftigte sich schon seit Jahren mit dem Problem des Lebens nach dem Tod, und ihr Interesse war zweifellos neu geweckt worden, als vor kurzem ihr Mann, Marcus Reback, nach vierzigjähriger Ehe starb.

Marcus hatte nie darüber gesprochen, ob er an ein Weiterleben nach dem Tod glaubte, doch als er im Sterben lag, hatte er die Hand seiner Frau genommen, ihr fest in die Augen geschaut und gesagt:

„Wenn es ein Leben nach dem Tod gibt, dann werde ich kommen und dir ein Zeichen geben."

Seine lange Krankheit war äußerst nervenaufreibend gewesen. Zwei Wochen bevor sein Leben endgültig erlosch, lag er schon in tiefer Bewußtlosigkeit, und sein Arzt erklärte, er sei klinisch bereits tot und nur ein dünner Faden verbinde ihn noch mit dem Leben.

Seine Frau war noch so benommen von der Qual seines langsamen Sterbens, daß sie nicht einmal seiner Beerdigung beiwohnen konnte. Sie blieb zu Hause und vergrub sich in ihren Schmerz. Das Leben schien allen Sinn für sie verloren zu haben — am liebsten wäre sie auch gestorben.

„Im Grab gibt es kein Erinnern", sagte sie in Abwandlung eines Psalmes.

Marcus starb am 13. August 1970. Drei Tage später wurde er begraben.

Einige Stunden nach dem Begräbnis saß sie allein in

ihrem Zimmer und blickte starr aus dem Fenster, als plötzlich Mrs. Cecilia Graham, ihre Haushälterin, in höchster Aufregung bei ihr erschien und sie in den Garten rief.

Die Augen noch gerötet vom Weinen, schleppte sie sich widerwillig hinunter. An der Tür zum Garten jedoch blieb sie wie angewurzelt stehen. Da draußen blühten — zum erstenmal seit einundzwanzig Jahren — die „Auferstehungslilien"!

Noch am Tag bevor Marcus starb, hatte der Gärtner sie gefragt, ob er nicht das nutzlose Gewächs herausnehmen und etwas anderes dafür einsetzen sollte. Sie war nicht in der richtigen Stimmung für Gartenprobleme gewesen, und außerdem fühlte sie sich dieser Pflanze auf sentimentale Weise verbunden. Sie hatten in den vergangenen Jahren oft herzlich über sie gelacht. „Diese Lilien sind nicht gerade ein guter Beweis für die Auferstehung", hatte Marcus scherzhaft gemeint.

Und nun war jede Knospe zu wundersamer, zarter Schönheit erblüht. In reinstem Weiß erstrahlte die Pflanze, die tags zuvor noch kahl gewesen war. In ihrer Aufregung fing Janet Caldwell an, die Blüten zu zählen.

Es waren achtzehn.

Sie war tief ergriffen von der Symbolhaftigkeit des Geschehens. Daß die Blumen gerade jetzt, in diesem Augenblick, blühten! War dies das versprochene Zeichen, oder war es bloß Zufall?

Sie unterbrach ihre Erzählung und sah mich unsicher an, als fürchtete sie meinen Spott. Sie sagte: „Mein Gott, Sie wissen ja, daß man oft das glaubt, was man gern glauben möchte."

„Und Sie möchten gern glauben, daß Marcus als Geist weiterlebt?"

„Marcus war eine starke Persönlichkeit. Wenn jemand zurückkommen kann, dann er!"

Ich selbst war mit Benjamin Franklin der Ansicht, daß es irgendeine Art des Weiterlebens geben mußte — die Quelle, die die Seele mit Energie versorgte, war gleich der Materie unzerstörbar. In welcher Form die Seele allerdings fortlebte, ob als Geist, ob als verschwommene Erinnerung, oder ob sie erneut als Individuum zur Erde zurückkehrte, wußte ich nicht zu sagen.

„Wäre es Ihnen eine Hilfe, zu wissen, daß er noch in Ihrer Nähe ist?"

„Er war mir immer eine große Hilfe", sagte sie. „Er wollte, daß ich nach seinem Tod ständig etwas bei mir trage, was ihm gehörte, und das war mir wirklich ein Trost." Sie zog ein großes weißes Taschentuch hervor. „Ich habe immer ein oder zwei seiner Taschentücher bei mir."

„Ich dachte doch, daß die Vorstellung eines Lebens nach dem Tod sie bedrückt?"

„Mich persönlich schon", sagte sie. „Ich habe genug, ich will nicht mehr."

Wie so viele, die nach einer Lösung für das Rätsel des Lebens suchen, vertrat sie abwechselnd verschiedene Standpunkte. Sie spielte den „Anwalt des Teufels", wenn ich über die große Wahrscheinlichkeit der Reinkarnation sprach, ging jedoch scharf mit mir ins Gericht, sobald ich meine eigenen Zweifel äußerte.

Noch hatten wir nicht über die Seele gesprochen, das lebenspendende Prinzip, die unbestimmte geistige Kraft, die den Menschen vom Tier unterscheidet.

„Ohne Seele", sagte ich, „ist der Mensch doch nur ein Klumpen Fleisch."

„Wo war die Seele meines Mannes, als er krank war und keine Kontrolle mehr über seinen Körper hatte?" fragte sie.

„Vielleicht hatte sie seinen Körper bereits verlassen", sagte ich. „Die Verfechter der Reinkarnation halten das jedenfalls für möglich."

„Die Seelenwanderung", sagte sie, „ist mit allem Drumherum eine Erfindung des Menschen, und damit auch das ‚Karma', das Konto der Schulden und Guthaben, die man von einem Leben ins andere hinüberschleppt."

Ich hatte zwar nie einen echten Beweis für die Reinkarnation gehört, doch besaß ich, wie viele Menschen, seltsame Erinnerungen, die ich mir nicht recht erklären konnte. Ich war Fremden begegnet, von denen ich das Gefühl hatte, sie mein ganzes Leben lang zu kennen, und ich war zum erstenmal in Orte gekommen mit dem bestimmten Empfinden, schon einmal da gewesen zu sein. Ich las Absätze in alten Büchern, die mir ausgesprochen bekannt vorkamen, und es gab gewisse Zeitabschnitte und Kulturepochen — das Rom des Augustus, die Französische Revolution, Schottland zur Zeit Maria Stuarts —, von denen ich nie genug bekommen konnte. Die wunderbaren Gestalten dieser Geschichtsperioden — Augustus, Cicero, Mark Anton, Danton, Robespierre, Mirabeau, Bothwell, Maria Stuart, Darnley, Murray —, sie wurden, während ich Seite um Seite umblätterte, vor mir so lebendig, daß ich deutlich ihren Gesichtsausdruck sah, ihre Kleidung, ihre Art, sich zu bewegen. Und ich war so erregt, wie Thoreau es gewesen sein muß, als er sagte,

er sei mit Christus gegangen, und Hawthorne sei sein Freund gewesen, aber Hawthorne habe den Meister nicht gekannt.

Natürlich hielt ich meine eigenen Empfindungen dieser Art zunächst für Phantasie — was immer man darunter verstehen mag. Ich war jedoch nicht bereit, die Theorie von der Reinkarnation einfach beiseite zu schieben, nur weil ich sie nicht beweisen konnte.

War es denn überhaupt möglich, Seelenwanderung zu beweisen? Lag der Beweis in der Erinnerung an längst Vergangenes — in einer Erinnerung, die das Leben des einzelnen prägte und sich unwillkürlich in seinen Taten spiegelte, auch wenn sein Bewußtsein dieses Erbe der Vergangenheit nicht voll erkannte?

„Die Zellen erinnern sich", behaupten die Anhänger der Reinkarnation, „auch wenn du selbst es nicht tust."

Philosophisch gesehen — das mußte ich zugeben — bot die Theorie von der Reinkarnation Erklärung für vieles und sicherte dem Menschen außerdem die Existenz einer mitfühlenden Gottheit zu.

„Es gibt Opfer der Ungerechtigkeit und wird sie immer geben", bemerkte ich. „Aber Gott ist dann nicht der gleichgültige Betrachter eines Horrorfilms, sondern der Urheber einer ewigen Ordnung, in der der Tod nur eine Zwischenstation darstellt."

Janet selbst hatte sich, trotz ihrer Skepsis, mit der Idee der Wiedergeburt in ihrem Roman „Mit dem Herz eines Löwen" beschäftigt, wenn sie von Hillel, dem Vater des Paulus — vormals Saulus — erzählt:

„Einen Augenblick lang spielte Hillel mit dem Gedanken, seinem Vater könnte in dem kleinen Saul wieder fleischliche Gestalt gegeben worden sein; dann mußte er lachen. Es wäre doch köstlich, einer Seele

das Hinterteil zu versohlen, die in ihrem früheren Leben Frau und Kinder tyrannisiert hatte! Bis zu einem gewissen Grad wäre es sogar gerecht."

Doch man braucht nicht so weit zu gehen. Ich erinnere mich, daß der bekannte Schauspieler Bob Cummings davon überzeugt war, sein dreijähriger Sohn, den ihm seine chinesische Frau geboren hatte, sei eine Reinkarnation seines Vaters. Dieser war Arzt in Joplin, Missouri, gewesen; der Junge hatte erstaunlich ähnliche Charaktereigenschaften und besaß überdies angeborene Klugheit in einem Maß, wie sie bei kleinen Kindern äußerst ungewöhnlich ist.

Das bekannte Medium Edgar Cayce hat viel über frühere Existenzen in Ägypten, Indien, Persien sowie im sagenhaften Atlantis und Lemuria ausgesagt, aber eines seiner eigenen „früheren Leben" machte den größten Eindruck auf mich. Cayce sah in Trance, daß er während des Krieges 1812 Soldat war. Er trieb mit einigen Kameraden auf einem Floß einen Fluß hinunter, verfolgt vom Kriegsgeheul einer Gruppe kämpferischer Indianer. Die Verpflegung war schon knapp, und einer der jüngeren Männer bot ihm seine Ration an; dann holten die Indianer sie ein.

Cayce maß dieser Vision keine besondere Bedeutung zu. Eines Tages aber traf er bei einem Friseur in Virginia Beach einen kleinen fünfjährigen Jungen, der ihm sofort zutraulich auf den Schoß kletterte.

Der Vater, der sich gerade die Haare schneiden ließ, drehte sich um und sagte streng: „Laß den Mann in Ruhe! Du kennst ihn doch gar nicht!"

Der Junge aber lächelte und sagte: „Freilich kenne ich ihn. Wir waren zusammen auf einem Fluß, und wir waren beide hungrig."

Die Art von Erinnerung, die manche Leute für beweiskräftig halten, hat viele Formen. Meiner Ansicht nach sind es nicht die Erinnerungen, die wie Grabsteine auf einem Friedhof langjährigem Gedenken dienen. Nein, es ist die gelebte Erinnerung, die sich in bestimmten Verhaltensweisen und Talenten ausdrückt, vielleicht in Liebe — oder auch Haß — auf den ersten Blick, in unerklärlicher körperlicher Aversion oder in unbegründeten Ängsten und Wünschen. Diese Reaktionen entstehen ganz spontan. Andere Erinnerungen wieder kann man dem Menschen unter Hypnose entlocken, und er erzählt sie so realistisch, als hätte er sie bewußt erlebt. Ich habe schon gesehen, daß Menschen, die man in Trance in die Zeit vor ihrer Geburt versetzt hatte, die ganze Skala menschlicher Gefühle glaubwürdig durchlebten. Ihr Name, ihre Stimme, ihre Handschrift, manchmal sogar ihre Sprache änderte sich mit jedem neuen Zeitabschnitt, mit jeder neuen Rolle.

Taylor Caldwell war das alles bekannt. Außerdem besaß sie selbst hervorragende mediale Fähigkeiten, und ihr Unterbewußtsein übermittelte ihr sowohl Botschaften, die die Zukunft betrafen, als auch die erstaunlichsten Erinnerungen. Von Kindheit an waren ihr die seltsamsten Dinge vertraut. Schon im Alter von sechs Jahren hatte sie in England ein Erlebnis, das man zweifellos als Erinnerung an eine frühere Existenz deuten könnte. Ein älteres Kind hatte ihr ein Buch gezeigt. Es war „Die Mühle am Fluß" von Mary Ann Evans, der viktorianischen Schriftstellerin, die sich George Eliot nannte.

Janet nahm das Buch in die Hand und erklärte: „Dieses Buch war mir das liebste von allen, die ich geschrieben hatte."

Dann erzählte sie die Handlung mit allen Details, obwohl sie das Buch weder gelesen noch je davon gehört hatte.

Als sie Jahre später das Buch endlich las, wußte sie jede Wendung der Geschichte im voraus und konnte auch genau die Stellen angeben, die der Schriftstellerin Schwierigkeiten bereitet hatten.

Sie erklärte sich dieses seltsame Wissen allerdings nicht mit Seelenwanderung, sondern mit einer Art ererbter Erinnerung. Dennoch war ich überzeugt, sie würde sich auf Grund ihrer parapsychologischen Begabung besonders gut für eine Hypnose eignen. Ihr an sich schon sehr gutes Erinnerungsvermögen würde sich im Zustand tiefer Hypnose nur noch ergiebiger erweisen und auch Unterbewußtes ans Tageslicht bringen.

Selbst unter den berufsmäßigen Medien kannte ich nur wenige, deren Unterbewußtsein so sensibilisiert war wie ihres. Manchmal kam es mir vor wie ein frei fließender Strom, in den sie jederzeit eintauchen konnte, sei es bei der Arbeit an der Schreibmaschine oder im Gespräch mit anderen.

Sosehr sie auch versuchte, sich dagegen zu verschließen, hatte sie doch immer wieder deutliche Vorahnungen. Im Sommer 1963, dem Jahr, in dem Präsident Kennedy ermordet wurde, schreckte sie ein böser Traum. Sie sah den jungen Präsidenten in einem fahrenden Wagen; er lag zurückgesunken auf seinem Sitz, als wäre er angeschossen und schwer verletzt. Im Aufwachen noch sah sie ihn bewußtlos daliegen und kaum mehr atmen.

Dieses Bild war so realistisch, daß sie dem Weißen Haus einen Brief schrieb und dem verantwortlichen

Beamten riet, besondere Vorsichtsmaßnahmen gegen Attentäter zu ergreifen. Später sah sie noch einmal ganz lebhaft die drohende Gefahr und gab auch diese Warnung weiter. Das Weiße Haus bestätigte nach einiger Zeit routinemäßig den Erhalt der beiden Briefe und dankte für ihr Interesse.

Nach Kennedys Tod machte sie in einem Artikel in der Zeitschrift „This Week" noch andere Voraussagen und prophezeite unter anderem die Ermordung des bedeutendsten amerikanischen Negerführers. Genau zu dem Zeitpunkt, den sie angegeben hatte, wurde Martin Luther King von den Kugeln eines Attentäters niedergestreckt.

Ich selbst war wiederholt Zeuge ihrer prophetischen Begabung. Einmal versicherte sie mir anläßlich eines Abendessens, daß ich einen Autounfall haben würde; daß man mich wider Erwarten auffordern werde, einen Roman zu schreiben (ich hatte bis dahin nur Sachbücher geschrieben); und daß wir beide, sie und ich, eines Tages gemeinsam an einem Projekt arbeiten würden.

Kurz danach krachte jemand von hinten in meinen Wagen, während er vor einer Verkehrsampel hielt; Doubleday bat mich völlig unerwartet, einen Polizeifall zu bearbeiten, der dann unter dem Titel „Der Reporter" als Roman erschien; und nun waren wir, auch ganz unerwartet, auf der Suche nach der Vergangenheit.

Jahrelang hatten unbestimmte Erinnerungen sie gequält, die sie Jahrhunderte zurückversetzten und irgend etwas mit Fra Savonarola zu tun hatten, dem Dominikanermönch, der auf dem Scheiterhaufen sterben mußte, weil er es gewagt hatte, den Papst zu kritisieren. Im-

mer wieder hatte sie den gleichen Alptraum: Sie befand sich in einem mittelalterlichen Kerker irgendwo am Mittelmeer. Der Traum verschwand auf immer, als sie eines Tages die Stadt Florenz besuchte und dort, in einer seltsamen Umkehr von Ort und Zeit, genau den Platz sah, auf dem Savonarola fünf Jahrhunderte früher bei lebendigem Leib verbrannt war.

Obwohl sie es nie ausdrücklich erwähnte, wußte ich doch, daß sie selbst sich oft über den Inhalt ihrer Bücher wunderte. Als sie „Dialog mit dem Teufel" schrieb, ein fiktives Gespräch zwischen Luzifer und dem Erzengel Michael, fragte sogar ihr Mann, woher sie diese Gedanken nur genommen habe.

„Es ist ganz anders als alle deine anderen Bücher."

Sie konnte ihm die Quelle ihrer Gedanken nicht nennen; die Worte waren einfach aus ihr herausgesprudelt.

Oft kam sie in Verlegenheit, wenn Leser von ihr wissen wollten, wo sie diese oder jene Information erhalten hatte. In „Eine Säule aus Erz", einem Roman über Cicero, hatte sie viele lange Gespräche zwischen dem römischen Patrioten und seinem Verleger Atticus wiedergegeben und war der Meinung, sie habe das Material dafür zum Teil aus der Vatikanischen Bibliothek in Rom erhalten. Der Vatikan jedoch konnte die einschlägigen Quellen absolut nicht finden und antwortete einem Leser auf seine diesbezügliche Anfrage:

„Die Vatikanische Bibliothek teilt mit, daß sie weder die Briefe von Atticus an Cicero besitzt noch irgendeine andere Urkunde, die Miß Caldwells Geschichte bestätigen könnte. Selbige ist offenbar ein Produkt der Phantasie. Die Bibliothek wäre jedoch dankbar für die Mitteilung, wann die Obengenannte ihre Forschungen

in den Archiven des Vatikan betrieb, und empfiehlt sich mit besten Grüßen."

Von Zeit zu Zeit, in stiller Nacht, während ihr Unterbewußtsein ihr die lebhaftesten historischen Bilder für ihre Bücher vorspiegelte — die sich dann meist als erstaunlich zutreffend erwiesen —, hatte sie das unheimliche Gefühl, daß ein mysteriöses Wesen ihre geschäftigen Finger auf der Schreibmaschine führte.

Als dreizehnjähriges Kind hatte sie eine umfangreiche romantische Erzählung über den legendären Kontinent Atlantis geschrieben. Mit zwölf schon hatte sie — angeregt von vielen „Erinnerungen" an biblische Zeiten — damit begonnen, die Geschichte des heiligen Lukas niederzuschreiben. Erst fünfzig Jahre später beendete sie dieses Buch, und es wurde unter dem Titel „Geliebter und berühmter Arzt" einer ihrer größten Erfolge.

Bevor sie noch in Paris gewesen war, verfaßte sie einen Roman über Frankreich, „*The Arm and the Darkness*", von dem der Journalist Pierre van Paassen, ein Europäer, sagte, er habe nie eine rührendere Beschreibung seiner Lieblingsstadt gelesen. Obwohl sie nie einer Operation beigewohnt hatte, erweckte ihre klinische Studie einer dramatischen Operation in „Dr. Ferrier" die Bewunderung führender medizinischer Kapazitäten. Unter ihnen war ein Professor der John Hopkins Medical School, der ganz verzückt bemerkte, sie habe nicht nur die Worte, sondern auch die Musik zu dem Drama Medizin geschrieben.

Aus welchem Erinnerungsborn waren alle diese Beschreibungen an die Oberfläche gestiegen, ehe sie in ihren Büchern Niederschlag fanden?

Wie konnte sie die Paladine des Dschingis-Khan in

„Der Herr der Erde" benennen, ohne je etwas Authentisches über den großen Mongolenführer gelesen zu haben? Woher wußte sie etwas über Jurten und Ordos und die Mutter des Khan, über seine Jugend, sein Aussehen, seine Gewohnheiten, seine ehrgeizigen Pläne? Sie schilderte das alles so lebhaft und genau, daß die Fachgelehrten sich nur wundern konnten über diese Fülle von Details, die alle harmonisch mit ihren eigenen spärlichen Forschungsergebnissen übereinstimmten.

Geheimnisvolle Verbindung bestand zwischen ihr und dem Jenseits. Das namenlose Wesen, das diese Verbindung herstellte — sie scheute sich, ihm einen Namen zu geben —, wurde manchmal sogar von ihrem Gatten gespürt, einem praktisch veranlagten Menschen, der jahrelang als Zollbeamter gearbeitet hatte. Das „Wesen" war umgeben vom Geheimnis einer anderen Welt, eines anderen Planeten, und schien den ganzen Raum zu erfüllen. Sie konnte es weder sehen noch berühren, sie spürte nur seine Gegenwart. Oft führte es ihre Hand spät nachts, wenn sie schrieb. Und wenn sie ein fernes Land bereiste, fand es sich oft ganz plötzlich an ihrer Seite ein und erinnerte sie daran, daß sie diesen Boden schon früher einmal betreten hatte.

Eines Nachts war ihr das „Wesen" so nah, daß sie glaubte, es berühren zu können. In dieser Nacht bat sie es, ihr den heiligen Paulus zu beschreiben.

„Ich werde meinen Bruder Gabriel fragen", war die Antwort.

Und tatsächlich empfing sie eine genaue Beschreibung des großen Völkerapostels, einschließlich seiner roten Haare, und es wurde ihr gesagt, daß er Epileptiker gewesen sei und unter Fieberanfällen gelitten habe. Während eines solchen Anfalls habe er auf dem Weg

nach Damaskus Christus gesehen und sei unter dem Eindruck dieses Erlebnisses von einem Verfolger der jungen Kirche zu ihrem eifrigsten Verkünder geworden.

Ein anderes Mal hatte sie eine Eingebung, während sie sich mit dem Roman „Geliebter und berühmter Arzt" abplagte. Das „Wesen" erzählte ihr von einem Bild, das Lukas von Maria, der Mutter des Herrn, gemalt hatte, und wies damit auf eine interessante Begegnung zwischen diesen beiden Menschen hin, die sonst nirgends in der Literatur erwähnt wird.

Das „Wesen" kam und ging immer unerwartet.

Während der Krankheit ihres Mannes hatte sie seine Nähe zum letzten Mal gefühlt. Damals war es als strahlendes Licht erschienen und hatte gesagt: „Ihr Mann wird sterben. Aber Gott wird gnädig sein und Ihnen den Schock einer plötzlichen Trennung ersparen."

Marcus, der damals schon achtzig war, blieb noch drei Jahre am Leben.

Nach seinem Tod wirkte sie völlig verloren, obwohl sie produktiver war als je zuvor. Sie schrieb nicht nur ihren Roman über Paulus zu Ende, sondern auch „Die Armaghs", die Odyssee einer irisch-amerikanischen Familie, die politisch und finanziell große Bedeutung erlangte. Wie die meisten ihrer Bücher wurde auch dieses prompt ein Bestseller.

Mehr als andere Menschen verließ sie sich bei der Beurteilung von Leuten und Situationen auf ihre Intuition und betonte oft, daß sie Fehler immer erst dann machte, wenn sie versuchte, eine Sache zu durchdenken.

Wir beide hatten uns rasch angefreundet, und unsere Freundschaft überdauerte viele Jahre, obwohl wir uns nur selten sahen. Dann allerdings sprachen wir un-

weigerlich über Parapsychologie, und meist wies Janet mich auf eine Bibelstelle hin, etwa auf Matthäus 24, 29—30. Christus warnt hier vor einer großen Katastrophe und sieht den Tag seiner Wiederkunft voraus — zumindest in ihrer Auslegung der Stelle.

„Sogleich aber nach der Drangsal jener Tage wird die Sonne sich verfinstern, und der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.

Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen. Und dann werden alle Völker der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit."

Sie war überzeugt davon, daß der Jüngste Tag nicht mehr fern war, daß er kurz vor der Jahrhundertwende hereinbrechen würde.

Immer wieder sprach sie vom Schicksal des Menschen und bezweifelte, daß er würdig war, nach dem Tod weiterzuleben oder gar in einer endlosen Reihe von Leben immer wieder zur Welt zu kommen. Manchmal beurteilte sie die Menschen wie Christus es tat: milde und voll Mitgefühl. Bei anderer Gelegenheit wieder war sie ein strenger Richter und erinnerte in ihrer Härte an das Alte Testament. In ihrem Paulus-Roman fällte sie ein Urteil, das vielleicht erklärt, warum sie vor der Aussicht auf Wiedergeburt so sehr zurückschreckte:

„Der Mensch war der Pariahund, der moralisch Aussätzige ... er war es, der die Gewässer verschmutzte, Wälder zerstörte, Unschuldige mordete und Gott herausforderte."

Und doch hatte ich den Eindruck, daß Taylor Caldwell, trotz aller Einwände, im Grunde ihres Herzens an den Schöpfergott glaubte und an seinen Gesandten, der am Kreuz gestorben war, um das ewige Leben zu verkünden.

Wenn das Leben nicht einer göttlichen Ordnung unterlag, war es ein Spielball des Zufalls — dann herrschte Sinnlosigkeit und Chaos. Das aber entsprach offensichtlich nicht den Tatsachen. Taylor Caldwell hatte selbst die ordnende Macht in ihrem Leben verspürt und außerdem einen starken Einfluß jener geistigen Kräfte, die sie so oft leugnete. Ihr erstes Buch, „Einst wird kommen der Tag", machte ihr das zu einer Zeit klar, als es ihr sehr schlecht ging. Im Januar 1938 war das tausend Seiten lange Manuskript von einem Verleger abgelehnt worden, und sie war todunglücklich. Tags darauf ging sie mit ihrem Mann in Buffalo spazieren und bemerkte plötzlich an der Tür eines Hotels die Ankündigung, daß drinnen eine spiritistische Versammlung abgehalten wurde.

Sie hatten von dem Spiritisten Dr. Charles Nicholson, einem Engländer, noch nie etwas gehört, und sie hielten auch nichts von Spiritismus. Dennoch fühlten sie sich auf seltsame Weise gedrängt, den überfüllten Saal zu betreten. Durch Zufall fanden sie sogar noch zwei Plätze in der ersten Reihe, die frei geworden waren, während sie den Mittelgang entlanggingen.

Nicholson stand allein auf dem Podium. Es hatte den Anschein, daß er von sogenannten Geistern Botschaften für verschiedene Leute im Saal in Empfang nahm, doch Janet und ihr Mann hielten das ganze für einen Riesenschwindel. Sie sahen sich gerade ein wenig

ratlos um, als der Spiritist einen Namen nannte, der Taylor Caldwell vertraut war.

„Ist jemand anwesend, dessen Vater Arthur hieß?" fragte er und ließ seinen Blick über die vordersten Reihen schweifen.

Taylor Caldwell hob unsicher die Hand. „Mein Vater hieß Arthur", sagte sie.

Nicholson schien zu lauschen, dann sagte er: „Ihr Vater läßt Ihnen sagen, daß Sie nicht den Mut verlieren sollen. Er weiß, daß Sie gerade eine große Enttäuschung erlebt haben, aber er kann Ihnen versichern, daß Ihr Manuskript veröffentlicht wird und daß Sie großen Erfolg damit haben werden." Wieder lauschte er aufmerksam und machte dann genaue Angaben. „Ihr Vater läßt Ihnen sagen, daß ein anderer Verlag das Manuskript am 2. April dieses Jahres annehmen wird, und es wird Ihren Ruf als Schriftstellerin auf der ganzen Welt begründen. Nächstes Jahr um dieselbe Zeit werden Sie in Kalifornien sein und bei der Verfilmung Ihres Buches mitarbeiten."

Wie vorhergesagt, unterschrieb die Schriftstellerin am 2. April den Vertrag, der dem Verlag Scribner die Rechte über „Einst wird kommen der Tag" übertrug. Das Buch wurde sofort ein Verkaufsschlager, es wurde in viele Sprachen übersetzt und an einen Filmproduzenten in Hollywood verkauft, der ein Jahr später die Schriftstellerin einlud, nach Kalifornien zu kommen und am Drehbuch für den Film mitzuarbeiten.

All dies genügte nicht, um unsere skeptische Künstlerin vom Leben nach dem Tod zu überzeugen.

Sie meinte: „Der Spiritist wußte das alles vielleicht auf Grund seiner hellseherischen Fähigkeiten und glaubt nur, daß er mit irgendwelchen Geistern in Kontakt

steht." Und sie fügte hinzu: „Warum sollte mein Vater als Toter mehr wissen als zu Lebzeiten?"

Das war eine berechtigte Frage. Spiritisten beantworten sie meist mit dem Hinweis, daß die Seelen der Verstorbenen sich im Jenseits weiterentwickeln und entfalten sollen. Wo sie sich aufhielten, gab es vermutlich auch nicht viel anderes zu tun, als sich weiterzuentwickeln.

Taylor Caldwells Interesse war primär auf das irdische Leben gerichtet, und sie war der ehrlichen Überzeugung, daß ihr ein besonders schweres Schicksal zuteil geworden war.

„Ich war in meinem ganzen Leben nur an vier Tagen wirklich glücklich", sagte sie. „Drei davon stellten sich nachträglich als Illusion heraus."

Ich konnte meine Neugier nicht zügeln.

„Und der vierte Tag?" fragte ich.

„Das war der Tag, an dem der Verlag mein erstes Buch annahm."

Ich wußte zum Zeitpunkt dieser Unterhaltung bereits, daß man nicht alles, was sie sagte, ernst nehmen durfte. Ich hatte sie oft genug mit ihrem Gatten gesehen und mit Rührung festgestellt, daß sie eng nebeneinander saßen und Händchen hielten wie ein junges Liebespaar. Ihre Kindheit und Jugend allerdings war unter keinem guten Stern gestanden. Sie war um die Jahrhundertwende in Prestwich, einem Vorort von Manchester, auf die Welt gekommen und Janet Miriam Taylor Holland Caldwell benannt worden. Ihre Eltern gehörten dem Mittelstand an und waren irisch-schottischer Abstammung. Obwohl sie selbst Protestanten waren, gab es auf beiden Seiten sehr eigenwillige katholische und protestantische Großeltern. Das arme

Kind wurde infolgedessen in beiden Konfessionen mehrere Male getauft — von den Methodisten, Anglokatholiken, Presbyterianern, Baptisten, und gleich zweimal nach katholischem Ritus, bei dem sie dann blieb.

Ihre Schulbildung erhielt sie „catch-as-catch-can". Mit vier Jahren besuchte sie eine kleine Privatschule in Reddish, England, und begann zu schreiben, sobald sie einen Bleistift richtig in der Hand halten konnte. Nach der Auswanderung der Familie in die Vereinigten Staaten schrieb sie Theaterstücke, Liedtexte und Gedichte für ihre Sonntagsschulklasse in Buffalo. Und als sie im Alter von achtunddreißig Jahren zum erstenmal ein Werk veröffentlichen konnte, war der ganze Dachboden bereits vollgestopft mit Manuskripten aller Art.

Sie ist die geborene Schriftstellerin, aber sie schreibt nur, wenn ihr danach zumute ist — manchmal die ganze Nacht von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens. Sie ist ein ausgesprochener Nachtmensch und wird erst nach Einbruch der Dunkelheit richtig munter und voll Schaffensdrang. Außerdem kann sie in der Nacht ohne Störung durch Telephonanrufe, Besuche, oder auch nur den Lärm der Straße vor dem Haus, in aller Ruhe arbeiten.

Taylor Caldwell ist durch und durch Amerikanerin. Ihre Loyalität gehört ausschließlich ihrer neuen Heimat, nicht dem Land ihrer Herkunft.

Ihr Vater, Arthur Caldwell, der als Graphiker für den „Manchester Guardian" arbeitete, und ihre Mutter, eine geborene Anne Markham, kamen 1906 in die USA. Janet war damals gerade sechs Jahre alt. Die Familie ließ sich in Buffalo nieder, und hier verbrachte

die Schriftstellerin auch den weitaus größten Teil ihres Lebens.

Als Teenager schon heiratete sie einen jungen Mann aus Virginia und wohnte fünf Jahre lang mit ihm im Hügelland von Kentucky. Sie hatten eine Tochter und lebten von dem, was sie selbst jagen und fischen konnten. Nach ihrer Scheidung kehrte Janet nach Buffalo zurück und arbeitete eine Zeitlang als Gerichtssaalreporter. Sie lernte Marcus Reback kennen, einen Zollbeamten russischer Abstammung, heiratete ihn und gebar eine zweite Tochter.

Ihr Vater starb 1931, Jahre bevor sie berühmt wurde, während ihre Mutter erst 1953 starb. Janets Bezug zu ihren Eltern war nie harmonisch gewesen. Sie vertraten die Ansicht, daß man in der Erziehung mit der Rute nicht sparen dürfe, und brachten den schriftstellerischen Ambitionen ihrer Tochter keinerlei Verständnis entgegen.

„Meine Verwandten lachten mich nur aus, wenn ich sagte, ich wolle Schriftstellerin werden", erzählte sie.

In dem Bestreben, sich von ihren Eltern möglichst unabhängig zu machen, trug sie schon als Kind eifrig zu ihrem Unterhalt bei. Sie wusch Geschirr in Restaurants, mähte die Rasen der Nachbarn und versuchte auf jegliche Weise Geld zu verdienen.

Sie stammte aus einer gesunden Familie, litt aber unter einer Reihe körperlicher Gebrechen. So hatte sie ein chronisches Darmleiden und war schwerhörig — ein Mangel, der sich im Laufe der Zeit immer unangenehmer bemerkbar machte.

„Ich habe mich immer schon schlechter Gesundheit erfreut", sagte sie oft und genoß diese Feststellung wie jeder echte Hypochonder.

Sie konnte strahlend und fröhlich sein, herzlich lachen und einen Abend unter Freunden restlos genießen. Und doch war nicht daran zu zweifeln, daß sie im Innersten an tiefer Schwermut litt, die immer wieder ihr Denken bestimmte — beinahe das, was die Deutschen „Weltschmerz" nennen. Ihre empfindsame Natur schien das Leid der ganzen Welt mitzufühlen.

In unserem Gespräch spielte sie wieder einmal den „advocatus diaboli". „Ich sehe keinen Sinn dahinter", sagte sie, und brachte mich schlagartig zurück in die Gegenwart, zur uralten Frage des Menschen nach seiner eigenen Bestimmung. „Wir haben kein Ziel. Wozu das alles?"

Ich überdachte noch einmal ihren früher geäußerten Wunsch. Sollte man sie wirklich hypnotisieren und in die Vergangenheit zurückversetzen? Ein interessantes Erlebnis wäre es zweifellos und sicher der Mühe wert.

„Und Sie möchten sich also gern hypnotisieren lassen?" fragte ich.

„Wenn es irgend jemandem gelingt — ja."

„Wir müßten es in Kalifornien versuchen. Wenn man es dort nicht fertigbringt, dann nirgends."

„Und warum ausgerechnet Kalifornien?"

Ich lachte. „Dort ist die Atmosphäre so elektrisch, daß sogar die Lebenden glauben, sie seien Geister."

Entlang der langen Tafel war das Raunen der Gespräche plötzlich verstummt.

„Friedhofsstille", sagte eine Stimme.

Ich mußte an Taylor Caldwells Bibelzitat denken und an ihre Behauptung, es gäbe im Grab kein Erinnern. Meine Antwort darauf stammte ebenfalls aus einem Psalm, dem neunundvierzigsten:

„Gott entreißt meine Seele dem Grabe."

II

Inspiration oder Reinkarnation?

„Ich verstehe gar nicht, wie ein Laie über so viel medizinisches Fachwissen verfügen kann. Sie schreibt ja, als wäre sie selbst Ärztin und schöpfte aus eigenen Erinnerungen."

Der bekannte Chirurg Dr. Cadvan Griffiths aus Los Angeles hatte mit großem Interesse die beiden Romane Taylor Caldwells gelesen, die im Ärztemilieu spielen. „Doktor Ferrier" handelt von den Anfängen der modernen medizinischen Wissenschaft, und in „Geliebter und berühmter Arzt" übt der Evangelist Lukas die altehrwürdige Kunst des Hippokrates aus.

„Es verblüfft mich dabei nicht so sehr, daß sie genügend von Medizin versteht, um sachlich richtig darüber zu schreiben", bemerkte der Chirurg, „sondern daß sie darüber schreibt, als kenne sie alles aus eigener Erfahrung — die Vorgänge im Operationssaal, am Bett des Patienten, bei der Diagnosestellung. Ja, sie beschreibt sogar, was ein Arzt empfindet — als Wissenschaftler und als Mensch —, wenn ein schwieriger Fall seine persönliche Entscheidung erfordert."

„Woher hat sie nur ihr medizinisches Wissen?"

Er zuckte die Achseln. „Das Material, das sie bringt, ist zweifellos interessant, aber noch viel interessanter und erstaunlicher finde ich die Art, *wie* sie es bringt.

Es ist kaum vorstellbar, daß ein Laie so vertraut sein sollte mit den gefühlsmäßigen Aspekten des ärztlichen Berufes. Selbst ein Arzt könnte erst nach einigen Jahren Berufsausübung etwas darüber sagen."

Er erläuterte seine Worte an einem Beispiel.

„Wie im Spital Visite gemacht wird — im alten Griechenland wie auch in Pennsylvanien zur Jahrhundertwende —, da schien es mir, als sei ich es selbst, der von Patient zu Patient geht; und zwar nicht zu Beginn meiner ärztlichen Tätigkeit, sondern nach zwanzig Jahren Praxis."

„Vielleicht sind das alles Erinnerungen ihres Unterbewußtseins?" sagte ich.

„Zweifellos ist das Unterbewußtsein meist die Quelle der Inspiration, inwiefern aber sollte es sich um Erinnerungen handeln?"

„Vielleicht war einer ihrer Vorfahren Arzt?"

Er lächelte. „Das würde zur Erklärung wohl nicht ganz reichen."

„Reinkarnation vielleicht?"

Dr. Griffiths brach in schallendes Gelächter aus. „Sie meinen, daß die Menschen wiedergeboren werden — nein, nein, das gibt es leider nicht!"

„Woher wissen Sie das so genau?" fragte ich.

„Weil ich Naturwissenschaftler bin und keinerlei Beweis dafür kenne, daß es so etwas wie Seelenwanderung gibt."

Ich erwähnte die Möglichkeit, die Schriftstellerin unter Hypnose in die Vergangenheit, vielleicht sogar in eine frühere Existenz zurückzuversetzen, um das Erinnerungsvermögen ihres Unterbewußtseins zu prüfen.

„Was versprechen Sie sich davon?" fragte er.

Im Laufe meiner Beschäftigung mit der Reinkarnation in verschiedenen Büchern, besonders in „Die Suche nach dem Mädchen mit den blauen Augen", war ich zur Ansicht gelangt, daß man mit Daten, Namen und Orten, an die sich ein Mensch „erinnerte", die Seelenwanderung nicht beweisen konnte. Diese Erinnerungen ließen sich auch mit Hellseherei erklären. Nur die Erinnerung, die sich im Leben des Menschen ausdrückte, war bedeutsam.

„Wenn wir Taylor Caldwell hypnotisieren", erklärte ich, „und sie wird in ein früheres Leben zurückversetzt, das ihr Wissen über Medizin, viktorianische Literatur, besonders George Eliot, und das Zeitalter des frühen Christentums erklärt, dann ergibt das eine sinnvolle Beziehung zwischen der Vergangenheit mit ihren Erinnerungen und der Gegenwart."

Dieser Gedanke war Dr. Griffiths beinahe ebenso neu wie mir.

„Darüber kann ich nichts sagen", meinte er, „aber zweifellos wäre es ein interessanter Vorstoß ins Unbewußte."

Als Zeitungsreporter hatte ich selbst viel über medizinische Probleme geschrieben und konnte nur staunen über Taylor Caldwells medizinisches Verständnis und ihre lebendige Darstellung der Gefühle, die Arzt und Patienten erfüllen, wenn die Medizin nicht mehr helfen kann und die Entscheidung über Leben oder Tod in Gottes Hand liegt. Kein anderer Romanschriftsteller — und das gilt auch für A. J. Cronin und Frank Slaughter, die selbst Ärzte waren — ist so tief in das überaus heikle Gebiet ärztlicher Ethik eingedrungen und hat den bitteren Kampf der Ärzte um das Leben eines Patienten so genau beschrieben.

Wenn auch heute andere Medikamente zur Verfügung standen und die Spitäler besser eingerichtet waren, so hatten sich doch die Gewohnheiten der Ärzte in 2500 Jahren nicht wesentlich geändert und ebensowenig die Patienten. Da gab es immer noch Herz, Lunge, Leber, Blutkreislauf; und auch die Krankheiten des Körpers und der Seele waren noch die gleichen. Der Arzt und der Patient hatten nach wie vor das eine Ziel: den Patienten so rasch wie möglich aus dem Bett und wieder auf die Beine zu bringen.

In „Geliebter und berühmter Arzt" hat Taylor Caldwell das wunderschön ausgedrückt:

„Ich will lernen, ihn zu überwinden (den Gott, der Krankheit und Tod sendet). Ich werde ihm seine Opfer abjagen. Ich werde die hilflosen Menschen seiner Peinigermacht entreißen. Wenn er die Hand nach einem Kind ausstreckt, werde ich diese Hand niederschlagen. Wenn er Tod verhängt, werde ich weiterzuleben gebieten."

Zum Unterschied von „Dialog mit dem Teufel" und „Sappho", einer Dichtung in Blankversen, war „Geliebter und berühmter Arzt" ein Buch, für das Taylor Caldwell intensives Quellenstudium betreiben hatte können. Ihre Nachforschungen hatten ergeben, daß die Medizin der Antike in mancher Beziehung der heutigen überlegen war, die sich zum Beispiel erst seit neuestem wieder der Hypnose bediente — einer Kunst, die Abraham den Juden aus Babylonien mitgebracht hatte. Sie entdeckte, daß die Babylonier auch geheimnisvolle Steine und Metalle verwendeten, ähnlich unserem Radium und Kobalt, um damit Krebs zu behandeln. Auch wandten sie Opiate und andere Beruhigungsmittel bei Operationen und im Endstadium tödlicher Krankheiten an.

Während einiges Material bewußt gesammelt wurde, enthielten beide Ärzteromane letztlich doch eine zusätzliche Fülle von Informationen, die nicht aus dem Quellenstudium stammten und ihrer Phantasie zugeschrieben wurden.

Dr. Griffiths war sofort aufgefallen, daß in beiden Büchern die „Weiße Krankheit" — so nannten die Griechen die Leukämie — vorkam. Und seltsamerweise hatten die Ärzte vor zweitausend Jahren eher Behandlungsmethoden anzubieten als ihre Kollegen im zwanzigsten Jahrhundert.

Es wurde von der Heilkraft gesprochen, die Christus besessen und von der Paulus gepredigt hatte. Lukas, oder Lucanus, besaß diese Gabe ebenfalls, hatte aber außerdem bei seinem Lehrer Keptah eine sehr umfassende medizinische Ausbildung erhalten. Die Ärzte prüften damals den Harn, das Blut, sie betrachteten mit geschultem Blick die Haare, die Haut, den Augapfel, die Iris, und ihre Diagnose war das Produkt einer seltsamen Mischung von Instinkt und erlerntem Wissen.

Eines Tages hielt Keptah seinem begabten Schüler eine Phiole mit trübem Harn hin und sagte: „Sag mir, was du hier siehst."

Dr. Griffiths stellte fest, daß dieses Gespräch zwischen Lehrer und Schüler ihn an seine eigene Studentenzeit erinnerte. Der Sprachstil war wohl ein anderer, aber es war in dieser Szene die innige Verbundenheit ausgedrückt, die sich nur einstellt, wenn zwei Menschen gemeinsam die Verantwortung für Leben und Gesundheit eines Mitmenschen tragen.

Wie vielen Medizinstudenten vom Beginn der Zeiten an hatte man übelriechende Fläschchen, Becher oder Phiolen unter die Nase gehalten und sie schroff um ihre Meinung gefragt? Die tiefe Einfühlungskraft, das subtile Erfassen der Situation, die verblüffenden Details ließen ahnen, daß die Autorin bei der Gestaltung dieser Szene aus inneren Quellen schöpfte.

Dies schien auch Dr. Griffiths bewußt, als er zu lesen begann:

„Lucanus nahm die Phiole, roch an ihr, ließ den Inhalt an den kristallhellen Wänden des Gefäßes entlanggleiten. Dann sagte er: ‚Dieser Mann ist sehr krank. Der Urin ist voll von Giftstoffen, verdickt, übelriechend und dunkel gefärbt. Ich glaube, Blut darin zu sehen. Die Nieren des Mannes sind in gefährlicher Weise angegriffen.' Das jugendliche Gesicht wurde lebhaft. ‚Wir müssen große Mengen Wasser verordnen und Salz verbieten und sofort Dampfbäder anwenden, um starke Schweißausbrüche zu erzielen.'

Keptah erklärte: ‚Es handelt sich nicht um einen Mann. Dieser Harn stammt von einer Frau, die bald gebären wird. Sie zeigt Erscheinungen der Wassersucht an Bauch, Gesicht und Gelenken.'

‚Dann müssen wir die Flüssigkeitsansammlungen entfernen', sagte Lucanus nachdenklich. Er betrachtete die Phiole nochmals. ‚Sonst könnte die Frau sterben.'

‚Ja', pflichtete Keptah bei. Er seufzte tief. ‚Bis zur normalen Entbindung dauert es noch mindestens sechs Wochen. Aber ich muß die Geburt sofort einleiten. Wahrscheinlich wird das Kind sterben, weil es nicht ausgereift ist. Ich muß da eine schreckliche Wahl treffen. Allerdings bietet eine rasche Entbindung die einzige Möglichkeit, die von ihrer eigenen Leibesfrucht

vergiftete Mutter zu retten. Eigentlich bleibt mir überhaupt keine Wahl. Eine verzweifelte Lage!'

‚Und das Kind kann nicht am Leben erhalten werden?'

‚Dafür sind die Aussichten sehr gering.' Keptah stützte den Kopf in die Hände, und sein Seufzen war fast ein Stöhnen . . .

‚Bis vor fünf Tagen war alles in Ordnung. Es ist eine Schwangerschafts-Blutvergiftung, eine lebensgefährliche Erkrankung. Ich habe es schon befürchtet, als unsere Herrin vor kurzem Kopfschmerzen bekam und etwas Fieber. Du hast den Urin gesehen. Du weißt jetzt, was das alles bedeutet.' "

Die Frau war nicht mehr jung und ihr erstes, einziges Kind war gestorben. Nun hatte das Ehepaar seine letzte Hoffnung auf einen Sohn und Erben gesetzt. Das Leben der Mutter war gleichfalls in Gefahr. Das aber behielt der behandelnde Arzt wohlweislich für sich, während er zu seiner Patientin eilte.

„Keptah hatte Aurelia unter der einschläfernden Wirkung der ihr verabreichten Arznei vorgefunden. Aber sie keuchte auf ihrem Bett, und das gedunsene Gesicht war schrecklich blau. Sie hatte unter den Decken die Beine hochgezogen und hielt eine Hand an den schmerzenden Unterleib gepreßt. An ihrem ganzen Körper zuckten die Muskeln, als besäßen sie ein von ihr unabhängiges Eigenleben. Ihre verdickte Zunge trat zwischen den geschwollenen Lippen hervor, und an den Mundwinkeln stand blutiger Schaum. Ihr röchelndes Atmen füllte den Raum. Ihre Augen hefteten sich auf Keptah, glasige, erschreckte Augen.

Keptah fühlte ihr den Puls. Er bückte sich, legte das Ohr an ihre Brust und horchte das Herz ab; es schlug

sehr rasch und heftig. Er hob wieder den Kopf. Aurelia begann sich hin und her zu werfen; sie stieß gegen die hoch aufgeschichteten, rings um ihren Leib gestopften Kissen, die verhindern sollten, daß sie sich bei den krampfhaften Zuckungen selbst aus dem Bett schleuderte. Während ihr leidender Körper sich drehte und wendete, kam sie immer mehr zu vollem Bewußtsein. Sie sagte zu Keptah: ‚Du mußt das Kind retten. Mit mir steht es sehr schlecht. Ich werde vielleicht sterben. Daran liegt nichts. Aber rette das Kind für meinen lieben Mann!' Sie hob sich ein wenig und faßte Keptahs schmächtigen Arm; die feuchten dunklen Haarflechten fielen ihr zerzaust über Schultern und Brust.

Von einem Tragbrett, das eine Pflegerin ihm hinhielt, nahm Keptah einen kleinen Becher und goß darein eine goldgelbe, schleimige, schimmernde Flüssigkeit. Die keuchende Kranke sah den Becher zweifelnd an, mit der gesteigerten Auffassungsgabe eines dem Tode nahen Menschen. ‚Wird dadurch das Kind gerettet?' fragte sie in ergreifendem Ton . . .

Dann sank Aurelia auf ihre Kissen zurück und blickte Keptah fest an. ‚Es heißt, daß man Julius Cäsar, um ihn lebend zur Welt zu bringen, aus dem Leib seiner sterbenden Mutter geschnitten hat. Kannst du das nicht auch bei mir machen? Was ist mein Leben, wenn es um das Glück meines Mannes geht?'

‚Der Trank, den ich dir gegeben habe, wird fast sofort Wehen hervorrufen, Herrin', entgegnete Keptah, ihrem Blick ausweichend. ‚Alles Weitere steht bei Gott.'

Bedeckte Messingschüsseln voll heißer Holzkohle wurden in Wolle gewickelt und um Aurelias zucken-

den Körper gestellt. Mit dem nahenden Tode wurde der Geist der Kranken frohgemuter . . .

Ihr Gesicht hatte sich merkwürdig verändert, zu einer Art Entrücktheit, als lauschte sie Tönen, die nur sie mit der Seele zu hören vermochte. Im nächsten Augenblick wurde ihr aufgetriebener Körper starr, sie warf die Arme in die Luft und krümmte in plötzlicher Verkrampfung den Rücken. Ihr Nacken streckte, ihre Schultern hoben sich, und ein langes, wie unterirdisches Stöhnen schien weniger aus der Kehle als aus tieferliegenden Schichten des Körpers zu kommen. Ihre Augen traten aus den Höhlen, ihre geschwollene Zunge drängte sich zwischen purpur verfärbten Lippen hervor.

‚Schau!' sagte Keptah leise zu Lucanus. Er schob die Bettdecken beiseite und schlug Aurelias Hemd hoch. Der aufgewölbte, bläuliche, wie Marmor geäderte Unterleib zuckte heftig; Wellen von Muskelzusammenziehungen überliefen ihn. Dann ergoß sich aus den Geburtswegen ein Schwall von Flüssigkeit, Blut mit Wasser vermischt, und der Geruch davon erfüllte den Raum. Keptah führte seine langen schmalen Finger in den Leib der armen Frau ein, und sie stöhnte wieder; Iris nahm ihre beiden zuckenden Hände und hielt sie fest. (Iris ist die Mutter des Lucanus.)

Lucanus wußte, wie er sich nützlich machen konnte. Er preßte beide Hände gegen die Wölbung des Unterleibs und unterstützte mit rhythmischen Bewegungen die strangförmig verdickten Muskeln bei ihren Bemühungen, das Kind aus dem Mutterschoß zu treiben. Aber die Muskeln waren durch ihre Verkrampfung gehemmt; unter Lucanus' Händen griffen sie sich wie unnachgiebiges Eisen an. Er schloß die Augen und

ließ seine feinfühligen Hände und Finger ihr Werk tun; wenn eine Wehe erschlaffte, half er kräftig nach."

Während Dr. Griffiths mit kräftiger Stimme und guter Betonung weiterlas, wurde die Szene vor unseren Augen lebendig:

„Die mit Aurelias Krankheit zusammenhängenden Krämpfe behinderten die Ausstoßung der Leibesfrucht; aber noch schauderte Keptah vor dem Furchtbaren zurück, das er nun tun mußte. Er hatte eine folgenschwere Entscheidung zu treffen. Höchstwahrscheinlich würde das Kind tot zur Welt kommen oder bald sterben. Indes bestand eine gewisse Möglichkeit, eine Lebendgeburt, und eine noch kleinere Möglichkeit, ein Weiterleben des Kindes zu gewährleisten. Dazu mußte jedoch die verkrampfte Gebärmutter durch einen Schnitt erweitert und das Kind gewaltsam entbunden werden. Infolge dieses Eingriffes würde Aurelia verbluten. Unter den gegebenen Umständen konnte man den Kopf des Kindes nicht mit der Zange fassen, weil die unreife Frucht noch nicht bis zum Muttermund gelangt war, und auch wegen der allgemeinen Verkrampfung der Körpermuskulatur. Zu allem Unglück glaubte Keptah, bei einer neuerlichen Untersuchung eine sehr ungünstige Steißlage festzustellen. ‚O Gott!' seufzte er laut.

Auf ein Zeichen Keptahs legte Lucanus das Ohr an Aurelias schwer atmende Brust. Bestürzt blickte er den Arzt an: das Herz schlug merklich schwächer, obwohl es wie rasend klopfte. Überdies wurde der Schmerz für Aurelia unerträglich. Als Lucanus sah, daß Keptahs dunkle, zitternde Hand nach einem scharfen Messer griff, biß er die Zähne fest zusammen, und wilder, ohnmächtiger Groll erfüllte ihn.

Jetzt neigte er sich über Aurelia und nahm ihr eisig feuchtes Gesicht zwischen die Hände. Durch seine Willenskraft zwang er ihre starren Augen, ihn anzublicken, und begann, hypnotisierend zu murmeln. ‚Du hast keine Schmerzen', sagte er wieder und wieder. ‚Die Schmerzen sind vergangen ... Du bist sehr schläfrig und müde. Die Schmerzen sind vergangen ... Du entspannst dich ... Die Schmerzen sind vergangen ... Du schläfst jetzt ein ...'"

Die Hypnose wirkte Wunder, genau wie im neunzehnten Jahrhundert, als Mesmer und Braid sie neu entdeckten.

„Aurelia sah seine Augen und hörte seine Stimme. Diese Augen erschienen ihr wie blaue, mitten im Dunkel schwebende Monde. Sie füllten das ganze Weltall, sie wurden immer strahlender. Und zum Klang dieser Stimme begann alles sich leise zu wiegen. Aurelia merkte, daß sie auf einem lichtlosen, aber unendlich geruhsamen Meer dahintrieb, ohne Schmerzen. Ein Wonnegefühl durchdrang sie, ein Empfinden der Leichtigkeit, der Befreiung von jeglicher Angst. Alles war nun klar geworden, alles war Freude und Friede. Sie spürte nicht das Wühlen des Messers in ihren Eingeweiden, spürte nicht das Strömen des Bluts. Sie war körperlos. Sie lächelte; und ihr Lächeln schien erwidert zu werden, aus irgendwelchen fernen Tiefen, die ihr entgegenschwebten, aus Tiefen, die von Liebe und Zärtlichkeit und Mitgefühl durchdrungen waren. ‚Mutter!' sagte sie mit schwacher Stimme, hochbeglückt, und dann war sie still."

Langsam verstand ich Taylor Caldwells Interesse für Hypnose und — bis zu einem gewissen Grad — für den Tod.

„Sie schreibt das, als säße sie dabei und beobachtete ihr eigenes Sterben", warf ich ein.

„Was nun folgt, ist noch bemerkenswerter", erwiderte Dr. Griffiths. „Es zeigt das Schweben zwischen Leben und Tod, dieses Balancieren auf des Messers Schneide, wie nur der Arzt es aus seiner Erfahrung heraus kennt."

Er las weiter: „Lucanus hob den Kopf und blickte Keptah an, und die Säure der Verbitterung zerfraß ihm die Seele. ‚Sie ist dahin', sagte er.

Aber Keptah zog die Beine des Kindes aus dem Mutterleib, dünne, grotesk verkrümmte Beine, puppenhaft klein und bläulich. Jetzt tauchte mit wachsender Raschheit der winzige Bauch auf, dann der kleine Oberkörper und schließlich der vom Blut feuchte Kopf, kaum größer als ein Apfel. Das Gesicht war wie aus Wachs geformt, blutbenetzt wie der ganze Leib, und die Puppenaugen waren geschlossen, der Mund ohne Atem.

Nun lag das Kind zwischen den Beinen der toten Mutter, ebenso reglos wie sie und in einer Lache ihres Blutes . . . Es war vorbei; keines der beiden Leben hatte gerettet werden können. Keptah kniete am Fußende des Bettes nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Lucanus richtete sich steif auf. Sein Körper schien bersten zu wollen vor kalter Wut, vor Abscheu und Empörung. Zwei Menschen waren sinnlos und zwecklos gestorben. Wiederum hatte Gottes grausame Hand zwei Menschenleben ausgetilgt. ‚Nein!' schrie Lucanus heftig. ‚Nein!'

Er bückte sich und hob das entseelte Kind in den Armen hoch. Einen Augenblick lang war er entsetzt darüber, wie leicht es war. Es wog weniger als die

Puppe, die er Rubria vor Jahren geschenkt hatte. Der Körper war blaß und kalt, das Gesicht blau, der Kopf hing schlaff herab. Lucanus zwängte die winzigen Lippen des Neugeborenen auf und schob ihm einen Finger in den Schlund. Er zog einen Propf von Blut und Schleim hervor. Niemand beachtete ihn, als er eine gewärmte Decke nahm und das Kind dareinhüllte. Wieder öffnete er den unglaublich kleinen Mund, hielt das leblose Geschöpf zu seinem Gesicht und blies ihm mit tiefen Atemzügen Luft in Kehle und Lungen. Er sammelte seine ganze Aufmerksamkeit, seine ganze Willenskraft auf den Säugling.

‚Lebe!' befahl Lucanus dem Kind; große Schweißtropfen rannen ihm über die Haut und tränkten sein Gewand. Der starke Hauch seines Atems ging ein und aus durch die Kehle des Säuglings, stark wie das Leben selbst, grimmig und zielbewußt, unabweislich. Seine Finger umfaßten behutsam, aber fest den Rumpf des Kindes, preßten den Brustkorb immer wieder zusammen und ließen ihn rasch wieder los, während er mit dem linken Arm den kleinen Körper an sein Herz drückte und ihm ständig Atem in den Mund blies.

Iris zog ein Laken über Aurelias totes, entspanntes Gesicht, und ihr Jammern verstummte, als sie auf den Lippen ihrer Herrin das schwache, friedliche Lächeln sah. Der im Fenster sichtbare Fleck grauen Himmels verdunkelte sich als Vorzeichen eines kommenden Gewitters; in der Ferne hörte man Donnergrollen, und dann zuckte ein Blitz. Die Pflegerinnen hörten nicht auf zu schluchzen und zu wimmern und für die Tote zu beten. Keptah setzte sich auf seine Fersen zurück und ließ den Kopf sinken. Sturm und Donner mischten ihre Stimmen in die Totenklage.

Dann fuhr Keptah zusammen und sprang auf. In dem Raum war ein neuer Ton laut geworden, schwach und dünn wie das Piepsen eines Kükens. Der Ton erstarb und setzte dann stärker wieder ein. Keptah lief zu Lucanus und rief voll ehrfürchtiger Scheu: ‚Der Knabe lebt! Er ist nicht tot!'

Aber Lucanus sah und hörte ihn nicht. Seine Finger bewegten sich unentwegt; er hauchte seinen Atem und seinen Willen und sein Leben in den winzigen Körper. Das Kind regte sich an seinem Herzen, ganz schwach, wie ein zappelndes Vöglein. Sein blutbeschmutztes Gesicht verlor die bläuliche Blässe und wurde tiefrot. Eine unwahrscheinlich kleine Hand drückte gegen die Wolldecke.

‚Das Kind lebt!' rief Keptah, von Freude übermannt. ‚Es atmet! Ein Wunder Gottes!' "

Ein Triumph der Medizin und ein Sieg der Männer, die die Tradition des Hippokrates hochhielten, des Vaters der Medizin, in dessen Namen jeder Arzt auch heute noch den hippokratischen Eid ablegt. Keptah war ein Schüler des großen Hippokrates, aber er vertrat durchaus seine eigenen Ansichten über den Wert des menschlichen Lebens, über Euthanasie und über die Seele — ja, die Seele. Das Gespräch darüber ergab sich aus einer besonders packenden Szene, in der Lehrer und Schüler durch ein Spital für Sklaven gehen.

„Fünf Betten waren mit stöhnenden und sich hin und her wälzenden Männern und Frauen belegt. Drei Sklaven folgten dem Arzt und seinem Schüler mit Bronzeschlüsseln, Ölen und weißen Leinenstreifen. Ein vierter Sklave trug ein Brett mit kleinen flüssigkeitsgefüllten Gefäßen. Keptah und Lucanus waren an dem Bett eines Mannes stehengeblieben, der vor rasendem

Schmerz keuchte. Seine linke Gesichtshälfte war wie von einer riesigen Made weggefressen, das Fleisch offengelegt und zerfetzt, die Lippen aufgeschwollen und bluttriefend. Der Kranke blickte zu dem Arzt auf, der ihn sorgenvoll betrachtete. Und Lucanus schaute in bitterer Verzweiflung auf das jammervolle Bild.

Dann flüsterte er Keptah zu: ‚Es wäre doch nur ein Werk der Barmherzigkeit, diesem Menschen etwas einzuflößen, das ihm Frieden und Tod brächte.'

Keptah schüttelte langsam den Kopf. ‚Hippokrates hat das als verboten bezeichnet. Wer kann wissen, in welchem Augenblick die Seele zu Gott findet? Sollen wir den armen Kerl heute abend umbringen, wenn ihm vielleicht morgen früh die Erkenntnis Gottes zuteil wird? Außerdem vermag der Mensch nicht Leben zu geben; deshalb steht es ihm auch nicht zu, den Tod zu geben. Beides ist ausschließlich IHM vorbehalten, dessen Wirken für uns undurchschaubar und in Geheimnis gehüllt bleibt.' "

Mir fiel auf, wie ernst die Schriftstellerin die Seele nahm.

„Ist es nicht seltsam", sagte ich zu Dr. Griffiths, „daß sie zwar die Existenz der Seele leugnet, sich aber doch so eingehend mit ihr beschäftigt?"

Er zuckte mit den Achseln. „Das eine tut sie bewußt, das andere unbewußt. Wer weiß, was da alles mitspielt."

Griffiths, der als Arzt den Eid geleistet hatte, das menschliche Leben so lang wie möglich zu erhalten, hatte seine diesbezüglichen Bemühungen nie im Zusammenhang mit der menschlichen Seele gesehen.

„Das ist jedenfalls ein positiver Grund, das Leben länger zu erhalten, und ein Argument gegen jene, die

sich göttliche Rechte über das Leben des Menschen anmaßen."

Als Arzt interessierte ihn vor allem die Beschreibung der todbringenden Krankheit, deren klinische Details er beachtenswert fand.

„‚Hippokrates lehrt, daß dieses Übel bisweilen von selbst ausheilt', sagte Keptah. ‚Einmal erwähnte er, es sei eine Heimsuchung der Götter, die, falls das zutrifft, offenbar nicht gutherziger sind als die Menschen. Er empfiehlt Aufgüsse und Absude gewisser Kräuter, um die besonders heftigen Qualen zu stillen, sowie in Wein und flüssige Arzneien getauchte Tampone zur Schmerzlinderung bei Frauen, die an der ihren Schoß zerfressenden Krankheit leiden. Bei Männern empfiehlt er Ätzungen und Entmannungen. Er betrachtet das grundlegende Übel bloß als Erkrankung der Schamteile, wobei er allerdings in manchen seiner Feststellungen unsicher ist. Handelt es sich in allen Fällen um das gleiche oder um verschiedene Leiden? Einer seiner Schüler hielt die Krankheit, wenn sie die Haut ergreift, für verwandt mit dem Aussatz. Liegt die gleiche Ursache zugrunde, wenn ein Muttermal wächst und schwarz wird und rasch zum Tode führt? Und ist die Weiße Krankheit, die das Blut zerstört und es klebrig wie Sirup macht, auch das gleiche? Und ebenso auch jenes Leiden, das Nieren, Lungen, Milz und Gedärme zerfrißt? Hippokrates ist sich nicht schlüssig darüber. Ich bin mir klar: es handelt sich um die gleiche Krankheit mit verschiedenen Erscheinungsbildern. Und es handelt sich um das ärgste aller Übel; denn es kommt wie ein Dieb in der Nacht, und erst ganz zum Schluß, wenn ein Messer im Körper bohrt und bohrt, schreit das Opfer laut und erfleht den Tod.' "

Das war natürlich Syphilis im fortgeschrittenen Stadium, und jeder Arzt hat diese Symptome schon gesehen. Wer aber hätte sie beschreiben können, als hätte sich ihm jede Pustel, jede Eiterblase unauslöschlich eingeprägt? Selbst wenn Taylor Caldwell einen Experten auf dem Gebiet der antiken Medizin zu Rate gezogen hätte, wie konnte sie so genau die Veränderungen des Blutes bei der Weißen Krankheit, der Leukämie, beschreiben?

Fast schien es, als ginge sie mit Keptah durch das Spital und hörte voll Mitleid, wie ein anderer Patient, der Sklave Niger, die Ärzte anflehte, ihn von seinen Schmerzen zu erlösen.

„‚Töte mich!' schrie der Sklave und bäumte sich in seinem Bett auf. Mit zum Skelett abgemagerter Hand packte er den Arzt am Arm. ‚Gib mir den Tod!' Seine Stimme erstickte röchelnd in hervorquellendem Blut.

Lukas in seiner jugendlichen Empfindsamkeit war entsetzt über dieses scheinbar so sinnlose Leiden, und er lehnte sich heftig gegen Nigers ungerechtes Schicksal auf.

Was hatte dieser arme Sklave, ein Gärtner, gegen die Götter verbrochen, daß er sich ein solches Schicksal verdient hätte? Er war ein freundlicher, harmloser Geselle gewesen, voll Freude über seine Blumen, voll Stolz auf seine Beete, voll Liebe zu seinen Lilien, voll väterlicher Fürsorge für seine Rosen. Es gab Hunderttausende von Menschen, die ein friedsames Leben weniger verdienten als er. Die Welt war erfüllt von Scheusalen, die in Ruhe aßen und tranken und lachten und deren Kinder in ihren hübschen Hausgärten umhersprangen und kein Ungemach kannten."

Während Dr. Griffiths vor allem die Gedankengänge

des jungen Mannes sehr verständlich fand, konnte ich mir die Bemerkung nicht verkneifen, daß die Schriftstellerin hier eigentlich der Reinkarnation das Wort redete. Schulden und Guthaben aus einer anderen Existenz waren die einzig mögliche Erklärung für die Unbill dieses Lebens.

Der Chirurg verzog das Gesicht. „Von Reinkarnation weiß ich nichts. Mich faszinieren die medizinischen Aspekte, vor allem auch Keptahs Verhalten am Krankenbett. Es könnte allen Ärzten als Vorbild dienen, deren Patienten sich in ähnlicher Lage befinden."

Er las weiter:

„Sehr liebevoll ergriff Keptah die krampfhaft ausgestreckte Hand des Sklaven und hielt sie fest. ‚Hör mich an!' sagte er. ‚Du bist ja ein vernünftiger Mensch und wirst mich verstehen. Die gleiche Krankheit haben auch andere Leute, aber nicht wie du im Körper, sondern in der Seele, und ich versichere dir, daß sie mehr leiden als du. Während aus deinem Mund Blut sickert, bricht aus ihren Seelen Gewalttat und Tücke. Ist bei dir das Fleisch wund, so sind es bei ihnen die Herzen. Niger, ich schwöre dir, daß du glücklicher bist als sie.' "

Aber Keptah hatte mehr zu bieten als Vergleiche. Er versuchte auf mehrere Arten, die Schmerzen des Sklaven zu lindern.

„Lucanus sah Keptah den getränkten Leinenfleck auf das schrecklich entstellte Gesicht legen. Der Sklave keuchte. Die weniger leidenden Mitpatienten schauten von ihren Betten her zu. Dann, endlich, trat in die Augen des Kranken feuchte Entspannung, zitternde Erleichterung. Eine Träne rann aus einem Augenwinkel. Keptah nahm einen Becher, schob seinen Arm unter den Kopf des Sklaven und hob ihn so behutsam,

wie nur eine Mutter es mit ihrem Kind tun kann; dann hielt er den Becher an die verzerrten Lippen, und Niger trank langsam, mit rührender Folgsamkeit. Als Keptah den Kopf des Sklaven auf das Kissen zurückgleiten ließ, war der Kranke schon, leise stöhnend, eingeschlafen. Lange betrachtete Keptah ihn mit rätselhafter Miene. Sein finsteres Gesicht mit den tiefliegenden Augen war unergründbar.

‚Die Krankheit hat schon den Kehlkopf erfaßt', murmelte er. ‚Der Mann wird nicht mehr lang leben.' Er wandte sich an einen der Pfleger. ‚Gib ihm jedesmal, wenn die Schmerzen unerträglich werden, diesen Trank, aber nicht öfter als alle drei Stunden, nach der Wasseruhr.'

Lukas verstand nicht, wie der ältere Arzt den Verlauf der Krankheit als etwas Unabänderliches akzeptieren konnte.

‚Ist das alles, was du kannst?'

Keptah betonte die Wichtigkeit früher Diagnose und Behandlung.

‚Wäre er zu mir gekommen, als das erste kleine, harte, weiße Geschwür an der Innenseite der Wange auftrat, so hätte ich es mit glühenden Eisen ausbrennen können. Er ist erst gekommen, als er starke Schluckbeschwerden hatte und die Mundschleimhäute schon bluteten und zerstört waren und sich ablösten. Merke dir: ob es sich nun um ein Leiden der Seele oder des Körpers handelt, es ist immer am besten, Rat und Hilfe gleich bei Beginn zu suchen. Später ist alles vergebens.' "

Die Visite ging weiter.

„Sie begaben sich zu dem Bett einer jungen Sklavin, die kaum geringere Qualen litt als Niger. Ihr Bett war

feucht und schmutzig. Keptah fuhr einen der Pfleger an: ‚Habe ich dir nicht aufgetragen, die Laken trocken und rein zu halten? Was da aus ihrem Körper kommt, ist Gift. Ich werde dich dem Aufseher melden, mach dich also auf eine Auspeitschung gefaßt.'"

Griffiths mußte über die Entschuldigung des wimmernden Sklaven lachen. So lautete auch heute noch die Ausrede jeder Krankenschwester, die ihre Pflicht vernachlässigt hatte.

„‚Herr, ich habe auch noch andere Pflichten.'"

Keptah ermahnte ihn:

„‚Keine Pflicht ist größer als die, Leiden zu heilen oder zu lindern. Heilkunde ist die wahre göttliche Kunst. Genug. Mach deine Arbeit in Hinkunft besser, dann werde ich von deiner Auspeitschung absehen.'"

Genau wie ich war auch Dr. Griffiths erstaunt über den großen Wert, der auf Asepsis gelegt wurde; über hygienische Maßnahmen gegen die Verbreitung der Bakterien zu einer Zeit, da man zu ihrer Feststellung noch kein Instrument besaß.

„Woher sie diese Information hat, weiß ich nicht", sagte nachdenklich der Arzt. „Möglicherweise ist das alles reine Erfindung. Andererseits klingt alles übrige sehr echt."

Die nächste Patientin war das Opfer einer verpfuschten Abtreibung.

„Keptah legte ihr die Hand auf die Stirn, um die Körperwärme zu prüfen. Er sagte zu Lucanus: ‚Sie hat an sich selbst einen Eingriff versucht mit einem schmutzigen, primitiven Instrument, wie es die Wilden benutzen. Das sind die Folgen.'

‚Ich wollte kein Kind, das als Sklave geboren wird!' jammerte das Mädchen.

Keptah entgegnete mit finsterer Miene: ‚Die Absicht war gut, die Tat nicht. Du hättest von Anfang an tugendhaft bleiben sollen!'"

Griffiths lachte über die Gewohnheit der Ärzte, im nachhinein Moralpredigten zu halten. Er sagte: „So wie Keptah sprechen viele Ärzte — auch ich."

Die Patientin konnte nur zerknirscht zuhören. Sie war ja völlig in der Hand des Arztes und auf ihn angewiesen. Keptah aber fuhr fort:

„‚Hast du einen bösen Herrn? Wenn du ihn um einen Gatten gebeten hättest, wäre dir einer gegeben worden. Das Hauswesen unseres Herrn ist sittsam. Aber du hast herumgeliebelt, aus Lüsternheit und Wollust. Nichts kann dich entschuldigen. Du wurdest im Lesen und Schreiben unterwiesen, im Spinnen und Nähen, im Kochen und in anderen nützlichen Verrichtungen. Dir ist es nicht so ergangen wie den Sklavinnen in Rom, die nach Gutdünken ihres Herrn in dessen Bett befohlen werden. Na schön. Schauen wir uns die Sache an.'

Aber zuerst wusch er sich die Hände mit Wasser und rieb sie mit stechend riechendem Öl ein. Dann untersuchte er die weinende Kranke und betastete ihre entzündeten, stark eiternden Schleimhäute. ‚Muß ich sterben?' rief Julia angstvoll.

Keptah antwortete nicht. Er drehte ein Stück weißes Leinen zu einem schmalen kegelförmigen Gebilde und tauchte es in Flüssigkeit aus einem seiner Gefäße. Die junge Sklavin wurde ganz blaß. Keptah spreizte ihr jedoch entschlossen die Beine und schob den Leinenpfropf in ihren Schoß. Sie schrie auf. Die Luft erfüllte sich mit aromatischem Duft. ‚Laß den Tampon bis Abend drinnen!' befahl Keptah dem Pfleger. ‚Dann

nimm ihn heraus und vernichte ihn; er ist verseucht und gefährlich. Anschließend wasche ihr die Schamteile mit fließendem, klarem Wasser und mach einen zweiten Tampon, den sie sich selbst einführen soll. Inzwischen werden die Schleimhäute weniger schmerzhaft geworden sein.'

Er tätschelte der Kleinen die feuchten Hände und gab ihr etwas zu trinken. Dann sagte er zu ihr: ‚Sterben wirst du nicht daran, meine Liebe. Du wirst am Leben bleiben, um, wie ich fürchte, weiter zu sündigen.'"

Wenn Taylor Caldwells Beschreibungen stimmten, dann wußten manche Ärzte damals schon so viel wie heute.

„Die Fenster ließen die kühle Winterluft ein, die in Wellen den Raum füllte. ‚Luft und Licht sind Feinde aller Krankheiten', erklärte Keptah in völligem Gegensatz zur Meinung anderer Ärzte. ‚Auch Reinlichkeit ist ein solcher Feind. Gar nicht zu reden von Selbstachtung und Achtung vor dem Leib, in den die Seele sich kleidet.'"

Und sie gingen weiter.

„Sie hielten vor dem Bett einer jungen, netten Frau an, deren Bauch stark aufgedunsen war. Neben ihr kauerte mit tränenüberströmtem Gesicht ihr ebenso junger und stattlicher Gatte. Er richtete sich rasch auf und blickte Keptah aus schimmernden Augen beschwörend an. ‚Ach, Herr!' sagte er. ‚Sie ist doch sicher schwanger und wird bald gebären, nicht wahr?'

Keptah seufzte. ‚Ich habe es dir schon gesagt, Glaukos. Das ist kein Kind, sondern eine große Geschwulst. Die Frau muß davon befreit werden, sonst stirbt sie. Ich hätte zwar gleich operieren können, aber ich wollte

die Entscheidung dir überlassen. Du hast gezögert und so die Aussichten, daß sie am Leben bleibt, vermindert. Jetzt darf nicht länger zugewartet werden. Entschließe dich! Soll ich jetzt deine Frau retten, oder willst du warten und sie sterben lassen? Ohne Operation wird sie bestimmt sterben; wenn ich sofort eingreife, bleibt sie vielleicht am Leben.'

Er wandte sich zu Lucanus. ‚Betaste den Bauch!' sagte er."

Der junge Mann hatte noch nicht lange genug mit Patienten zu tun gehabt, um sie sachlich und frei von Emotion betrachten zu können.

„Lucanus war von Mitleid für diese beherzte Frau erfüllt, die nicht weinte, sondern nur tapfer lächelte. Er hob ihr Hemd. Der Bauch war so glatt und geädert wie Marmor und schimmerte von der Spannung der gedehnten Haut. Lucanus tastete sorgfältig und schloß dabei die Augen, um die ganze Aufmerksamkeit auf seine fein empfindlichen Finger zu sammeln. Auf der rechten Seite fühlte der Bauch sich wie Stein an; wenn jedoch die Finger gegen den Nabel zu glitten, spürte Lucanus eine Schwammigkeit der Gewebe und das Schwappen von Flüssigkeit. ‚Ich bin überzeugt, daß es keine bösartige Geschwulst ist', meinte er.

Keptah nickte erfreut. ‚Es ist eine Fett- und Schleimgeschwulst', erklärte er. ‚Kommt sehr häufig vor. Hätte schon vor vielen Monaten entfernt werden sollen. Aber dieses Ehepaar sehnte sich nach einem Kinde und hat, nach dreijähriger Ehe, die Gewebswucherung für eine Leibesfrucht gehalten. Die Geschwulst hängt am rechten Eierstock, der auch entfernt werden muß.'

‚Da wird sie keine Kinder mehr bekommen!' jammerte Glaukos. ‚Oder höchstens ein Mädchen!'

‚Glaube nicht an so alberne Dinge!' verwies ihn Keptah. ‚Schon Aristoteles hat die alte Ansicht aufgegeben, daß der eine Eierstock oder der eine Hoden einen Knaben, der andere ein Mädchen erzeugt. Deiner Frau wird der linke Eierstock bleiben, und es liegt im unerforschlichen Ratschluß Gottes, ob sie später einen Sohn oder eine Tochter bekommt.'

Er zerrieb frische, scharf riechende Pflanzenblätter in einem Mörser, goß etwas Wein darüber und gab den Trank Hebra, die ihn gehorsam schluckte. Zu einem der Sklaven sagte Keptah: ‚Bleib bei ihr und gib ihr einen großen Becher Wein und dann noch einen. Wenn sie schläft, rufe mich!' Hebras Augen begannen sich zu schließen, während ihr Gatte sie angstvoll beobachtete. Sie hob träge eine liebevolle Hand und streichelte ihm tröstend die Wange.

‚Die Frauen', sagte Keptah zu Lucanus, während sie zu einem anderen Bett schritten, ‚sind, wie du siehst, um Leben und Tod weniger besorgt als die Männer. Ist das Gläubigkeit? Oder nehmen die Frauen wegen ihrer wirklichkeitsnäheren Einstellung die Tatsachen gelassener hin?'"

Nach dieser weisen Bemerkung wandte sich Keptah einem männlichen Patienten zu, der das eben Gesagte durch sein Verhalten voll und ganz bestätigte.

„Der Mann im nächsten Bett war außerordentlich dick; seine weiße Haut schien teigig schlaff. Er sah Keptah mit grollendem Schweigen an. Der Arzt warf einen Blick auf den kleinen Tisch neben der Bettstelle, auf dem ein Eimer Wasser und ein Becher standen. ‚Hast du das Wasser heute ausgetrunken?' Der Mann murmelte etwas. Ein Geruch nach Äpfeln oder nach Heu schwebte in seiner schweren Atemluft.

‚Schon vor Monaten habe ich dich gewarnt, du solltest deine Vorliebe für Bäckereien und Brot und Honig bezähmen', sagte Keptah streng. ‚Ich habe dir mitgeteilt, daß du die Süße Krankheit hast und daß dir, wenn du nichts dagegen tust, schließlich die Muskeln und die Knochen in einem Strom von Harn aus dem Körper geschwemmt werden. Aber offenbar hast du dich nicht mit Magerfleisch und Gemüse begnügt, wovon es eine große Menge hier in diesem Hause gibt, das auf ausreichende Ernährung der Sklaven hält. Wenn du deine tierische Eßlust nicht bezwingst, wirst du sehr bald unter Krämpfen sterben. Du hast zu wählen. Tu es!'"

Keptath sprach natürlich von der Diabetes, auch Zuckerkrankheit genannt. An seiner Diagnose war nichts Auffallendes; erst seine Begründung für den Ausbruch der Krankheit ließ uns aufhorchen.

„Er wandte sich an Lucanus und hielt ihm einen kurzen Vortrag. ‚Immer spiegelt die Krankheit das Wesen des Menschen wider', erklärte er. ‚Leute, die an der Süßen Krankheit, bei der der Harn zuckerhaltig ist, leiden, zeigen oft eine gewisse Nachgiebigkeit gegenüber den eigenen Gelüsten, die aus einer allgemeinen Selbstliebe, einer Bevorzugung des eigenen Ich gegenüber dem fremden Wohle, entspringt. Deshalb sind solche Leute nicht beliebt. Um ihr natürliches, menschliches Bedürfnis nach Liebe zu stillen, ergeben sie sich statt den seelischen den irdischen Genüssen. Bei Kindern, die an dieser Krankheit unweigerlich sterben, äußert sie sich zum Teil anders. Es wäre interessant, mit solchen Kindern zu sprechen; vielleicht haben sie trotz ihres zarten Alters schon einen gewissen Hang zur Gier und zur Eigenliebe. Wir können

gegen die Krankheit nichts tun, als ganz mageres Fleisch verordnen, stärkefreie Gemüse und Obst und die Einschränkung oder Vermeidung von Süßigkeiten und stärkehaltigen Nahrungsmitteln. Leider erzielen wir damit nicht viel mehr als eine durch schmerzliche Einschränkungen erkaufte Verlängerung eines gehemmten Lebens, falls dem Patienten nicht eine seelische Erweckung zuteil wird und damit die Fähigkeit, über die Grenzen des eigenen Ich hinaus Liebe zu schenken.'"

Dr. Griffiths war mit Keptahs Analyse — und auch mit seinem Rat — im wesentlichen einverstanden.

„‚Schau deine Frau liebevoll an!' mahnte Keptah. ‚Sag nicht: Sie gehört mir und hat mir zu dienen. Sag lieber in deinem Herzen: Das ist meine geliebte Gattin. Was kann ich tun, um sie zur glücklichsten aller Frauen zu machen, so daß sie den Leuten erzählt, sie sei mit dem gütigsten, edelsten Manne verheiratet?'"

Dr. Griffiths war begeistert. Besser hätte man einem Schüler den Wert der psychosomatischen Medizin und der Einstellung des Patienten als Faktoren beim Erkennen der Ursachen und des Fortschreitens einer Krankheit gar nicht erklären können.

Lukas hatte gefragt: „Das ist also keine körperlich bedingte Krankheit?"

„Keptah blieb stehen und dachte nach. Schließlich sagte er: ‚Man kann Körper und Seele nicht voneinander trennen. Mittels des Körpers äußert sich ja die Seele. Du wirst dich darüber wundern, wieso bei Epidemien manche Leute erkranken und andere nicht. Hippokrates hat im letzteren Fall von natürlicher Unempfänglichkeit gesprochen. Einer seiner Schüler war der Meinung, solche Menschen erzeugten in sich irgend-

eine Essenz, die die Krankheit abwehrt. Aber wie geht das zu? Wäre es möglich, daß bestimmte Gemütsveranlagungen einer Erkrankung Widerstand entgegensetzen, andere nicht? Unempfänglichkeit? Vielleicht eine Unempfänglichkeit der Seele, obwohl andere Ärzte diese Ansicht nicht teilen.'"

Nun wurde der Professor der Medizin zum Chirurgen und erweckte damit das besondere Interesse des Chirurgen Dr. Griffiths. Nachdem die Operation vor unseren Augen abgerollt war, sagte er: „Ich verstehe wirklich nicht, wie es ihr gelungen ist, alle diese verblüffenden Details zu einem großartigen Ganzen zusammenzusetzen."

Keptah und Lucanus waren inzwischen zu Hebra zurückgegangen, um den Tumor vom Eierstock zu entfernen.

„Der Arzt ließ bewegliche Zwischenwände bringen, die rings um das Bett aufgerichtet wurden. Er wies Glaukos aus dem Raume. Er stellte auf das Tischchen neben dem Krankenlager ein Brett mit Nadeln und Nahtmaterial sowie einem großen und zwei kleinen Skalpellen. Er sagte zu Lucanus: ‚Es ist an der Zeit, daß du der ersten Operation beiwohnst. Wenn dir übel wird, so benütze gefälligst diesen Eimer hier, sage aber nichts. Wenn du ohnmächtig wirst, lasse ich dich liegen. Es gilt, ein Menschenleben zu retten. Ich brauche deine Hilfe. Nimm diesen Leinenfleck und tauche ihn in dieses scharfe Öl. Sogar in der Luft sind Verunreinigungen.'

Lucanus begann zu zittern, aber er gehorchte schweigend. Er blickte die betäubte Kranke an, die in ihrem Schlummer lieblich aussah. Tiefstes Mitleid erfüllte ihn. Warum sollte Gott eine junge Frau so heimsuchen,

die nur Kinder wollte und die Liebe ihres Gatten und ein ruhiges Dasein? O Du, der solche Übel den Menschen schickt, ich verachte Dich! dachte er. Würde nicht selbst der niedrigste unter den Menschen mitfühlender sein?

Keptah legte Hebras schimmernden, straff gespannten Unterleib frei. Er tastete ihn gründlich ab. Dann führte er mit sicherer Hand, wie jemand, der sorgfältig eine geometrische Figur zeichnet, das Messer über die weiße Haut. Den Weg des Skalpells bezeichnete ein roter Streifen, der aufklaffte und sich wie ein hungriger Mund öffnete.

Lucanus spürte plötzlich eine heftige Übelkeit in sich aufsteigen, aber er schaute weiter.

Nun lagen die glänzend roten, in Sehnen auslaufenden, von pulsenden Blutgefäßen durchzogenen Muskeln frei. Keptah schob sie geschickt und behutsam beiseite und sagte: ‚Jetzt werden wir die ägyptischen Haken benutzen, um alle Blutgefäße abzuschnüren, das Operationsfeld so frei wie möglich zu halten und lebensgefährliche Blutungen zu verhindern. Schau diese Blutgefäße an, wie sie im Takt des Herzschlages pulsen! Ist das nicht alles wunderbar eingerichtet? Wer kann so etwas sehen, ohne Ehrfurcht vor Gott zu empfinden? Gott hat den Menschen ebenso vollkommen gestaltet wie die Sonnen und ihre Planeten ... Halt, Vorsicht! Nimm diese kleinen Leinenstücke zum Offenhalten der Wunde. Die Finger dürfen nirgends die Wunde berühren; an ihnen ist ebenso Gift wie in der Luft. Die Ägypter haben das schon vor vielen Jahrhunderten gewußt, aber die Griechen und die Römer spotten darüber und sagen: »Wo ist denn das Gift? Wir sehen nichts.« Es gibt zahllose Dinge im

Weltall, die der Mensch nicht sehen kann; trotzdem sind sie vorhanden.‘

Hebra begann zu stöhnen und unzusammenhängend zu sprechen. ‚Es ist ihr gepeinigter Körper, der da redet‘, erklärte Keptah. ‚Auch die Seele lehnt sich gegen die ihr durch die Betäubung angetane Schmach der Untätigkeit auf. Manche meinen, die Betäubungsmittel legten die Seele lahm. Dem ist nicht so. Spürt diese Frau Schmerzen? Sicherlich. Aber wenn sie erwacht, wird sie sich der Schmerzen nicht erinnern. Sie wird sagen: »Mir ist, als hätte ich ein Gewitter verschlafen.«‘

Lucanus war von Mitleid für die Frau erfüllt und rief ihr im Geiste zu: Halte aus, dulde, habe Mut! Wir werden dich retten, liebes Kind. Er richtete seine ganze Seelenstärke auf sie, um ihr Zuversicht einzuflößen. Vielleicht taten nur die eingenommenen Arzneien und der betäubende Wein ihre Wirkung; jedenfalls seufzte sie und entspannte sich. Die gestrafften Muskeln wurden locker und weich.

‚Das ist der entscheidende Augenblick‘, sagte Keptah, während er mit sicheren Händen arbeitete. ‚Jetzt schauen wir uns sehr achtsam den Eierstock an. Bei der geringsten Unvorsichtigkeit kann die Geschwulstblase platzen und den ganzen Unterleib mit tödlichem Gift füllen.‘ Er legte den gelblichweißen Eierstock bloß. ‚Aha‘, rief Keptah. ‚Er ist nicht angegriffen. Wir werden ihn doch belassen können ... Du bist zu ängstlich. Nimm mehr von den Bauschen, halte die Muskeln fest auseinander!‘

Plötzlich begann vor Lucanus alles zu verschwimmen und sich zu drehen. Der Blutgeruch wurde ihm fast unerträglich. Die Beine zitterten ihm heftig, und

er spürte, wie eine starke, trockene Übelkeit ihm würgend vom Magen hochstieg. Er sagte sich: Wenn ich jetzt ausfalle, dieses Mädchen im Stiche lasse und ohnmächtig werde, wer soll für mich einspringen? Er blickte auf die unheimliche, rastlos bewegte Geschwulst und zwang seinen natürlichen menschlichen Ekel nieder. Er versuchte, die Fettschichten an der Bauchdecke zu studieren, die gelblich waren und feucht wie das Fett von Schafen. Er preßte die Bauschen fester an die klaffenden Wundränder; seine Muskeln strafften sich, Schweiß brach ihm aus. Keptah band den Gewebestrang der blasigen Geschwulst an mehreren Stellen ab und zog den Leinenfaden fest. Die opalisierende Fäulnisfarbe verblaßte zu einem milchigen Ton; die Blutgefäßnetze wurden dunkel. Dann durchschnitt Keptah mit einer behutsamen Bewegung des Skalpells den Gewebestrang.

Äußerst vorsichtig und langsam hob Keptah die Geschwulst ab und legte sie auf eine Schale. Lucanus sah wie durch einen Nebel, und Schweiß troff ihm vom Gesicht. ‚Schau zu, wie ich jetzt diese Gewebeschichten zusammenhefte, so säuberlich wie eine Näherin', sagte der Arzt. ‚Bei den Nähten darf es keinen Kunstfehler geben.' Er legte Kreuzstichnähte und verwendete dabei einen hellen Faden, der, wie er erläuterte, aus Tierdärmen hergestellt wurde. ‚Nach einiger Zeit saugt der Körper diese Fäden auf, und die Verbindung wird fester als früher. Manche Ärzte verwenden Leinenfäden, die der Körper nicht aufnimmt und die später Beschwerden verursachen.'

Wie durch ein Wunder war der Unterleib flach geworden. Die junge Frau stöhnte und keuchte; unter verzweifeltem Schluchzen holte sie Atem. ‚Sie erwacht', sagte Keptah. Er knüpfte kunstfertig den letzten Knoten. Er tauchte drei Tücher in heißes Wasser und legte der Kranken eines über das Herz, eines über die Füße und das dritte über die Hände. Er bückte sich und legte das Ohr an die Brust der Frau. ‚Rasch, aber kräftig. Sie wird nicht den sehr gefürchteten plötzlichen Zusammenbruch der Herztätigkeit erleiden. Halte ihr den Eimer ganz zum Munde und stütze ihr den Kopf!'

Keptah wand breite weiße Tuchstreifen um Hebras Körper, wie Grabtücher. Er trat zurück und betrachtete zufrieden die Patientin. Er war sehr ruhig. Er blickte Lucanus an und merkte, daß dessen Tunika triefend naß war. Er lachte freundlich."

Der ältere Arzt anerkannte die Leistung des jüngeren mit einer — wie Dr. Griffiths meinte — sehr typischen Bemerkung:

„‚Du hast sehr gut durchgehalten. Gratuliere. Trink so schnell wie möglich diesen Wein. Ich könnte beinahe sagen, daß ich stolz bin auf dich.'"

Dr. Griffiths war sehr beeindruckt von „Geliebter und berühmter Arzt", noch mehr aber imponierte ihm der Roman „Doktor Ferrier", der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in einer Kleinstadt in Pennsylvanien spielte. Hier wurde noch mehr hinter die Kulissen geschaut! Dennoch hatte man manchmal das Gefühl, nur die Namen seien verändert; statt Keptah und Lucanus wirkten hier Dr. Jonathan Ferrier und Dr. Robert Morgan. Da starb ein Kind an der Weißen Krankheit, da wurde einer jungen Mutter mit Bauchfellentzündung in einer dramatischen Operation das Leben gerettet; Lehrer und Schüler machen miteinander ihren Rundgang durch das Spital

und — es kommt zu der in Spitälern üblichen Meinungsverschiedenheit zwischen Ärzten bezüglich der Diagnose.

Die erste Patientin ist eine alte Dame, die den älteren Arzt und seinen jungen Assistenten strahlend empfängt.

„Robert untersuchte sie mit dem Stethoskop und wußte sofort, daß sie verloren war. Ihr Herz schlug zu schnell und zu unregelmäßig, die Herztöne waren verwischt, und der Puls begann immer wieder plötzlich zu rasen. In der Lunge hörte er lautes Rasseln. Akutes Versagen der linken Herzhälfte. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sich das auch auf die rechte Herzhälfte erstrecken würde. Nachdenklich sah Robert das Digitalisfläschchen an.

‚Warum', sagte Jonathan, ‚glauben Sie, daß ich das verschrieben habe? Seien Sie offen. Mrs. Winters ist eine intelligente Frau und kennt keine Furcht.'

‚Sie haben es wegen des rapiden Vorhofflimmerns verschrieben', sagte Robert nach kurzem Zögern. (Besprich den Zustand des Patienten nie in seiner Gegenwart, auch nicht mit einem anderen Arzt, hatte man ihn gelehrt.)"

Jonathan Ferrier aber hatte auffallende Ähnlichkeit mit Keptah. Er sagte zufrieden:

„Stimmt!"

„Sedativa? Diuretika?" fragte Robert.

„Ja. Opiate und Quecksilberverbindungen. Haben Sie noch etwas vorzuschlagen, Doktor?"

Wieder zögerte Robert. Ich möchte ihr Hoffnung geben, dachte er. „Nein", sagte er dann.

Ihr Gespräch nach Verlassen des Krankenzimmers hätte sich auch zwischen Keptah und Lukas ergeben

können. Robert sagte: „Sie hat keinen Lebenswillen, nicht wahr?"

„Nein. Die Hoffnung ist für solche Fälle von Herzversagen die beste Medizin. Aber sie hat keine Hoffnung."

Bald darauf belustigte Dr. Griffiths die Meinungsverschiedenheit zweier Ärzte. Dr. Ferrier, vertraut mit den modernsten Untersuchungsmethoden, mußte leider feststellen, daß ein Kind unheilbare Leukämie hatte, während der behandelnde Arzt, ein gewisser Dr. Louis Hedler, die Krankheit ganz harmlos für rheumatisches Fieber gehalten und entsprechend behandelt hatte. Laut und heftig ging es zu, als der empörte Dr. Hedler seinem Kollegen vorwarf, unbedacht ein vorschnelles Urteil zu fällen.

Jonathan antwortete ihm völlig ruhig:

„‚Es ist keine Vermutung, Louis. Ich habe im Laufe der letzten zehn Jahre acht Fälle gesehen. Die Krankheit ist im Zunehmen begriffen. Vor zwanzig Jahren ist einem von tausend Ärzten ein Fall untergekommen, vor dreißig Jahren einem unter fünftausend Ärzten. Aber die Griechen hatten einen Namen dafür: die Weiße Krankheit. Erinnerst du dich? Hippokrates nannte sie so. Er hat sie als erster erkannt.'"

Vieles hätte man noch zitieren können, ich aber war bereits fest überzeugt, daß Taylor Caldwell entweder in einem früheren Leben — wenn es so etwas gab — Ärztin gewesen sein mußte, oder daß sie Cecil und Loebs „Textbuch der Medizin", die Bibel aller Medizinstudenten, als Ganzes verschluckt hatte.

Griffiths wiederum war überzeugt, daß Taylor Caldwell nur mit Hilfe eines medizinischen Fachberaters dieses Buch schreiben konnte. Freunde der

Schriftstellerin versicherten mir jedoch, daß niemand ihr geholfen habe — außer vielleicht ihre eigene Vergangenheit.

Auf der Suche nach „bedeutsamen Erinnerungen" hatte ich beinahe alle Werke Taylor Caldwells gelesen, darunter einige, die sie nicht veröffentlicht oder unter einem Pseudonym geschrieben hatte.

Im zarten Alter von dreizehn Jahren hatte sie erstaunlicherweise eine phantastische Erzählung über den legendären Kontinent Atlantis verfaßt. In diesem unveröffentlichten Werk aus dem Jahre 1913 beschrieb sie unter anderem eine Kernspaltung, von der zu jener Zeit noch nicht einmal Einstein träumte; und sie schilderte die Wirkung der Wasserstoffbombe, die erst im Zweiten Weltkrieg hergestellt wurde. Sie wunderte sich im nachhinein selbst über ihre prophetische Phantasie. „Ich beschrieb die Zusammensetzung des Atoms, eine ganz neue Entdeckung. Dabei hatte ich nie Physik studiert und meine mathematischen Kenntnisse waren immer rudimentär — ich bin über ungekürzte Divisionen nie hinausgekommen."

Die romantische Geschichte schilderte die Probleme der jungen Kaiserin Salustra kurz vor dem letzten großen Erdumbruch, in dessen Verlauf ein ganzer Kontinent in den Atlantischen Ozean geschwemmt wurde.

In Taylors Caldwells Manuskript fand ich zum erstenmal einen Hinweis auf die geographische Beschaffenheit der atlantischen Landschaft. Ob die Beschreibung stimmte, konnte ich natürlich nicht feststellen; jedenfalls war sie detaillierter als jene der russischen Ozeanographen, die bei ihren Forschungen zur Überzeugung gelangten, daß Atlantis kein Mythos

war, sondern einst wirklich existiert hatte. Die kleine Janet Caldwell schrieb darüber:

„Der ganze Kontinent hieß Atlantis, aber nur sein mittlerer Teil, der sich 3000 Meilen von Osten nach Westen und 4500 Meilen von Norden nach Süden erstreckte, gehörte dem Staat Atlantis. Althrustri, das mächtige Land im Norden, war ebenso groß wie Atlantis, war aber wegen seiner nördlichen Lage ein Land wilder grüner Nadelwälder, eisiger silberklarer Seen, schroffer Bergklippen, tiefer Schluchten und kalter unfruchtbarer Ebenen. Das nördliche Grenzgebiet von Atlantis war ebenfalls beinahe das ganze Jahr kalt und mit Schnee bedeckt, aber das Landesinnere war von warmem, gemäßigtem Klima, der Süden heiß und schwül. Im Süden, in der Ersten Provinz, lag Lamora, die Hauptstadt des Landes, mit ihren sieben Millionen Einwohnern. Im Süden grenzten eine Reihe unabhängiger kleiner Staaten an Atlantis: Mantius, Dimitri, Nahi und Letus."

Wie viele andere hielt auch ich es für wahrscheinlich, daß die große Flut zu Noahs Zeit Atlantis ins Meer gespült hatte. Im Atlantischen Ozean erstreckt sich ein unterirdischer Gebirgszug von Norden nach Süden — ein Markstein der dunklen Vergangenheit, wie die Russen meinen.

Obwohl Janet sich so intensiv mit Atlantis beschäftigte, gingen ihr immer wieder griechische Gedichte durch den Kopf. Mit dreizehn hatte sie bereits „Sappho" beendet, ein Drama in Versen, das das Leben und die Liebschaften der berühmten Sirene auf der griechischen Insel Lesbos zum Inhalt hat. Es wurde erst 1948 veröffentlicht, als der Name Taylor Caldwell schon ein Begriff geworden war. Da es aber nicht

ganz zu den übrigen Werken der populären Schriftstellerin paßte, brachte sie es im Verlag Charles Scribners Sons unter dem Namen Marcus Holland heraus. Die Autorin hatte den Vornamen ihres Gatten und einen ihrer eigenen Namen zu diesem Pseudonym verbunden.

Ich bin zwar kein Fachmann für Lyrik, habe aber genügend Gedichte von Shakespeare, Keats, Shelley und Byron gelesen, um in Caldwells „Sappho" Passagen zu entdecken, die jeder Dichter von Rang gern als sein Eigen anerkennen würde. Ich konnte nur staunen über die Blankverse eines Kindes, die mich durch ihre poetische Beschäftigung mit dem Tod und die Schönheit ihrer Sprache an Keats erinnerten.

„Verhaßtes Leben! Sehnsucht nach dem Tod!
Ich möchte spielen mit des Todes Haar,
ihn küssen auf die Stirn, den kalten Mund.
Das Leben macht mir keine Freude mehr,
ich warte auf des Todes Knochenarm,
denn nur ein Narr mit aufgeblähtem Bauch
bleibt noch bei Tisch, wenn schon das Fest ist aus.
Wenn schal der Wein und trocken ist das Brot,
wenn Rosen sterben, und der blasse Tau
schon glänzt auf Scheiben und vorbei die Nacht,
dann geht der weise Mann still lächelnd heim,
und ruht sich vor dem nächsten Feste aus."

Voll Staunen erkannte ich in den letzten beiden Zeilen eine deutliche Anspielung auf die Wiedergeburt, aber Taylor Caldwell bestritt das, als ich es später einmal erwähnte.

„Wie konnte ich mit dreizehn Jahren wissen, worüber ich schrieb?" sagte sie.

Und doch legte sie schon mit dreizehn Jahren

Aristo, einem von Sapphos Gefährten, die Frage nach dem Rätsel und Sinn des Lebens in den Mund und fragte mit der Bitterkeit des reifen Menschen, ob das alles war, was das Leben zu bieten hatte.

„Sehr sonderbar! Ich lebe schon so lang,
sah in der Welt mich gründlich um, und sah
in all den Jahren nichts, das gänzlich schlecht,
und nichts, das gänzlich gut, nicht absolut.
Und darum leugne ich und glaube nicht,
daß Gut und Bös es gibt auf dieser Welt.
Sie sind ein Irrtum, den der Geist erdacht,
des Priesters und des Königs Herrscherstab.
Mein Freund! Das Absolute lebt allein
noch in der Jugend Denken. Denn wer alt,
hat schon erkannt, daß alles Schall und Rauch,
und hofft auf Frieden und auf stille Ruh'.
Wer könnte Wolken teilen mit dem Schwert
und weben eine Schnur aus Spinnennetz?
Wir setzen Hoffnung, Ehrgeiz, unser Sein
wie schwere Schiffe auf das Meer des Nichts.
Das Nichts besiegt am besten der, der lacht
und unbekümmert seiner Wege geht."

Aus der Perspektive eines „Mannes in den besten Jahren" wunderte ich mich auch über ihre Kenntnis der geilen Begierde alter Männer nach junger unberührter Schönheit, die sie zusammen mit der Verachtung der Jungen für die Lüsternheit der Alten zum Ausdruck brachte. Alkaios sagt: „Seniler Narr! Ist er ihr Liebster, sag?"

Und Eunice antwortet:

„Ihr Götter, nein! So alt und impotent!
Der Sappho Lager teilen wär' für ihn
so schwere Mühe, daß die bleiche Nacht

ihn fände in den jungen Armen — tot!
Das Alter schaut mit Gier, mit starrem Blick,
das junge Fleisch, doch zahnlos kann es nicht
verzehren, was den Lippen Angebot.
Seht sie doch an! Die Augen blau und klar,
noch heller als des Himmels zarter Glanz,
und doch — ein stilles, trügerisches Meer —
sind sie verlogen und der Laster voll.
Ihr süßer Anblick ist das Spinnennetz,
die Opfer gehen lüstern in die Falle."

Wie in ihren Ärzteromanen war auch hier die Einsicht das Erstaunlichste. Mich faszinierte nicht nur ihr poetischer Stil, sondern auch die Andeutung von Sapphos lesbischen Neigungen, der Hinweis auf „die Laster". Diese erklärten ja nicht nur die glühende Bewunderung von Sapphos Gespielinnen, sondern auch deren Feindseligkeit gegen jeden männlichen Verehrer.

„Hatten Sie vorher viel über Sappho gelesen?" fragte ich Janet Caldwell einmal.

„Ich hatte lediglich einmal ihren Namen gehört."

Das war beinahe unglaublich, ebenso unglaublich wie die Tatsache, daß ein dreizehnjähriges Kind mit so viel Einsicht über ein Liebesverhältnis zwischen jung und alt schrieb.

„Woher hatten Sie Ihr Wissen dann?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich mußte das einfach schreiben. Es sprudelte aus mir heraus, ohne daß ich darüber nachdachte."

In jüngerer Vergangenheit, im Jahre 1967, verfaßte die Schriftstellerin das einzigartige Buch „Dialog mit dem Teufel", das ihren Verlegern bereits beim Lesen Unbehagen verursachte. Auch dieses Buch hat sie, wie

sie zugibt, völlig automatisch geschrieben. Die Finger flogen nachgerade ohne ihr Zutun über die Tasten.

Es war tatsächlich ein höchst seltsames Buch, dieser Dialog zwischen Luzifer und seinem Bruder, dem Erzengel Michael. Sie sprachen von unbekannten Planeten und Seelen, von Gott und seinen Gedanken, und von jenem seltsamsten und unbedeutendsten aller Planeten, genannt Terra — Erde.

Hier begegnet uns auch das „Wesen", das von Kindheit an ihr Denken beeinflußte, und der Sinn und Zweck unseres Daseins wird in Frage gestellt. Die Handlung ist denkbar einfach. Luzifer, der den Planeten Melina mit seinen Billionen Einwohnern zerstörte, richtet nun seinen haßerfüllten Blick auf die Erde, Terra. Der Erzengel Michael bittet ihn um Gnade für diesen Planeten.

„Sieh dir doch Terra noch einmal an, den dritten von einem bestimmten Stern (eine winzige gelbe Sonne, dieser kleine Wächter über neun unendlich kleine Welten, dieser schwache Funke in der mächtigen Milchstraße, über die ich gebiete und die eine Milchstraße unzähliger heller Sonnen ist; zu viele sind es, als daß ich sie zählen könnte — ihre genaue Zahl kennt nur Gott). Warum wollte Gott, Herr über Billionen Planeten der Schöpfung, gerade auf Terra geboren werden, diesem zitternden blauen Schein, dem beinahe unsichtbaren Schimmer in einem Wirbelwind von Planeten. Sein Name ist den Kindern mächtiger, weit entfernter Welten völlig unbekannt . . . Hab Mitleid mit Terra. Verschwende nicht deine große Macht an eine so armselige kleine Welt! Sie ist eine zu winzige Arena für deine enormen Kräfte! Dennoch wohnen Stolz dort und auch Haß, und diese erregen deine

Aufmerksamkeit. Für diese Welt ist Er in Menschengestalt gestorben, und wir wissen, daß du das nicht vergessen kannst. Dennoch bitte ich dich: hab Mitleid!"

Luzifer jedoch kennt kein Erbarmen. Er spricht die prophetisch anmutenden Worte:

„Ich habe dem Planeten Terra das Rezept für seinen Tod und Untergang übergeben, wie ich ähnliche Rezepte den Einwohnern anderer Welt gab. Du wirst dich nicht mit mir freuen können, daß dieses Schlachthaus Gottes und der Propheten und der Helden bald in einem feurigen Wirbelwind zugrunde gehen wird, wie der Prophet Joel es vorhergesagt hat. Aber schließlich teilst du ja nicht meine Abscheu vor der elenden Menschheit, wo immer sie im Weltall auftaucht."

Ich hatte schon viele Voraussagen über den bevorstehenden Weltuntergang gehört, und diese hier hätte mich nicht sonderlich beeindruckt, wäre mir nicht eingefallen, daß Taylor Caldwell schon ehe sie „Dialog mit dem Teufel" schrieb, gerne den Propheten Joel aus dem Alten Testament zitierte.

Das Buch Joel ist kurz, und es war nicht schwierig, die passenden Stellen zu finden.

„Es sollen zittern alle Bewohner des Landes, denn es kommt der Tag des Herrn, ja nahe ist er.

Ein Tag ist's, der Finsternis und des Dunkels, ein Tag der Wolken und Wetter. Wie Morgenrot breitet sich auf den Bergen ein Volk, groß und stark, wie es vordem keines gegeben hat und nach ihm keines mehr geben wird bis zu den fernsten Geschlechtern.

Vor ihm her frißt Feuer, und hinter ihm züngelt die Flamme. Wie ein Garten Eden war das Land, ehe

es kam, wie eine öde Wüste war es, als es ging; vor ihm gibt es kein Entrinnen."

Wer mag mit diesen Übermenschen gemeint sein? Kamen sie aus dem Weltraum? Waren es Roboter oder Racheengel?

Taylor Caldwell sprach von ihnen nur mit gedämpfter Stimme.

„Sicherlich kommen sie zu gegebener Zeit von einem anderen Planeten, wenn der langmütige Herr endlich sagt:

‚Du törichtes Volk, lange habe ich deinem Treiben zugesehen, nun aber ist es genug.' "

Ich hatte das Buch Joel schon früher gelesen, aber die Stellen hatten mich nicht so beeindruckt wie jetzt. Ich hatte dabei nie an Eindringlinge von einem anderen Planeten gedacht.

„Sie sehen aus wie Pferde, wie schnelle Rosse jagen sie dahin. Rasselnd wie Kriegswagen hüpfen sie über die Gipfel der Berge, prasselnd wie Feuerflammen, die Stoppeln verzehren, wie ein mächtiges Volk, das zum Kampfe gerüstet ist. Vor ihm erbeben die Völker, daß alle Gesichter sich verfärben. Gleich Helden stürzen sie heran, gleich Kriegern erstürmen sie die Mauer. Ein jeder geht seinen Weg, keiner verläßt seinen Pfad."

Phantastisch disziplinierte Wesen waren das offenbar!

„Keiner stößt seinen Nebenmann, ein jeder zieht seine Bahn. Zwischen den Geschossen hindurch stürzen sie vor und halten nicht ein."

Die Folge ihres Eindringens erinnert an die Voraussage des Matthäusevangeliums.

„Vor ihnen erzittert die Erde, erbeben die Himmel,

Sonne und Mond verfinstern sich, die Sterne ziehen ein ihren Glanz."

Die Seele aber wird überleben. Der Herr — so versichert uns „Dialog mit dem Teufel" — wird seine Schöpfung, den Menschen, in Ewigkeit lieben. Christus selbst hat ja versprochen, daß im Himmel alle Kinder Gottes sein werden. Und so lautet der entsprechende Absatz in „Dialog mit dem Teufel":

„Wenn eine Seele müde ist von ihrem Aufenthalt auf einer der Welten, darf sie sich im grünen, friedlichen Schatten ausruhen, bis die Müdigkeit vergeht. Dann muß sie Gott bei seinem Werk helfen, das ja nie beendet ist. Sie hilft ihm mit Freuden und unermüdlichem Eifer. Möchte eine Seele etwa herrliche Sonnenuntergänge oder Sonnenaufgänge in einer der Welten schaffen? Die Arbeit wird ihr anvertraut, zur größeren Ehre Gottes. Die Seele malt einen ruhigen, strahlenden Morgen an den Himmel oder einen nachdenklich stillen Abend. Sie färbt die Blumen des Feldes und schenkt dem Korn seine goldene Farbe. Sie beschäftigt sich mit den Wundern, die ihr zu Lebzeiten rätselhaft waren; sie versucht, Antworten zu finden, und strahlt vor Befriedigung, wenn sie die Lösung endlich erkannt hat."

Ich fand es immer wieder erstaunlich, daß Taylor Caldwell unter dem Einfluß ihres Unterbewußtseins über die Seele und ihre Aufgaben schrieb, während sie bewußt die Existenz der Seele abstritt.

Ich hatte mich oft gefragt, warum die Seele im Jenseits allem Anschein nach mehr wußte als auf Erden. Hier schien mir eine Antwort gegeben:

„Mußte eine Seele auf Erden die Liebe der Menschen entbehren und sehnte sie sich nach dieser Liebe? Im Himmel wird sie ihr in überströmendem Maß zuteil und die Seele ist zufrieden. Hegte sie zu Lebzeiten die Hoffnung, die Gesichter ihrer verstorbenen Lieben im Himmel wiederzusehen? Sie sieht sie und weiß, daß es von nun an keine Trennung mehr gibt, und auch niemand der Liebe überdrüssig wird. Sehnte sie sich nach Kindern und waren ihr Kinder verwehrt? Ihre Arme werden viele Kinder umfassen im Himmel. War sie heimatlos vor ihrem Tod? Sie kann sich selbst das Heim ihrer Wünsche schaffen, sei es eine bescheidene Hütte oder ein Palast. Drängte es sie, im Leben Gott mit allen Kräften zu dienen, und konnte sie dies nicht verwirklichen? Erfüllung wird ihr zuteil. Ihr Wirken erstreckt sich über endlose Welträume, und sie kann Traurige trösten, Hoffnungslose aufrichten, die Schmerzen der Unschuldigen lindern und den Unglücklichen frohe Botschaft verkünden. Sie flüstert im Raunen des Windes, in der Dämmerung bringt sie Erkenntnis und Hoffnung im Morgengrauen. Jede Seele, die mit ihrer Hilfe gerettet und zu Gott gebracht wird, ist für sie ein Grund zum Jubeln, und ihre Gefährten jubeln mit ihr."

III

Die erste Sitzung

In New York hatte Taylor Caldwell noch ganz zuletzt gesagt: „Niemand kann mich hypnotisieren."

Nun aber war sie hier, entstieg auf dem Airport von Los Angeles frisch und munter dem Flugzeug, und war bereit, den Versuch zu wagen. Der Flug von Buffalo nach Kalifornien schien sie nicht allzu sehr angestrengt zu haben; sie begrüßte mich mit strahlendem Lächeln und versuchte, eine ältere Dame loszuwerden, die immer wieder sagte: „Ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie die berühmte Taylor Caldwell sind! Ich hielt Sie für einen ganz gewöhnlichen Menschen."

„Sie ist ein ganz gewöhnlicher Mensch", sagte ich, obwohl ich genau wußte, wie außergewöhnlich die alte Dame war.

Wir saßen kaum im Auto und fuhren zu ihrem Hotel in Santa Monica, als sie mir auch schon einen Beweis ihrer Außerordentlichkeit lieferte.

„Ich verstehe Sie ja überhaupt nicht, wenn Ihr Wagen einen solchen Krach macht", sagte sie.

„Ich höre keinen Krach."

„Es muß an den Vorderrädern liegen; sie machen ununterbrochen rattatam, rattatam. Sie sollten nachsehen lassen, bevor etwas passiert."

„Mich können Sie nicht verstehen, und doch hören

Sie ein Geräusch an den Vorderrädern, das nicht einmal ich höre?"

Sie legte die Hand hinters Ohr. „Was sagen Sie?"

Ich erhob meine Stimme, um den Verkehrslärm auf der Autobahn zu übertönen. „Ich sagte, meinen Vorderrädern fehlt nichts. Die sind in Ordnung."

„Lassen Sie sie lieber überprüfen", wiederholte sie. „Ich will nicht, daß es ein Unglück gibt — gerade jetzt, da wir so viel vorhaben!"

Sie gab keine Ruhe, und so blieb ich denn schließlich bei einer Tankstelle stehen.

Der Tankwart betrachtete die Vorderräder mit Kennermiene.

„Hatten Sie Schwierigkeiten beim Lenken", fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

„Das wundert mich", sagte er. „Die Vorderräder stehen so schräg, daß Sie nur auf einem ganz schmalen Stück des Reifens fahren."

Mein Blick folgte seinem Zeigefinger und ich sah deutlich, daß ein schmaler Streifen ganz abgefahren war; der übrige Reifen sah praktisch neu aus.

„Ein großes Stück Ihres Reifens kommt gar nicht mit der Straße in Berührung", sagte er. „Haben Sie nicht bemerkt, daß der Wagen schwimmt?"

„Manchmal schon, aber ich dachte, das sei der Seitenwind."

Während wir weiterfuhren, fragte ich mich, wieso sie trotz ihrer Schwerhörigkeit etwas hatte hören können, das nicht zu hören gewesen war.

„Ich habe eine Art sechsten Sinn für Dinge, die nicht in Ordnung sind", erklärte sie.

Ich war wieder einmal voll Bewunderung für ihre

Fähigkeiten, die wirklich an die eines Berufsmediums heranzureichen schienen.

„In der Hypnose werden wir Ihr Unterbewußtsein noch stärker aktivieren", sagte ich.

Sie sah mich mißtrauisch an. „Und was heißt das?"

„Daß Sie tiefer in das Reservoir Ihrer unterbewußten Erinnerungen tauchen werden als je zuvor."

Sie schien nicht überzeugt davon. „Was führt Sie zu dieser Annahme?"

„Das Bewußtsein ist zuständig für die Vernunft, den Intellekt. Das Unterbewußtsein dagegen ist die Vorratskammer des Gedächtnisses, die Schleuse des Hellsehers, die Quelle der Inspiration eines Edison, Shakespeare, Leonardo, Einstein und jedes anderen Genies, das jemals das Dunkel des Daseins zu erhellen versuchte."

„Wollen Sie damit sagen, daß Edisons Glühbirne seinem Unterbewußtsein entstieg?"

„Woher wäre sie sonst gekommen? Niemand hatte je eine Glühbirne gesehen. Um sie herstellen zu können, mußte er sie sich zuerst vorstellen. Die Vorstellung ruhte Millionen Jahre lang im Unterbewußtsein, genau wie Einsteins physikalische Erkenntnisse. Sie wurden nicht mit dem Verstand gefunden. Einstein selbst sagte, seine Relativitätstheorie sei eine ‚Eingebung' gewesen, und H. G. Wells träumte von einer raupenschlepperähnlichen Maschine, aus der Großbritanniens erster Panzer wurde, weil Winston Churchill diese Träume ernst nahm."

Sie war nicht beeindruckt.

„Und was, in aller Welt, hat das mit Hypnose zu tun?"

„Der Zustand des Träumens ist ähnlich dem Zu-

stand der Trance, und viele Genies sahen ihre Schöpfungen zuerst in einem lebhaften, deutlichen Traum." Ich dachte an ihre eigenen lebhaften Träume, die sie jahrelang immer wieder in einen mittelalterlichen Kerker versetzt hatten. Später hatte sie anläßlich einer Reise nach Florenz diesen Ort unter seltsamen Umständen wiedererkannt.

Sie runzelte die Stirn.

„Sie glauben wirklich, Edison hat seine Erfindungen geträumt?"

„Es ist bekannt, daß er oft eingedöst ist. Seine Träume waren vielleicht nicht nur Zukunftsvisionen, sondern Bilder einer Vergangenheit, die schon einmal da war."

Sie lachte und ihre gute Laune war wiederhergestellt. „Ich behaupte ja immer, daß einem im Schlaf die besten Ideen kommen." Sie hob mahnend den Zeigefinger. „Aber Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Edison im Schlaf die Glühbirne sozusagen ‚wiedergebar'?"

In „Geliebter und berühmter Arzt" berichtete sie, daß die Babylonier ihre Schiffe in der Nacht mit Hilfe hell glänzender Lichter steuerten.

„Wie sind Sie auf diese Lichter gekommen?" fragte ich sie.

Sie sah mich erstaunt an. „Wie bin ich auf so manches gekommen? Ich habe keine blasse Ahnung."

Aber ihre Gedanken beschäftigten sich noch immer mit Hypnose. „Sind Sie jemals hypnotisiert worden, Jess?"

Ich schüttelte den Kopf. „Mir war immer der Gedanke so unangenehm, nicht mehr die Kontrolle über mich selbst zu besitzen, verstehen Sie. Allerdings gibt

es Leute, die auch in Trance genau wissen, was um sie vorgeht — sie registrieren das Kommen und Gehen, die Gespräche der anderen, den Verkehrslärm auf der Straße."

„Die Trance ist dann wohl nicht sehr tief?"

„Tief genug."

Sie sah mich von der Seite an.

„Ich bezweifle immer noch, daß mich jemand hypnotisieren kann."

„Wir werden es jedenfalls versuchen. Sie haben ein so aktives Unterbewußtsein, daß ich Sie für somnambul halte."

„Sie meinen, daß ich schlafwandle?"

„Nein, ich meine, daß Sie besonders sensibel sind und daher besonders gut auf die Hypnose ansprechen werden."

„Kommt es dabei nicht auch auf den Hypnotiseur an?"

„Nein, nur auf das gute Einvernehmen, das zwischen Ihnen herrscht. Es ist gar keine so große Kunst, das Hypnotisieren. Ich habe schon dutzende Male zugeschaut und nie hat der Hypnotiseur versagt."

„Und wissen Sie schon, wer es bei mir versuchen soll?"

Ich nannte den Namen eines Hollywooder Hypnotiseurs, den mir der Astrologe Sydney Omarr empfohlen hatte. „Er sollte imstande sein, Sie in Trance zu versetzen. Alles übrige überlassen wir dann Ihrem Unterbewußtsein."

Wir waren mittlerweile bei ihrem Hotel angekommen und bald hatte sie es sich in einem wunderschönen Zimmer mit Blick aufs Meer gemütlich gemacht. Ihre Freundin und Beraterin Jan Robinson, die

Frau eines Rechtsanwalts in Buffalo, wurde erst mit einem späteren Flugzeug erwartet. „Jan hat eine Grippe hinter sich", erklärte Taylor Caldwell. „Ich wollte die Ansteckung nicht riskieren."

Sie erklärte sich bereit, am nächsten Tag um zwei Uhr mit der Arbeit zu beginnen.

„Obwohl ich überzeugt bin, daß nichts dabei herausschauen wird."

„Da wäre ich an Ihrer Stelle nicht so sicher. Sie lieben es doch, die Leute in Erstaunen zu versetzen — sich selbst mit eingeschlossen."

„Ich will nur nicht, daß ihr auf mich böse seid, weil es keine Reinkarnation gibt, die man beweisen könnte."

„Was immer dabei herauskommt, es wird sicher interessant sein!"

Ich konnte nicht ahnen, wie interessant!

Es war ein strahlender, sonniger Tag, als sie pünktlich um zwei Uhr in meinem Haus am Meer eintrafen. Dennoch beklagte sich Janet bitter über die Feuchtigkeit der Luft.

Jan Robinson, eine attraktive Frau und Mutter von drei Kindern, war inzwischen ohne Grippe oder sonstige Beschwerden angekommen und atmete in tiefen Zügen die würzige Meeresluft ein.

„Wie können Sie dieses herrliche Klima nur mit Buffalo vergleichen, mit der Kälte, dem Schnee und dem Matsch?" sagte sie.

„Ich weiß nur, daß ich hier andauernd friere", erwiderte Janet. „Hat man in dieser Gegend noch nie etwas von Zentralheizung gehört?"

Sie sah auf den Pazifik hinaus und schien fasziniert vom Spiel der Brandung.

„Es ist herrlich beruhigend, dem Spiel der Wellen zuzusehen", sagte sie.

Zeitweise machte es mir Spaß, sie zu necken.

„Wahrscheinlich haben Sie einst in Atlantis oder in Griechenland gelebt, und das fällt Ihnen wieder ein, wenn Sie die Wellen sehen."

Sie lachte laut.

„Mir fällt nur ein, daß ich meinen Entschluß bereue. Ich wollte, ich wäre in Buffalo."

„Falls Sie noch aussteigen wollen", sagte ich, „dann tun Sie es, bitte, bevor der Hypnotiseur eintrifft."

„Und warum läßt er uns warten, wenn ich bitten darf?"

Sie sprach so herrisch, als wäre sie in einem früheren Leben Kaiserin gewesen.

Jan Robinson lächelte. „Vielleicht muß er sich erst Mut antrinken!"

Bevor Janet etwas erwidern konnte, läutete es draußen und der Hypnotiseur kam herein. Er war ein dunkelhaariger, jugendlich wirkender Mann von etwa fünfzig Jahren und trug unter dem Arm ein Tonbandgerät. Ich hatte keine Ahnung, was er von Reinkarnation hielt, und seine Meinung war mir auch gleichgültig. Er sollte wie ein Katalysator wirken — mehr nicht.

„Was wollen Sie mit dieser Höllenmaschine?" fragte die Schriftstellerin.

„Sobald Sie in Trance sind", erklärte ich ihr, „nehmen wir jedes Wort auf, das Sie sagen, und spielen Ihnen das ganze später einmal vor."

Janet schlug sich in gespielter Verzweiflung an die Stirn.

„Himmel", rief sie, „worauf habe ich mich da bloß eingelassen!"

Janets Schwerhörigkeit stellte uns vor ein Problem. Sie konnte uns ja nicht gut mit geschlossenen Augen die Worte von den Lippen ablesen!

„Wie können wir sie hypnotisieren und in die Vergangenheit zurückversetzen, wenn sie uns überhaupt nicht hört?" gab ich zu bedenken.

Der Hypnotiseur zuckte nur die Achseln. „Vor diesem Problem stand ich schon öfter. Ich schreibe einfach einige Kärtchen und gebe sie ihr bei Bedarf zu lesen."

„Aber dann ist sie doch nicht in Trance", warf ich ein.

„O doch. Wir müssen ihr nur die entsprechenden Anweisungen geben." Er machte eine Pause. „Wissen Sie, ich möchte jetzt nicht viel über unsere Vorgangsweise sagen, sonst rufen wir Abwehr hervor."

Janet war mit wachem Interesse unserem Gespräch gefolgt.

„Wann fangen wir an?"

„Sobald ich einige Kärtchen geschrieben habe."

„Wofür brauchen wir die?"

„Das werden Sie schon sehen", sagte ich.

Sie sah sich mit bekümmertem Blick nach Jan Robinson um, die ihr aufmunternd zulächelte. „Machen Sie sich keine Sorgen", sagte sie. „Entspannen Sie sich und genießen Sie es."

Offenbar fiel es der Schriftstellerin besonders leicht, ihrer ständigen Begleiterin die Worte von den Lippen abzulesen. Sie verstand sie ohne weiteres.

„Ich möchte nur wissen, was es da zu genießen gibt", knurrte sie.

Der Hypnotiseur tippte eifrig auf der Schreibmaschine und bald hatte er die Kärtchen fertiggeschrieben.

Wir gingen hinauf in mein Arbeitszimmer, einem stillen, holzgetäfelten Raum mit einer einladenden Couch.

„Werden Sie sich hier wohl fühlen können?" fragte ich Janet.

Sie schaute sich ängstlich um, sah mich an und dann den Hypnotiseur und dann wieder mich.

„Vorausgesetzt, daß nur Sie beide herinnen sind."

Jan Robinson lächelte säuerlich.

„Das heißt wohl, daß ich gehen soll."

„Man kann ja wirklich nicht wissen, was ich sagen oder tun werde", erklärte Janet entschuldigend. Sie lächelte verlegen. Während wir das Tonbandgerät aufstellten, hatte ich das Gefühl, daß sie das Ganze liebend gern abgeblasen hätte, wäre es ihr nicht allzu unhöflich vorgekommen.

„Legen Sie sich flach auf die Couch und versuchen Sie, sich zu entspannen", sagte der Hypnotiseur. Und zu mir gewendet, fügte er leise hinzu: „Wegen ihrer Schwerhörigkeit möchte ich meine Anordnungen mit Berührungen meiner Hand verbinden. Mit der Zeit wird sie aus der Berührung allein erkennen, was ich von ihr will; sie braucht mich dann gar nicht hören und auch nicht die Kärtchen lesen."

Sobald Janet auf der Couch lag, deckten wir sie sorgfältig mit einer leichten Wolldecke zu. Möglicherweise sank ihre Körpertemperatur im Verlauf der Hypnose, und sie sollte doch nicht frieren.

Der Hypnotiseur stellte seinen Stuhl ans Kopfende der Couch, um jede ihrer Reaktionen genau beobachten zu können.

Er wartete noch einige Augenblicke, bis sie es sich auf ihrer Liege gemütlich gemacht hatte, dann las er

ihr langsam und deutlich eines der vorbereiteten Kärtchen vor.

Er sprach mit kräftiger, aber nicht sehr lauter Stimme: „Damit Sie sich entspannen können, wenn ich Ihnen mit der Hand über die Stirne streiche, zählen Sie im Geiste langsam bis hundert."

Er streckte die Hand aus und fuhr ihr zart über die Stirn. Sie seufzte.

„Während Sie zählen", fuhr er fort, „wird Ihr Körper angenehm schwer, und wenn Sie bei hundert angelangt sind, werden Sie völlig entspannt daliegen, die Augen geöffnet, die Gedanken wach und klar."

Er sprach weiter. „Ich werde Ihnen dann geschriebene Anordnungen vorlegen, und es wird Ihnen ganz leicht fallen, sie zu lesen, zu verstehen und zu befolgen."

Sie gab kein Zeichen, daß sie ihn verstanden hatte, und ich wurde nervös. Was geschah, wenn wir uns ihr nicht verständlich machen konnten? Ich konzentrierte mich auf den Gedanken, daß sie uns hörte und bereit war, mitzumachen, und daß ihr Unterbewußtsein alle Erinnerungen freigab.

„Bald werden Sie merken", fuhr der Hypnotiseur fort, „daß Sie den Zustand der Entspannung und der angenehmen Schwere schon erreichen, sobald ich nur mit dem Finger Ihre Stirn berühre. So wird es von Mal zu Mal schneller, leichter und besser gehen."

Im Gegensatz zu anderen Hypnotiseuren sprach er die ganze Zeit mit unveränderter Stimme in normalem Gesprächston. In genau dem gleichen Tonfall wandte er sich an mich und sagte: „Wenn wir schon dabei sind, könnten wir ihr gleich suggerieren, daß ihr Gehör sich bessert und auch ihr Allgemeinzustand, und

daß sie die Schwermut überwindet, unter der sie seit dem Tod ihres Gatten leidet."

Sie wandte den Kopf und versuchte unserem Gespräch zu folgen.

„Was sagt er?" wollte sie wissen.

Er wandte sich wieder an sie. „Sie sind schon eine ganze Weile sehr nervös und bedrückt, nicht wahr?" sagte er.

„Ja, seit vier Jahren." (Seit Marcus Reback krank wurde.) „Ich fühle mich auch jetzt sehr elend, müde und erschöpft. Ich bin schließlich nicht mehr jung."

„Doch, Sie sind jung", sagte er aufmunternd. „Sie werden sich bald gesünder und kräftiger fühlen." Er hielt ihr eines seiner Kärtchen hin.

„Bitte, lesen Sie diese Karte und sagen Sie mir, ob Sie sie verstehen."

„Ja, ich verstehe."

„Bitte, hören Sie mir gut zu." Seine Lippen formten deutlich jede Silbe. „Sie werden nie völlig das Bewußtsein verlieren. Zeitweise werden Sie sogar genau wissen, was um Sie vorgeht. Aber Sie sollen nicht weiter darauf achten, wo Sie sind und wer Sie sind."

„Ich bin sehr menschenscheu", sagte Janet.

„Das weiß ich", entgegnete der Hypnotiseur. „Ich weiß aber auch, daß Sie auf dem rechten Ohr bald wieder hören werden."

Wir wollten sie stufenweise in die Vergangenheit führen — zunächst in die Vergangenheit ihres gegenwärtigen Lebens, um festzustellen, ob ihre Erinnerungen an Kindheit und Jugend zutrafen, und dann weiter zurück in die Zeit vor ihrer Geburt. Sollte sich im Verlaufe der hypnotischen Sitzungen gleichzeitig ihr Wohlbefinden besser, war uns das nur recht.

„Sicher wäre sie froh, wenn sie besser hören könnte", sagte ich. Ich hatte bemerkt, daß er diesmal nur von einem Ohr gesprochen hatte.

„Das wird wahrscheinlich gelingen", sagte er. „Ich habe es schon öfter erlebt. Das Unterbewußtsein ist ein äußerst wirksames Instrument, wenn man an die Wahrheit und Vollkommenheit herankommen will. Sobald die Hindernisse beseitigt sind, tritt die Wahrheit zutage."

Sie wetzte unruhig hin und her, und er strich ihr wieder mit der Hand über die Stirn.

„Während Sie sich immer mehr entspannen, werden Sie sich an Ereignisse erinnern, die unter Umständen weit zurückliegen. Diese Erinnerungen waren in Ihrem Unterbewußtsein gespeichert. Sie werden meine geschriebenen Anordnungen befolgen und meine Fragen beantworten, so gut Sie können." Er fuhr mit seiner Erklärung fort. „Je vollkommener Sie sich entspannen, desto weiter in die Vergangenheit werden Sie blicken können, in die Zeit vor Ihrer Geburt, da Sie noch im Schoß Ihrer Mutter lagen, und noch weiter zurück. Sie werden sich an eine Zeit erinnern, die vor diesem Leben liegt, an ein Leben vor diesem Leben."

Ich erschrak bei dem Gedanken, es könnte sich jemand erinnern, was er als Embryo erlebt hatte; das war unvorstellbar, ungeheuerlich. Aber Taylor Caldwell schien sich mit diesem Gedanken ganz ruhig abzufinden. Ihre Augen waren geschlossen und sie lag entspannt und still auf der Couch — so still, daß ich mich schon fragte, ob sie nicht etwa eingeschlafen war.

Die Einführung ging weiter, ohne daß ich Sicherheit darüber erlangte, ob sie auch nur ein Wort von all dem mitbekam.

„Immer, wenn ich Ihnen zehnmal mit der Hand über die Stirn streiche, werden Sie sich an die Zeitspanne erinnern, die ich Ihnen vorschlage. Sie befinden sich dann an dem entsprechenden Ort und wissen, wer Sie sind. Sie werden immer wissen, wer Sie gerade sind, und mir den Namen nennen und Ihre Situation beschreiben, Ihr Alter, Ihre Umgebung, alle Details Ihres Lebens." Die Gestalt auf der Couch rührte sich immer noch nicht.

Der Hypnotiseur strich ihr leicht über die Stirn.

„Wir kehren in die Zeit zurück, da Sie fünfzig waren. Sie sind fünfzig Jahre alt — fünfzig Jahre. Beschreiben Sie mir Ihr damaliges Leben. Was machten Sie, wer waren Ihre Freunde, wo wohnten Sie? Beschreiben Sie mir die wichtigsten Ereignisse, so genau und ausführlich Sie nur können."

Janet lag regungslos.

Ich flüsterte dem Hypnotiseur zu: „Ich glaube, sie hat kein Wort gehört!"

Er raschelte knapp neben ihrem Ohr und wiederholte dann seine Fragen.

Immer noch rührte sie sich nicht.

„Zumindest schläft sie sich einmal richtig aus", sagte ich.

Er faßte sie am Arm, schüttelte sie leicht, und sie hob erstaunt den Kopf.

Er hielt ihr eine seiner kleinen Karten vor die Nase und befahl: „Sie werden das jetzt lesen und sich an meine Anordnungen erinnern."

Wortlos las sie das Kärtchen, dann sank ihr Kopf zurück und sie lag so regungslos da wie zuvor.

Er wiederholte seinen Befehl, und während er sich weiter bemühte, rechnete ich: Taylor Caldwell war

jetzt 71, sie wurde also in das Jahr 1951 zurückversetzt.

Langsam kam Leben in die liegende Gestalt, sie öffnete den Mund und begann zögernd zu sprechen. Vorher sprach ihr der Hypnotiseur noch Mut zu. „Kümmern Sie sich gar nicht darum, ob Sie bei Bewußtsein sind oder nicht." Und wieder strich er ihr leicht über die Stirn.

„1. März 1951", sagte sie langsam, und ich hörte das Datum mit Genugtuung. Sie war nun offensichtlich in Trance. „Ich bin zu Hause. Heute früh kamen zwei Steuerbeamte zu uns und machten meinem Mann und mir Mitteilung von einer neuen Steuervorschreibung. Wir erhielten dann einige Telefonanrufe, in denen uns abgeraten wurde, mit dieser Vorschreibung vor Gericht zu gehen. Wir sind dann aber doch zu Gericht gegangen und haben den Prozeß gewonnen!" sagte sie und griff damit der Zeit voraus.

Der Hypnotiseur war äußerst zufrieden.

„Wir gehen weiter zurück. Sie sind jetzt vierzig. Sie sind vierzig Jahre alt. Beschreiben Sie Ihr Leben zu dieser Zeit. Was machten Sie, wer waren Ihre Freunde, wo wohnten Sie? Beschreiben Sie die wichtigsten Ereignisse jener Zeit, so genau Sie nur können."

Diesmal reagierte sie sofort, als er ihr mit der Hand auf der Stirn das Zeichen gab.

„Wir haben ein Haus in Buffalo in der Greenery Road, einer sehr hübschen Gegend. Als ich vierzig war, übersiedelten wir in unser Haus. Es war ein regnerischer Tag, und mein Mann sagte: ‚Du gibst so viel Geld aus, du wirst uns noch ruinieren. Wir brauchen dieses Haus doch gar nicht.' Ich sagte: ‚Wir haben eine Tochter. Sie braucht das.' Ich bezahlte das Haus. Da-

mals, im Jahre 1942, kostete es nur 15.000 Dollar. Ich ging dann aus und kaufte einige Petunien und trug sie heim. Als ich die Treppe hinaufging, bildete ich mir plötzlich ein, meinen Vater zu sehen (er war schon zehn Jahre tot) und seine Stimme zu hören. Er sagte: ‚Janet, Janet, dein Leben wird immer eine Tragödie sein. Das nimmt kein Ende.'"

Ich fand es seltsam, daß es wegen eines verhältnismäßig geringen Betrages große Debatten gegeben haben sollte. Der erste Roman der Schriftstellerin, „Einst wird kommen der Tag", war zwei Jahre vorher erschienen und auch in finanzieller Hinsicht ein großer Erfolg gewesen.

Der Hypnotiseur blickte zuversichtlich auf. Er wußte nun, daß alles klappte.

Er flüsterte: „Es wird zunehmend einfacher werden, sobald sich in ihrem Unterbewußtsein ein Schema für ihre Antworten herausgebildet hat."

Ich nickte. Auch ich war zufrieden, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wußte, daß sie den genauen Preis des Hauses genannt hatte und die richtige Adresse, und daß Streitigkeiten des lieben Geldes wegen zu den Alltäglichkeiten ihres Haushalts gehörten.

„Sie sind jetzt dreißig", sagte der Hypnotiseur. „Beschreiben Sie mir Ihr Leben und die wichtigsten Ereignisse."

Ihre Stimme schien mir kaum merklich verändert, und ich fragte mich, ob sie wohl so gesprochen hatte, bevor sie Marcus Reback heiratete — damals, als sie hart kämpfen mußte, um sich und ihr Kind aus erster Ehe zu erhalten.

Ihre Augen waren geschlossen, ihre Züge ganz ruhig.

Sie erzählte: „Ich wohnte damals in einer kleinen Pension. Etwas Besseres konnte ich mir nicht leisten. Ich hatte ja ein Kind zu erhalten. Ich verdiente 23 Dollar die Woche." Soviel ich wußte, war sie damals Gerichtssaalreporterin. „Ich fror schrecklich; nie war es in diesem Haus richtig warm. Ich hatte eine böse Erkältung, wahrscheinlich eine Lungenentzündung, aber ich konnte mir keinen Arzt leisten. Es war ein kalter, feuchter Tag. Ich dachte: Wenn meine Tochter schon älter wäre als zwölf Jahre, würde ich sterben. Ich hatte Hunger und fror entsetzlich. Mein zukünftiger Mann, Marcus, war in Niagara Falls. Niemand war da. Ich war erst vor kurzem umgezogen, weil mir mein altes Quartier zu teuer war. Darum zog ich in dieses Zimmer mit seinem winzigen Fenster und einem einzigen Stuhl. Ich hatte noch meine Schreibmaschine, die hatte ich mir noch behalten."

Das genügte uns, um festzustellen, daß die Zeit stimmte. Der Hypnotiseur ging einen Schritt weiter.

„Und nun sind Sie zwanzig. Sie sind zwanzig Jahre alt", sagte er.

„Mit zwanzig wohnte ich in einem Zelt. Mein zwanzigster Geburtstag! In den Bergen wurde es schon kühl. Ich hatte niemanden, mit dem ich sprechen konnte, außer meiner zweijährigen Tochter. Als Gail [eine Freundin] zurückkam — sie hatte von sechs bis sechs Schichtdienst auf den Ölfeldern —, fiel mir plötzlich ein, daß ich Geburtstag hatte. Sie sagte, wenn sie das gewußt hätte, hätte sie eine Flasche ‚White Mule' besorgt. Ich fragte, ob sie denn die 50 Cents für eine Flasche ‚White Mule' gehabt hätte. Sie sagte, nein, die hätte sie sich ausgeborgt."

Der Hypnotiseur und ich sahen uns belustigt an. Wir stellten uns die später so gefeierte Schriftstellerin vor, wie sie in einem kleinen Nest in Kentucky mit illegal gebranntem Schnaps Geburtstag feierte.

„Versetzen Sie sich in die Zeit, da Sie zehn waren", befahl der Hypnotiseur.

„Mein zehnter Geburtstag?" Sie dachte nach. „Mein Bruder war damals fünf." Das stimmte. „Meine Mutter kaufte mir eine warme Strickjacke und eine dazu passende Mütze. Der nächste Tag war ein Schultag. Mir war immer kalt. Ich hatte mir schon gedacht: Jetzt bin ich zehn Jahre alt und habe noch immer keine Strickjacke. Ich ging spazieren. Als ich heimkam, half ich meiner Mutter beim Waschen und Bügeln und Geschirrspülen. Ich dachte: So ist das Leben und so wird es immer sein. Dann sah ich meine Mutter ins Wirtshaus gehen und ich setzte mich hin und schrieb ein Gedicht. Das war alles."

Ihre Stimme klang traurig und man merkte, daß sie genauso unglücklich war wie damals als Kind.

Und noch weiter zurück führte die Reise.

„Je weiter wir zurückgehen", erklärte mir der Hypnotiseur, „desto wahrscheinlicher wird es, daß sie ihr Unterbewußtsein zu Rate zieht und Dinge berichtet, die man normalerweise im Laufe der Jahre vergißt."

Nun sollte sie neun Jahre alt sein. Sobald er ihre Stirn berührte, fing sie zu sprechen an.

„Als ich neun Jahre alt war, wohnten wir in einem kleinen Haus mit drei Räumen in der Albany Street in Buffalo. Das Haus war unbeschreiblich winzig. In der Schule verspotteten mich die Kinder, weil ich in einem so winzigen Haus wohnte. Ich glaube, damals

wurde mir zum erstenmal bewußt, daß meine Eltern einander entsetzlich auf die Nerven gingen, und daß sie auch uns, ihre Kinder, ablehnten."

Ich kam mir vor wie ein Lauscher an der Wand. Janet hatte wohl gesprächsweise ihre unglückliche Kindheit erwähnt, aber daß sie derartig unglücklich war, hatte ich nicht geahnt.

„Meine Mutter wollte ausziehen, weil sie Streit mit der Hauswirtin hatte, die gleich neben uns wohnte. Meine Mutter war eine streitsüchtige, gewalttätige Person. Oft fürchtete ich, meinem Vater würde einmal ein Unglück zustoßen, weil sie die Messer und Töpfe und Pfannen immer so drohend in der Hand hielt. Schließlich überredete sie ihn dazu, mit der Familie das Haus in der Albany Street zu verlassen. Einmal ging er nach einem Streit in den Garten, um ein paar Rosen abzupflücken, und sie warf ihm ihren Ehering nach und beschimpfte ihn — ich kann die Worte nicht wiederholen. Sie war gemein, gemein!" Ihre Stimme wurde leiser. „Ich wünschte mir oft, sie wäre tot."

Ich kannte die Schriftstellerin und ihre pessimistische Lebenseinstellung, die sicher von diesen Kindheitserlebnissen geprägt war. Für mich bestand kein Zweifel, daß sie uns die Wahrheit sagte, mochte sie noch so schrecklich sein. Taylor Caldwell hatte in den Entwicklungsjahren wenig Liebe und keine Geborgenheit kennengelernt. Dabei hätte sie Liebe und Geborgenheit gerade zu dieser Zeit am nötigsten gebraucht.

„Die Rosen waren so schön", sagte sie leise, als sei ihr das ein Trost.

Sie seufzte tief.

„Mein Vater tat mir schrecklich leid, weil er ein

solcher Schwächling war. Ich fragte mich oft, warum er meine Mutter nicht wenigstens einmal verdrosch, so wie sie es mit ihm tat. Wenn er sie nur ein einziges Mal geschlagen hätte — ich glaube, das hätte genügt. Einmal versuchte ich, ihn zu verteidigen, als sie wieder auf ihn losfuhr, aber sie kratzte mir mit den Fingernägeln den Hals blutig. Und mein Vater, der lief einfach aus dem Haus." Sie schluckte. „Ich war damals erst neun Jahre alt."

Sie hatte mir einmal erzählt, ihre Kindheit sei ein einziger Alptraum gewesen, und ihre Eltern hätten sich überhaupt nichts aus ihr gemacht. Dennoch war ich auf eine Szene wie die folgende nicht gefaßt.

„Als ich neun Jahre alt war, sagte meine Mutter zu mir: ‚Wir wollten dich von Anfang an nicht haben. Dort unten ist ein Fluß — warum gehst du nicht hin und ertränkst dich?'" Ihre Stimme zitterte. „Ich sah meine Mutter an und sah, daß sie es ernst meinte. Das war noch in der Albany Street. Ich weiß nicht, warum sie das sagte. Ich sah ihr in die Augen und dachte: Sie ist nicht normal, sie ist irrsinnig geworden! Und dann sagte ich mir das immer wieder vor."

Sie sprach mit eintöniger Stimme. „Ich ging mit meinem Bruder spazieren; er war drei Jahre alt. Wahrscheinlich ist er hingefallen, ich weiß es nicht mehr genau. Jedenfalls ging ich mit ihm zu Dr. Candie in die School Street. Der Arzt fragte mich nach meinen Eltern, und ich sagte, ich sei ein Waisenkind. Er versorgte den Arm, und ich hörte meinen Bruder schreien und weinen. Fünf oder sechs Tage konnte ich kaum gehen, so fest hatten mich meine Eltern verprügelt, weil ich zwei Dollar ausgegeben hatte, die ich nicht besaß (für den Arzt). Aber ich arbeitete fleißig und

zahlte die zwei Dollar ab. Der Arm meines Bruders wurde besser, dann bekam er Blutvergiftung."

Während ich dasaß und leicht verlegen ihrer Erzählung lauschte, konnte ich nur hoffen, daß ihr Los rückschreitend leichter würde — es schien ihr wirklich mehr aufgebürdet, als ein Kind zu tragen imstande war. Ich hörte die unsichere Kinderstimme und vergaß, daß ihre „früheren Leben" uns eigentlich viel mehr interessierten als ihr gegenwärtiges.

„Mein erster Geburtstag in Amerika", fuhr sie fort. „Wir wohnten damals in der Vermont Street über einem Gemüseladen, der einem gewissen Mr. Ross gehörte. Wir bewohnten zwei Zimmer; die Wohnung gehörte einer alten Dame namens Mrs. Rollins. Sie hatte eine Schwiegertochter und zwei Enkelkinder. Es war mein siebenter Geburtstag. Mir war immer kalt. Mit dem Küchenofen heizten wir zwei Zimmer und das Schlafzimmer." Offenbar galt das Schlafzimmer nicht als Zimmer. „Meine Mutter schrie und regte sich furchtbar auf, denn in England hatten wir ein Dienstmädchen gehabt, Agnes, und einen eigenen Wagen, und hier in Amerika mußten wir uns mit zwei Räumen begnügen."

Sie runzelte die Stirn; eine Szene nahm Gestalt an.

„Ich weiß nicht, wie die alte Dame, Mrs. Rollins, mit dem Vornamen hieß. Sie hörte meine Mutter schreien und schimpfen, und sie klopfte an unserer Tür und bat meine Mutter, nicht solche Worte zu gebrauchen, wenn ihre Enkelkinder sie hören konnten."

Ihre Erinnerungen schienen unzusammenhängend und ohne erkennbare Richtung aufzutauchen.

„Ich glaube, ich legte mich zu oft auf den Boden,

jedenfalls kam mir Staub ins Auge und es war ganz entzündet. Ich traute mich nicht, es meiner Mutter zu zeigen; sie hätte mich halbtot geschlagen, weil mir etwas fehlte. Ich zeigte das rote Auge meinem Vater, und er rührte in einer Teeschale eine Borwasserlösung an und wusch damit das geschwollene Lid. Ich sagte: ‚Papa, heute habe ich Geburtstag. Heute werde ich sieben Jahre alt.' Er sagte: ‚Es wäre wohl für uns beide besser, du wärest nicht geboren.'"

Wir gingen wieder einen Schritt zurück; sie war jetzt fünf und noch in England. Dort würde es ihr doch hoffentlich bessergehen?

„Ich besuche eine kleine Privatschule in Manchester, wo mein Vater arbeitet. In der Schule ist eine Frau Lehrerin und ein Fräulein, das ihr hilft. Die Jungen und Mädchen mag ich nicht besonders, sie sind so eingebildet. Es ist doch lächerlich, wenn man sich besser vorkommt als alle anderen."

Mir fiel auf, daß sie oft die Zeiten wechselte — manchmal sprach sie in der Gegenwart, als stünde sie mitten im Geschehen, dann wieder benützte sie die Mitvergangenheit wie ein Erwachsener, der von seiner Kindheit spricht.

„Ich verschüttete eine Flasche Tinte auf meiner weißen Schürze. Ich traute mich nicht heim mit diesem Tintenfleck. Die Lehrerin sagte: ‚Deine Mutter wird dich nicht gleich umbringen wegen dieses Tintenflecks!' Ich sagte: ‚O ja, das wird sie schon. Sie sagt ja immer, sie wird mich umbringen. Erst gestern abend sagte sie, sie würde einmal in der Nacht mit einem Messer kommen und mich töten, denn sie will keine Kinder.'"

Offensichtlich war ihre Mutter eine überspannte Person gewesen, die zu unbedachten, übertriebenen

Wutausbrüchen neigte. Aber ein fünfjähriges Kind — mochte es auch altklug sein — konnte das kaum durchschauen und lebte natürlich in ständiger Furcht.

„Ich ging heim und spielte mit den Disonkindern, die neben uns wohnten. Elsie Dison hatte am Tag vorher Geburtstag gehabt und hatte eine Puppe bekommen. Sie war so begeistert! Mir hatte meine Großmutter eine Gliederpuppe geschickt, aber ich zeigte sie Elsie nicht. Ich wollte ihr die Freude an ihrer eigenen Puppe nicht verderben."

Auch Mama war sichtlich nicht immer böse, denn es gab die übliche Geburtstagsfeier.

„Am Nachmittag veranstaltete meine Mutter für mich eine Geburtstagsjause — einen ‚Tee'. Sie fand es gräßlich, daß ich am liebsten mit den Kindern der Arbeiterfamilien spielte. Ich hatte aber keine anderen Freunde in der Umgebung, und es waren nette Kinder." Unvermittelt fügte sie hinzu: „Es stand also alles auf dem Tisch außer den sauren Gurken."

Und noch geheimnisvoller: „Wir hatten kaltes Wetter. Sehr kalt."

Ich hoffte, der Hypnotiseur würde sie bald in eine Zeit vor ihrer Geburt versetzen, in ein früheres Leben, das vielleicht angenehmer war als dieses.

Er strich ihr wieder über die Stirn.

„Nun werden Sie noch jünger", sagte er. „Wir gehen noch weiter zurück. Sie sind vier Jahre alt, und jetzt drei, drei Jahre, und jetzt sind Sie zwei. Sie sind zwei Jahre alt."

Sie schluchzte trocken, dann sagte sie mit unglücklicher Stimme:

„Als ich zwei Jahre alt war, wohnten wir in Hightown, im südlichen Teil von Manchester. Am Samstag

abend gingen meine Eltern immer aus; sie gingen an einen Ort, der „Strangeways' hieß. Sie waren noch jung, meine Mutter war erst achtzehn, mein Vater zwanzig oder einundzwanzig. Wir wohnten in einem ganz netten, zweistöckigen Haus. Ich fürchtete mich im Dunkeln. Sie waren ausgegangen. Die Dämmerung hatte lang gedauert, dann war es finster geworden. Da öffnete sich die Tür und ER kam herein, und rechts und links von IHM gingen zwei riesige Löwen. Ihre Mähnen waren golden mit silbernen Spitzen. Er nannte mich beim Namen und sagte: ‚Sie werden dich immer beschützen.' Dann sagte er: ‚Du hättest nicht zurückkommen sollen, aber du gibst ja nicht nach, du gibst nicht nach!' "

Plötzlich begann sie zu schluchzen. Der Hypnotiseur strich ihr über den Kopf, als wollte er sie beruhigen, während ich mich fragte, ob ER wohl das geheimnisvolle „Wesen" war, von dem sie so oft gesprochen hatte, der Besucher aus einer anderen Welt.

Wieder versetzte der Hypnotiseur sie ein Stück zurück, und sie sprach — wie das in Trance öfter vorkommt — von ihrer frühesten Kindheit in der Gegenwart.

„Ich lerne gehen. Ich bin zehn Monate alt. Meine Mutter sagt, ich bin ein kluges Kind, weil ich schon gehen kann. Ich dachte: wie dumm die Menschen doch sind. Warum sollte ich nicht gehen? Aber ich fiel nieder und schlug mir die Hand auf. Meine Mutter lief in die Küche und holte ein Ei und schmierte es mir auf die wehe Hand. Ich fing an zu schreien und konnte nicht mehr aufhören. Jemand stopfte mir ein Taschentuch in den Mund. Mir tut der Kopf so weh. Ich ersticke."

Und dann blickte sie aus der Perspektive des Erwachsenen zurück und seufzte: „Ich hatte immer schreckliche Angst vor dem Ersticken."

Wir hörten zu, beobachteten sie, gewannen Einblick in ihren inneren Aufruhr, und wir zweifelten keinen Augenblick an der Realität ihrer Erlebnisse. Mit jeder kaum merklichen Änderung der Stimme erlebte sie eine Kindheit noch einmal, die wahrlich dazu angetan war, ihr alle Arten von Traumata, Psychosen und Hemmungen zu bescheren, unter denen sie als Erwachsener zu leiden hatte.

Aber sobald wir sie von diesem Leben befreit hatten, würde doch endlich ein Glücksstrahl sie treffen — so hofften wir zumindest.

„Sie sind jetzt noch jünger", sagte der Hypnotiseur, „ein Säugling, und noch früher, ein Embryo im Schoß Ihrer Mutter." Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Beschreiben Sie Ihre Umgebung, Ihre Gefühle und Gedanken."

Sie lag regungslos da, und er mußte seine Aufforderung wiederholen, während ich mir absolut nicht vorstellen konnte, was sie uns über den Bauch ihrer Mutter erzählen würde. Ungeborene Kinder waren lebendige, fühlende Wesen, das stand fest. Woran aber mochte ein Embryo denken?

Bald sollte ich es erfahren.

„Du liebe Güte, bin ich schon wieder hier?" sagte sie schnippisch. „Dies ist aber wirklich das letzte Mal! Danach gebe ich es auf! Seltsam, ich habe das Gefühl, jemand will mich töten. Ich höre, wie jemand ruft: ‚Ich will es nicht, ich will das Kind nicht!' Meint sie mich?"

Mir lief es kalt über den Rücken. Es war unglaub-

lich und klang doch ganz echt, als sie schluchzend hinzufügte: „Ich schließe am besten die Augen und verhalte mich ganz still und tue so, als wäre ich gar nicht hier. Ich bin ganz woanders, und das hier ist nur ein Traum, und es gibt mich gar nicht."

Ich hatte schon mehrfach Mütter sagen gehört, daß zwischen ihnen und dem Kind, das sie trugen, psychische Bindung bestand. Aber ich hatte noch nie einem Embryo zugehört — und noch dazu einem, der wußte, daß er unerwünscht war.

Ich fühlte mich leer und völlig ausgepumpt, nachdem dieses Leben sich so realistisch vor unseren Augen entfaltet hatte.

Auch Taylor Caldwell wirkte müde, und der Hypnotiseur ging daran, sie aufzuwecken.

„Langsam kehren Sie in die Gegenwart zurück. Sie sind wieder so alt, wie Sie wirklich sind. Sie sind ganz ruhig und fühlen sich wohl. Nach jeder Sitzung werden Sie sich gesünder und kräftiger fühlen. Und Sie werden sich an kein einziges Ihrer Worte erinnern."

Sie setzte sich auf und rieb sich den Hals, der ihr aus unerklärlichen Gründen Beschwerden verursachte, seit sie denken konnte.

„Warum habe ich geweint?" fragte sie munter, wischte sich die Tränen ab und konnte sich offensichtlich an nichts mehr erinnern.

Ich ging einer direkten Antwort aus dem Weg.

„Nach einem Leben wie dem Ihren würde ich auch auf eine Wiedergeburt verzichten", sagte ich.

Sie schien gut gelaunt — seltsam, wenn man bedachte, was sie mitgemacht hatte — und hörte auch besser.

„Nun", fragte sie, „hat es sich ausgezahlt?"

„Es war sehr interessant, aber wir wollen darüber nichts sagen, bevor wir fertig sind. Ich will nicht, daß Sie sich diese Fakten einprägen und uns dann als ‚Erinnerungen an die Vergangenheit' verkaufen!"

„Sie wollen mir gar nichts darüber sagen?"

„Wenn alles vorbei ist", versicherte ich ihr, „dürfen Sie die Aufzeichnungen lesen. Wie geht es Ihnen eigentlich?"

„Ich fühle mich blendend!" Sie lächelte. „Könnte ich jetzt vielleicht einen Drink bekommen?"

„Aber selbstverständlich", rief ich. „Den haben Sie sich wahrhaftig verdient!"

IV

Mary Ann Evans

Nach der ersten Hypnose fühlte Taylor Caldwell sich ausgesprochen erfrischt und sie freute sich schon auf die zweite Sitzung. Sie hatte nur eine Beschwerde. „Es ist so schrecklich kalt hier", sagte sie und fröstelte.

„Ich glaube, Sie sind schon frierend auf die Welt gekommen", erwiderte ich lachend.

Sie war in Hochstimmung. Ich fragte mich, ob ihre gute Laune auf unsere Suggestion, sie werde sich viel wohler fühlen, zurückzuführen war — oder ob sie es einfach genoß, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen.

Sie sah mich an und neigte den Kopf zur Seite.

„War ich gestern jemand anderer?"

„Sie waren Virgo, die Jungfrau", sagte ich lachend.

„Die Jungfrau ist mein Sternbild."

„Aber Sie glauben doch auch daran nicht!"

Jan Robinson, die nach uns ins Zimmer gekommen war, mischte sich ein. „Nein, aber sie hat sich schon ein Dutzend Horoskope erstellen lassen."

„Wann soll's losgehen?" fragte Janet Caldwell.

„Gleich", sagte ich. „Ich muß nur noch kurz mit dem Hypnotiseur sprechen — allein."

„Immer diese Geheimnisse", rief sie. „Ich hasse es, wenn man Geheimnisse vor mir hat!"

Der Hypnotiseur und ich zogen uns zurück und

besprachen in groben Zügen unsere Pläne für die weiteren Sitzungen. Wir wußten ja nun, daß man die alte Dame sehr wohl hypnotisieren konnte. Wir wollten vor allem folgende Zeiträume und Schauplätze „anpeilen": die Zeit Christi, die den Hintergrund ihrer Bücher über Lukas und Paulus bildete; das viktorianische Zeitalter mit Mary Ann Evans alias George Eliot, an die sie sich ja auch ohne Hypnose erinnerte; das Inquisitionsurteil über Fra Savonarola im 15. Jahrhundert, von dem sie oft so gräßlich geträumt hatte; den Kontinent Atlantis, den sie als Kind so deutlich beschrieben hatte; das Geheimnis der Seele und der himmlischen Wesen und ihrer ganz und gar nicht himmlischen Gegenspieler, die sie in ihrem „Dialog mit dem Teufel" beschrieb.

Natürlich waren wir auch dankbar für jeden anderen „Rückblick", der sich ergeben mochte. Ich war nur der Ansicht, man könnte die Reinkarnation, oder zumindest die unterbewußten Erinnerungen der Seele, am ehesten beweisen, wenn man Gebiete durchleuchtete, die sie höchst realistisch beschrieben hatte, ohne selbst angeben zu können, wo sie die Namen, Gesichter und Landschaften hernahm.

„Versetzen wir sie heute in das Zeitalter der Königin Viktoria", schlug ich dem Hypnotiseur vor, „und warten wir, ob sie uns etwas über Mary Ann Evans erzählt."

„Wer soll denn das sein?" fragte er.

„George Eliot, eine Schriftstellerin jener Zeit. Sie hat ‚Silas Marner' geschrieben — die klassische Geschichte eines Geizkragens —, weiters ‚Die Mühle am Fluß', ‚Adam Bede' und ‚Romola', einen Roman über Savonarola.

Verständlicherweise konnte er mit diesen Titeln überhaupt nichts anfangen. Sie standen zwar in jeder öffentlichen Bibliothek, waren aber durchaus nicht leicht zu lesen und daher auch nicht sehr bekannt.

Bevor wir mit der Hypnose begannen, bat ich ihn noch, keinesfalls „frühere Existenzen" mit Janet zu besprechen, solange sie bei Bewußtsein war.

„Es besteht die Gefahr, daß wir ihr eine Rolle suggerieren und dann nicht mehr wissen, ob sie ihre eigenen Gedanken wiedergibt oder unsere!"

Er stimmte mir zu. „Sie ist schließlich die Schriftstellerin. Überlassen wir es ihr, die Geschichte zu erzählen."

Und das tat sie nur zu gern.

Sie legte sich genießerisch auf der Couch zurecht und wartete, daß wir die leichte Decke über sie breiteten.

Der Hypnotiseur setzte sich wieder an das Kopfende der Couch, berührte ihre Stirn und befahl ihr, sich zu entspannen und ein wenig zu schlafen.

Sie wetzte noch einige Male hin und her, dann seufzte sie tief auf und schien binnen weniger Sekunden in eine ganz andere Welt versetzt zu sein.

„Sie sind in einer vergangenen Zeit, einem früheren Jahrhundert. Sie sind im neunzehnten Jahrhundert." Er machte eine Pause und sah mich fragend an.

Ich nickte, und er fuhr fort, die Hand noch immer auf ihrer Stirn: „Denken Sie an den Namen Mary Ann."

Ich fand diese Bemerkung etwas voreilig, er aber hielt offensichtlich die Hypnose bereits für tief genug.

Sie murmelte etwas vor sich hin, und ich beugte mich vor, um sie besser zu verstehen.

„ ‚Adam Bede', ‚Die Mühle am Fluß' ", flüsterte sie,

und ich wartete aufgeregt auf ihre nächsten Worte. Nun würde sie auf ihre frühere literarische Tätigkeit zu sprechen kommen und erklären, wieso sie schon als Kind mit den Werken der viktorianischen Erzählerin so vertraut war, die alles andere als ein typisch viktorianisches Leben geführt hatte.

Taylor Caldwell aber fuhr mit gänzlich veränderter Stimme fort: „Und außerdem schrieb sie literarische Artikel für Zeitschriften."

Sie sprach mit unverkennbar irischem Akzent und der Stimme eines ganz jungen Mädchens — und sie sprach von Mary Ann Evans in der dritten Person! Sie war offensichtlich nicht die viktorianische Schriftstellerin — auch nicht im Unterbewußtsein —, obwohl sie Mary Anns Bücher nacherzählen konnte, ohne sie gelesen zu haben.

Wer also war sie?

Sie sprach weiter über die Engländerin, die von 1819 bis 1880 gelebt hatte.

„Sie schrieb auch Gedichte", sagte sie mit ihrer irischen Aussprache, „aber angeblich waren sie nicht besonders gut. Manchmal las sie mir ein Gedicht vor. Eines ging so: ‚Nur wenige bedeuten uns so viel, daß wir ihnen unser Leid klagen können.' " Sie hielt inne. „Ich weiß noch gut, daß sie oft zu mir sagte: ‚Du hast die Seele eines Dichters!' "

Auf meinen Wink fragte der Hypnotiseur: „Wie war Ihr Name?"

„Jeannie McGill", war die Antwort.

Ein ganz neuer Name, eine völlig unbekannte Person. Er fragte sie, woher sie stamme, denn ihr Akzent war ihm ebenso aufgefallen wie mir.

Sie zögerte ein wenig. „Ich weiß es nicht. Ich bin

immer von einem Haus ins andere gekommen. In einem Haus wohnten viele schöne Damen, und jeden Abend kamen Herren zu Besuch. Sie waren alle sehr lieb zu mir und sie rochen herrlich nach Parfüm. Und gesungen haben sie so gern und in den Schlafzimmern mit den Herren gelacht."

Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was für eine Art von Haus das war. Dort hatte sie ihre Kindheit verbracht!

„Wo war Ihre Mutter?" fragte der Hypnotiseur.

„Mutter hatte ich keine", lautete die Antwort. „Ich wohnte in dem Haus mit den Damen."

„Und wo war Ihr Zimmer, Ihr Bett?"

„Ganz oben unter dem Dach."

„Wie kamen Sie in dieses Haus?"

„Ich weiß es nicht. Ich war immer schon dort. Ich kann mich nicht erinnern."

„Hatten Sie Freunde in diesem Haus?"

Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen waren fest geschlossen.

„Ich höre Sie nicht."

„Doch, Sie hören mich", sagte er bestimmt. „Ihr Ohr ist wieder frei, die Nervenenden sind nachgewachsen ... Können Sie mir sagen, wie die Damen in dem Haus hießen?"

Ich neigte mich vor und sah, wie sie sich nervös mit der Zunge über die Lippen fuhr.

„Nein, es waren einfach irgendwelche junge Damen. Ich weiß ihre Namen nicht."

„Wie kamen Sie zu Mary Ann?"

„Mit zehn Jahren mußte ich zum erstenmal in Dienst gehen. Ich kam zu schrecklichen Leuten. Und dann kam ich zu Miss Mary Ann." Janet fuhr sich mit

der Hand über die Stirn. „Ich glaube, ich war zehn Jahre alt. Ich weiß es nicht genau."

„Las Mary Ann Ihnen oft vor?"

„Oft nicht, nur manchmal. Ich hatte zu viel zu tun."

„Lebten auch Männer in Mary Anns Haus?"

Ihre Hand strich über die Decke.

„Ich höre Sie nicht."

„Wohnten auch Männer in Mary Anns Haus?"

Obwohl sie die Augen geschlossen hielt, sah man, daß sie angestrengt nachdachte. Schließlich sagte sie, als spräche sie mit sich selbst:

„Wohnte George in Mary Anns Haus?"

Der Hypnotiseur sah zu mir herüber, und ich schüttelte ratlos den Kopf. Offenbar brachte sie nun Mary Ann und ihr Pseudonym durcheinander.

„Er wohnte nicht immer da", fuhr sie stockend fort. „Er war Mary Anns Gast."

Wir sahen einander an und zuckten die Achseln. Ich bedeutete ihm weiterzufragen, auch wenn die Antworten nicht sehr vielversprechend schienen.

„Wie lautete sein Familienname?"

„Er wurde immer Mr. George genannt, aber er hatte noch einen anderen Namen ... Lewis oder so ähnlich ... Lewis." Es fiel ihr offensichtlich schwer, sich an den Namen zu erinnern. „Er wollte nicht, daß die Leute wissen, wie er heißt."

Anscheinend sprach sie von einer Liebschaft. Ich wußte nichts über George Eliots Privatleben, hielt aber ein illegales Verhältnis einer renommierten Schriftstellerin in der puritanischen Ära der Königin Viktoria für ziemlich unwahrscheinlich.

„Was tat er? Was war er von Beruf?" fragte der Hypnotiseur weiter.

„Keine Ahnung. Er hatte Frau und Kinder."

„War er freundlich zu Ihnen?"

„Er hat mich nie bemerkt. Ich brachte ihm jeden Morgen das Frühstück."

Ich sah, daß der Hypnotiseur lächelte. Mit diesem einen Satz hatte sie die Situation besser beschrieben, als die anzüglichste Bemerkung es hätte tun können.

„Woran erinnern Sie sich sonst noch?"

„Nicht an viel. Es war zu kalt."

Auch damals war ihr ständig kalt! Vorausgesetzt, daß es eine Wiedergeburt gab, nahm man anscheinend die Empfindlichkeit gegen Kälte von einem Leben ins andere mit. Saß die Kälte, wie der Schmerz, vielleicht nicht nur in den Knochen, sondern auch in der Seele?

Während der Hypnotiseur eine Pause einlegte, nahm ich ein Konversationslexikon zur Hand. Ich wußte so gut wie nichts über George Eliot. Ich hatte lediglich in der Schule „Silas Marner" gelesen und vor einiger Zeit „Romola", den Roman über Florenz und Savonarola.

Wer auch „George Lewis" gewesen sein mochte — ich erwartete nicht, im Lexikon seinen Namen zu finden. Aber natürlich fand ich George Eliot:

„Pseudonym der englischen Erzählerin Mary Ann oder Marian Evans. Sie wuchs in puritanischer Strenge auf, wandte sich jedoch früh freien sittlichen Überzeugungen zu. Gute Schulbildung, Sprachstudien. Übersetzte Schriften von D. Strauß (‚Das Leben Jesu') und anderen. Nach dem Tod ihres Vaters wurde sie Redaktionsmitglied des ‚Westminster Review', schrieb Artikel und stand bald im Mittelpunkt des geistigen Lebens von London. Ihre lange und glückliche Verbindung mit G. H. Lewes" — mein Herz klopfte ein

wenig schneller —, „die 1854 ihren Anfang nahm, betrachtete sie als Ehe, obwohl sie damit zum sozialen Außenseiter wurde. Die Verbindung konnte nicht legalisiert werden, da Lewes' erste Frau noch lebte. Von Lewes ermutigt, schrieb sie ‚Szenen klerikalen Lebens', eine Serie von Skizzen, die sie im ‚Blackwood's Magazine' unter dem Pseudonym George Eliot (den Namen hatte Lewes für sie ausgewählt) veröffentlichte. Es folgten drei Romane, ‚Adam Bede' (1859), ‚Die Mühle am Fluß' (1860) und ‚Silas Marner' (1861) — einfühlsame Schilderungen von Alltagsschicksalen einfacher Menschen vor dem Hintergrund der wunderschönen Landschaft von Warwickshire, wo die Erzählerin ihre Jugend verbracht hatte. Zweimal bereiste sie Italien (1860 und 1861), ehe sie im ‚Cornhill Magazine' (1862—63) ihren Roman über Savonarola, ‚Romola', herausbrachte."

Das Folgende überflog ich nur, dann wurde meine Aufmerksamkeit wieder geweckt. „Ihre Gedichte hatten nie sehr großen Erfolg und werden heute kaum mehr gelesen." Sie hatte also tatsächlich auch Gedichte geschrieben! Und dann wurde wieder Lewes erwähnt:

„Lewes starb 1878. Im Jahre 1880 (ihrem Todesjahr) heiratete sie einen guten Freund, John W. Cross, der später George Eliots ‚Leben in Briefen und Tagebüchern' (1885) herausgab." Und dann ein letzter Hinweis auf Lewes, diesmal mit vollem Namen: „Siehe A. T. Kitchel, George Lewes und George Eliot' (1933)."

Wenige Minuten hatten genügt, um festzustellen, daß die kleine „Jeannie McGill" genau ins Schwarze getroffen hatte. Allerdings benutzte Taylor Caldwell vermutlich das gleiche Konversationslexikon — ein echter Beweis war das nicht.

Ich fühlte mich nun als Experte für das Liebesleben der beiden Georges und fragte:

„Schliefen die beiden in einem Zimmer?"

Sie schüttelte heftig den Kopf, als wollte sie die Frage und die mit ihr verbundene Vorstellung abschütteln.

Der Hypnotiseur nahm die Fäden wieder in die Hand.

„Woher hatte sie den Namen ‚George Eliot'?"

„Er gab ihr den Namen. Er hat ihn für sie erfunden."

„Warum gerade diesen?"

„Er nannte sie zum Spaß oft ‚Mr. Eliot'."

„Warum?"

„Das weiß ich doch nicht — woher sollte ich das wissen?" Ihre Stimme wurde leiser und mitleiderregend. „Ich war ja bloß ein kleines Mädchen, bloß eine Dienstmagd. Ich war doch nicht mit ihnen befreundet." Ihr Tonfall deutete die tiefe Kluft an, die zwischen ihnen lag. „Ich glaube, er hatte eine Zeitung. Ich weiß es nicht genau."

„Wie lange waren Sie bei Mary Ann?" fragte der Hypnotiseur weiter.

„Vielleicht drei Jahre. Ich war mit ihr auch in einem Haus auf dem Land. Ich glaube, es war in Warwickshire (George Eliots Landhaus). Später fuhr sie dann nach Italien (das stimmte), und Mrs. Glassen (ein neuer Name) sagte, ich hätte ihr (der Schriftstellerin) einen Ring gestohlen, und sie hat die Polizei gerufen." Wieder wurde ihre Stimme ganz leise und arm. „Ich wurde ins Arbeitshaus gesteckt. Dort habe ich mich umgebracht."

Dieser gänzlich unerwartete Ausgang der Geschichte

schockierte uns und offenbar auch die Erzählerin. Janet begann mit tiefer, schmerzerfüllter Stimme zu stöhnen.

Ich gab dem Hypnotiseur ein Zeichen, und er holte sie schnell aus der Trance heraus, nachdem er ihr noch versichert hatte, sie werde sich viel wohler fühlen und nicht wie sonst unter allerlei Beschwerden leiden. „Ihr Hals wird Ihnen auch nicht mehr weh tun. Wenn Sie aufwachen, wird der Schmerz verschwunden sein."

Sie setzte sich auf und blinzelte. Dann griff sie mit der Hand nach ihrem Nacken und massierte ihn, ohne ein Wort zu sprechen.

Einen Augenblick lang hatte ich heftige Gewissensbisse. Hoffentlich muteten wir der alten Dame nicht zu viel zu — am ersten Tag ihre schrecklichen Kindheitserlebnisse und gleich am nächsten Arbeitshaus und Selbstmord!

Dennoch stand außer Zweifel, daß sie gesünder aussah, besser hörte, vitaler wirkte — und uns dabei einen höchst interessanten Blick in die Vergangenheit vermittelt hatte.

„Wir gönnen Ihnen eine kleine Atempause und machen dann weiter", sagte der Hypnotiseur. „Sie machen Ihre Sache ausgezeichnet."

Während sie sich eine Zigarette anzündete, grübelte ich über die vielen Dinge nach, die mir an ihrer Erzählung noch unklar waren. Wieso waren ihr George Eliots Werke so vertraut, wenn sie nur ein Küchenmädchen war und vermutlich weder lesen noch schreiben konnte? Wieso hatte ihre Herrin zugelassen, daß man sie ins Arbeitshaus steckte? Und warum hatte sie schließlich Selbstmord begangen?

Während mir diese Gedanken noch durch den Kopf gingen, mußte ich selber darüber lachen, daß ich das

alles offensichtlich für bare Münze nahm. So überzeugend war ihr Bericht und so voll lebensechtem Gefühl!

Obwohl sie nun die Zigarette im Mund hatte, rieb sich Janet Caldwell immer noch den Hals und sah uns dabei verwundert und nachdenklich an. Seit Jahren klagte sie immer wieder, daß sie chronische Schmerzen im Nacken habe und nicht wüßte, woher diese Beschwerden kämen.

Natürlich wußten auch wir es nicht — noch nicht.

Während der Hypnotiseur und ich plauderten, schien sie bemüht, sich zu orientieren.

„Ich habe das unbestimmte Gefühl, hier zu sein und gleichzeitig ganz woanders."

„Das wundert mich nicht", sagte der Hypnotiseur.

Einige Minuten später legte sie sich bereitwillig wieder nieder, er strich ihr mit der Hand über die Stirn und sie war auch schon in Trance. So schnell ging das. Bevor er noch die Worte aussprach, die sie in die Vergangenheit versetzen sollten, war sie bereits Jeannie McGill.

„Guten Morgen, Miss Mary Ann", zwitscherte eine jugendliche irische Stimme. „Ach, was für ein wunderschöner Morgen. Die Sonne scheint so warm. — Oh, Sie müssen doch Ihr Frühstück essen!" Dann eine Bemerkung zur Seite: „Die arme Miss Mary Ann, sie weint schon wieder wegen Mr. George." — „Sehen Sie doch, Miss Mary Ann — ich ziehe die Vorhänge auf — was für einen prachtvollen Tag wir heute haben! Soll ich Ihnen den Tee einschenken? Nehmen Sie doch ein wenig Jam. Ach, es macht solche Freude, eine Dame wie Sie zu bedienen. Das da ist die erste Rosenknospe aus dem Garten." Janet Caldwell begleitete

ihre Worte mit den entsprechenden Gesten. Nun streckte sie die Hand aus, als wollte sie jemandem die Blüte überreichen. „Ich habe sie selbst abgeschnitten. Die Post? Ich weiß nicht, ob er (anscheinend der Postbote) schon da war. Ich werde nachsehen. Ich werde Mrs. Glassen fragen (vermutlich die Haushälterin)." Die Gestalt auf der Couch spielte uns das alles vor, als veranstalteten wir Scharaden. „Mrs. Glassen, ist die Post schon da? Ach! Warum haben Sie mich geschlagen?" Vielsagend legte sie die Hand auf die Wange. „Ich bin doch nicht häßlich — Miss Mary Ann sagt, ich bin hübsch. Ich habe Holzschuhe gern, nur machen sie solchen Lärm. Aber ich habe keine anderen Schuhe. Ah, hier ist ja die Post — ich sehe mir so gern die Briefe an. Ich kann nicht lesen und schreiben."

Der letzte Satz klang recht jammervoll. Es war wirklich Ironie des Schicksals, daß die große zeitgenössische Schriftstellerin Taylor Caldwell in einem früheren Leben Analphabetin war — dabei hatte sie noch kürzlich großartig gemeint, einer ihrer Vorfahren sei vielleicht ein großer Dichter gewesen.

Für weitere Überlegungen blieb mir keine Zeit. Die Vorstellung ging weiter.

„Sind diese Briefe alle für Miss Mary Ann? Gut, dann will ich sie ihr gleich bringen." Offensichtlich war der Brief, auf den ihre Herrin so sehnsüchtig wartete, nicht dabei, denn Jeannies Stimme floß über vor Mitgefühl. „Ach, das traurige Gesicht, so arm, so enttäuscht. Er wird schon wieder kommen, Miss Mary Ann. Eigentlich nimmt er alles, was Sie zu geben haben, Miss Mary Ann, und gibt selber nichts. Ich höre doch, was die Dienstleute reden. Er steht in Ihrem

Licht. Niemand glaubt, daß Sie die schönen Bücher schreiben. Er erntet den Ruhm. Sie sagen, keine Frau kann solche Bücher schreiben. Sie sagen, Mr. George schreibt sie, aber er ist zu bescheiden, es zuzugeben." Plötzlich tauchte ein neuer Name auf. „Mr. Wilburg ist doch ein feiner Herr. Warum heiraten Sie ihn nicht?"

Jeannie durfte sich solche Bemerkungen offensichtlich erlauben, weil sie so jung war.

„Ich bin zwölf", erklärte sie. „Jedenfalls hat man mir das gesagt."

Gleich darauf war sie neuerlich mitten in einem Gespräch mit ihrer Herrin.

„Ich habe keine Eltern, Miss Mary Ann. Ich habe es Ihnen doch schon erzählt. Ich wurde mit zehn Jahren in Dienst gegeben. Vorher war ich im Waisenhaus (nach dem Haus mit den schönen Damen). Oh, ich bin so gern hier, Miss Mary Ann." Sie waren immer noch mit dem Frühstück beschäftigt, und ich hatte den Eindruck, daß Janet auf der Couch eine Szene noch einmal durchlebte, die sie ein Jahrhundert oder länger in ihrer Erinnerung aufbewahrt hatte. Sie war so herzlich, so fürsorglich um ihre Herrin bemüht, wie ihre Stellung es ihr nur erlaubte.

„Miss Mary Ann, Sie haben Ihre Brötchen nicht gegessen und das wunderbare Jam. Ich werde Ihnen die Butter streichen. So eine gute Butter aus Devonshire. Und jetzt werde ich Ihnen die Kissen aufschütteln. Nein, Miss Mary Ann, ich weiß nicht, woher die Narbe auf meiner Wange stammt. Man hat mir erzählt, daß ich sie schon immer hatte, schon als Baby. Nein, nein, ich werde kugelrund, sagt Mrs. Glassen. Ich wachse nicht mehr so stark, wissen Sie. O ja, Mrs.

Glassen ist eine gute Haushälterin. Und auf meiner Pritsche habe ich es in der Nacht so schön warm ... Ein herrlicher Tag, Miss Mary Ann. Werden Sie den Wagen bestellen und eine Spazierfahrt machen? Der Teich im Hyde Park ist so schön um diese Jahreszeit, und Schwäne sieht man dort ... Warum sollte ich zur Schule gehen, Miss Mary Ann? Ich bin doch nur eine Magd. Wozu brauche ich denn das Rechnen und Lesen und Schreiben? Ich bin schon zwölf, ich bin zu alt für die Schule. Aber ich weiß, was die Vögel sich erzählen und die Blumen und die Kaninchen im Stall. Sie schauen einen so unschuldig an mit ihren leuchtenden Augen. Man glaubt, sie müßten weich und süß und rein sein, aber das sind sie gar nicht. Sie sind — mir fällt das Wort nicht ein, es gibt kein Wort dafür. Aber die kennen sich aus, und die Blumen auch. Die Blumen lieben den Tratsch ... Ja, Mrs. Glassen ..." Die Szene veränderte sich. „Warum schlagen Sie mich jedesmal, bevor Sie mit mir sprechen? Ich habe nicht Miss Mary Ann etwas vorgeschwätzt! Sie hat mit mir gesprochen. Aber ja, ich fülle schon den Kessel. Die Pumpe geht so schwer. Das ist viel Wasser. Die Seife brennt auf den Händen — so wund. Ich beeile mich ja! Ich bin kein unnützes Ding. Miss Mary Ann hat mich gern." Offenbar war eine Frage gestellt worden. „Auf ihrem Tablett, auf dem Frühstückstablett. Ich hole es gleich."

Sie verließ ihre Widersacherin und befand sich gleich darauf im Schlafzimmer ihrer Herrin, die sie heiß verehrte.

„Ich bin's, Miss Mary Ann. Jeannie. Haben Sie Ihr köstliches Frühstück aufgegessen? Wollen Sie jetzt ausfahren? Ich werde Robert Bescheid sagen (wieder ein

neuer Name). Die Holzpantoffeln tun mir weh, drum lasse ich sie gern in der Küche. Ich habe ein Paar Schuhe für die Kirche ... Oh, das ist aber lieb von Ihnen, Miss Mary Ann. Ich habe ein gutes Heim, eine gute Herrin, eine warme Schlafstatt und genug zu essen. Was könnte sich eine Magd noch mehr wünschen? ... Sie sind fertig. Soll ich Robert jetzt rufen? ... Wunderbar."

Und dann folgte, wie so oft, ein Selbstgespräch, in dem Jeannie sich das Herz ausschüttete.

„Viel hat sie zum Frühstück nicht gegessen. Nein, es stimmt nicht, daß ich zu viel schnattere. Sie spricht gern mit mir, die liebe, liebe Dame. Ach, was für ein herrlicher Tag! Wie hübsch und hoch die Wände hier sind. Hier gibt es nichts, das einem Angst macht. Mit Leuten wie Mrs. Glassen muß man eben Geduld haben — so fährt man am besten. Das sagt ja auch der Herr Pastor: ‚Selig die Sanftmütigen ...' Ein herrlicher Tag."

Ihre Stimmung schlug plötzlich um und sie klang ganz verzagt. „Lieber Gott, sag mir doch, warum ich lebe. Nimm mich zu dir. Ich halte es nicht mehr aus." Unterdrücktes Schluchzen folgte, während der Hypnotiseur und ich uns ansahen wie zwei Einbrecher.

Dann rief sie: „Ja, ja, ich komme ja schon, Mrs. Glassen!" Offenbar folgte sie der Stimme ihrer Peinigerin.

Unvermittelt begann sie laut zu singen. Die Worte verstand man nicht, aber es klang wie das Heulen böser Geister. Nie hatte ich etwas so Schauriges gehört. Der Hypnotiseur lauschte mit offenem Mund; er war sichtlich ebenso entsetzt wie ich.

Der Gesang endete so abrupt, wie er begonnen hatte.

„Ich bin nicht schlecht, Mrs. Glassen", sagte sie eindringlich. „Vielleicht habe ich eine Stimme wie eine Krähe, aber ist das Singen verboten?" Wieder änderte sich ihre Stimmung, und sie wurde nachdenklich. „Mir wäre lieber, Miss Mary Ann würde Mrs. Glassen nicht meinetwegen zurechtweisen. Das macht alles nur noch schlimmer. Mrs. Glassen möchte mich loswerden und drum sagt sie, ich sei eine Diebin. Mit Gladys (vermutlich eine andere Magd) hat sie es genauso gemacht, und Miss Mary Ann war so lieb zu Gladys."

Wir kamen auf diese Weise nicht recht weiter. Ich bat den Hypnotiseur, die Zeit vorzurücken und vielleicht ihren Tod aufzuklären.

„Sie sind jetzt älter. Sie sind älter. Entspannen Sie sich, lassen Sie sich fallen, ganz tief. Ruhig, ruhig (als sie hin und her wetzte). Sie sind älter, Sie sind sechzehn."

Und die Stimme der kleinen Irin antwortete: „Ich bin sechzehn." Dann herzzerbrechend: „O mein Gott, das Arbeitshaus. Vier Jahre war ich im Arbeitshaus, dabei habe ich Miss Mary Anns Ring gar nicht gestohlen. Ich habe den Ring überhaupt nie gesehen. Macht die Tür auf! Laßt mich hinaus, ich möchte die Sonne wiedersehen. Bitte!" rief sie mit flehentlich erhobener Stimme.

Die Stimme des Hypnotiseurs dagegen blieb sachlich und kühl.

„Welchen Beruf hatte Miss Mary Ann? Wovon lebte sie?"

Er machte Stichproben, um ihre früheren Angaben zu überprüfen; gleichzeitig wollte er sie beruhigen.

„Miss Mary Ann Evans? Sie schrieb doch Bücher. Wunderschöne Bücher mit schönem Einband, rotes

Leder, Goldschnitt. Aber ich kann ja nicht lesen oder schreiben."

„Beschreiben Sie Miss Mary Ann."

„Sie ist verliebt in Mr. George."

„Wer ist Mr. George?"

„Er ist verheiratet. Er wird immer nur Mr. George genannt. Ich weiß, daß er Frau und Kinder hat. Ich höre doch den ganzen Tratsch. Sie schreibt viele Bogen Papier voll, und er kommt in ihr Arbeitszimmer und liest, was sie geschrieben hat. Ich weiß es, ich habe ihnen oft genug Rotwein und Kuchen hineingebracht . . . Er streitet mit Miss Mary Ann. Dabei sollten Sie sehen, was für eine herrliche Nadel mit einer Perle und einem Brillanten sie ihm zum Geburtstag geschenkt hat! Und seine Manschettenknöpfe sind auch mit Perlen und Brillanten besetzt. Und einen riesigen Ring schenkte sie ihm, mit einem Stein so rot wie Blut. Er ist selbst kein armer Mann, aber er nimmt ihr Geld. Sie ist ja so vernarrt in ihn, die Arme. Ich werde sie nie mehr wiedersehen."

Ihre Stimme wurde wieder klagend und ließ schon ahnen, daß sie dem Tod nahe war.

„Ich bin im Arbeitshaus und heute abend werde ich sterben. Ich ertrage das Leben nicht länger. Ich erhänge mich noch heute abend, heute abend will ich sterben."

Dann kehrten ihre Gedanken zu ihrer Herrin zurück. „Für mich ist sie die allerschönste Dame der ganzen Welt, aber die anderen finden sie häßlich. Ihre Augen sind jedenfalls wie Steine, sie strahlen und glitzern bernsteinfarben, und ein wenig Blau ist auch drin. Und manchmal sind sie dunkel wie Kohle in ihrem schmalen Gesicht. Die anderen sagen, sie sei

sehr häßlich, aber ihre Haare sind dunkel und glänzend und über den Ohren nach hinten gekämmt und hinten zu einem Knoten gebunden. Ihre Stirn ist marmorweiß. Sie ist nicht häßlich, sie ist wunderschön. Und sie schreitet wie eine Königin. Sie hat eine so schlanke Taille, daß Mrs. Glassen immer sagt, das sei die Taille einer Wespe. Aber das stimmt gar nicht. Sie hat schöne Hände. Einmal sagte sie zu mir, daß meine Hände den ihren sehr ähnlich seien."

Ich wunderte mich gerade, daß eine so heißgeliebte Herrin es über sich brachte, die Polizei auf ihre kleine Jeannie zu hetzen, als Jeannie auch schon die Erklärung gab.

„Diese Mrs. Glassen! Als Miss Mary Ann mit Mr. George nach Florenz fuhr (das taten sie ja um 1860), rief sie die Polizisten und sagte, ich hätte Miss Mary Anns Ring gestohlen, den sie zu Hause gelassen hatte." Sie stöhnte leise. „Und nun muß ich heute sterben. Es wird nicht lange weh tun, wenn ich mich mit einem Strick erhänge."

Der Hypnotiseur fragte: „In welchem Jahr war das?"

„Ich weiß nicht, wie die Jahre heißen. Ich kenne nur die Jahreszeiten und Neujahr und Weihnachten. Zu Weihnachten bekomme ich von Miss Mary Ann immer Geschenke." Sie runzelte die Stirn, und wieder sah man deutlich, wie angestrengt sie nachdachte.

„Sie fragen mich nach dem Jahr. Ich habe die Leute reden gehört, daß in Amerika ein großer Krieg ausgebrochen ist — das waren die Kolonien, wissen Sie. Ein großer Krieg. Ich weiß nicht, ob das die Kolonien sind oder ein anderes Land. Es ist sehr weit weg, drüben über dem westlichen Meer, ein schreck-

licher Krieg. Ich höre ja nur, was die Leute reden. Mr. Disraeli (der britische Minister) sagt, man darf sich da nicht einmischen. Ich verstehe nichts davon. Ich kann nicht lesen und schreiben."

Ihre Angaben waren dennoch korrekt. Der amerikanische Bürgerkrieg brach im Jahre 1861 aus, und zu dieser Zeit war Disraeli Mitglied des britischen Kabinetts.

„Wohnte Miss Mary Ann in London?"

„Sie hatte ein Haus in London und eines auf dem Land."

„Und wo waren Sie daheim, ehe Sie zu Miss Mary Ann kamen?"

„Daheim war ich nur bei Miss Mary Ann, sonst nirgends. Ich war zwei Jahre im Dienst. Vorher war ich bei den schönen Damen und im Waisenhaus. Man hat mich aus dem Waisenhaus geholt und in Dienst gegeben, zu zwei alten Herren, in ein düsteres, unfreundliches Haus in London. Mr. Samuel Weatherby und ich halfen der Haushälterin beim Wäschewaschen und Gemüseputzen. Wir hatten auch einen kleinen Garten. Mr. Weatherby hatte den Garten so gern."

Der Hypnotiseur gab nicht nach.

„Stammen Sie aus Irland?"

Ihre Stimme wurde weinerlich.

„Ich hatte weder Vater noch Mutter. Ich war im Waisenhaus. Und mit zehn Jahren mußte ich schon in den Dienst."

Dann sprach sie wieder von Mrs. Glassen und erwähnte ein Gebrechen, das sie anscheinend ebenso wie die Empfindlichkeit gegen Kälte bis in ihr gegenwärtiges Leben begleitet hatte.

„Mrs. Glassen schlug mich so stark aufs Ohr, daß

ich das Gehör verlor. Ich höre sehr schlecht. Ich habe es Miss Mary Ann nicht gesagt, aber das Ohr blutete, es blutete ganz stark. Als die Polizisten mit mir sprachen, verstand ich sie nicht. Mrs. Glassen sagte: ‚Die stellt sich nur so dumm. Sie war geschickt genug, den Ring zu stehlen und zu verkaufen!' "

Die kleine Jeannie tat mir von Herzen leid, und ich war fest überzeugt davon, daß die gemeine Mrs. Glassen den Ring selbst gestohlen und den Diebstahl dann der hilflosen Magd in die Schuhe geschoben hatte, sobald deren Wohltäterin mit ihrem Geliebten nach Florenz abgedampft war. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß das arme Geschöpf am Leben verzweifelte — es war ihr bitter Unrecht geschehen, sie hatte das Gehör verloren, und die Narbe auf der Wange ließ auf andere Mißhandlungen schließen. Ein viktorianisches Trauerspiel!

Warum hatte die liberale Mary Ann, deren Herz in ihren Romanen so warm für die Armen und Unglücklichen schlug, diesem unschuldigen, verzweifelten Kind nicht geholfen? Dafür mußte es doch einen Grund geben.

„Haben Sie danach noch einmal bei Miss Mary Ann gedient?" fragte der Hypnotiseur.

Das Unglückswesen antwortete mit tränenerstickter Stimme. „Sie blieb ein ganzes Jahr in Florenz. Sie wußte von nichts, und ich konnte ihr keinen Brief schreiben (natürlich nicht — sie konnte ja überhaupt nicht schreiben). Ich war im Arbeitshaus."

„Aber später — sind Sie später noch einmal zu Miss Mary Ann zurückgekehrt?"

„Nein, nie mehr. Ich war vier Jahre im Arbeitshaus (bis sechzehn also). Ich war zu zehn Jahren ver-

urteilt, aber ich blieb keine zehn Jahre dort. Ich erhängte mich."

Sie begann zu weinen und dann flüsterte sie mit einer Stimme, die selbst Mrs. Glassens Herz erweicht hätte: „Nie mehr werde ich die Vögel singen hören."

Und stöhnend fuhr sie fort: „Gott sei meiner Seele gnädig."

Seltsamerweise konnte sie rückblickend ihren eigenen Tod mitansehen. Das war natürlich nur möglich, wenn ein Teil ihrer Persönlichkeit, ihre Seele, ihr Geist, oder wie man es nennen wollte, weiterlebte und sich an diesen Tod, zumindest unterbewußt, erinnerte.

Ein erregender Gedanke.

Janet hatte für heute genug mitgemacht, und ich deutete dem Hypnotiseur, sie aufzuwecken. Sobald er sie berührte, setzte sie sich auf und sah sich verwirrt um. Tränen liefen ihr über die Wangen.

„Warum, zum Teufel, weine ich denn?" rief sie.

Besorgt sah der Hypnotiseur sie an.

„Wie fühlen Sie sich?"

„Wunderbar." Sie betrachtete uns argwöhnisch. „Aber ihr Burschen macht irgend etwas mit mir. Ich habe das Gefühl, aus zwei Personen zu bestehen."

„Wenn Ihr nächstes Leben ähnlich ist wie Ihr vergangenes, kann ich verstehen, daß Sie nicht wiedergeboren werden wollen", sagte ich, aber sie hörte mir nicht zu. Ihre Hände griffen nach dem Hals.

„Hören Sie, dieser Schmerz, den ich da immer hatte, der scheint vergangen zu sein", sagte sie zu dem Hypnotiseur.

„Haben Sie eine Ahnung, woher der Schmerz kam?" fragte ich.

Sie blickte mich ernst an und sagte: „Ich weiß es nicht, aber zeitweise fühlte es sich so an, als sei mein Hals durch einen Strick verletzt worden, als sei ich an einem Strick gehangen."

Dann fügte sie munter hinzu: „Aber das ist wohl nicht gut möglich!"

V

Das geheimnisvolle „Wesen"

Bis zum nächsten Tag hatte ich Gelegenheit, über die ergreifende Geschichte der kleinen Jeannie McGill nachzudenken.

Wo waren alle diese Erinnerungen hergekommen — die Häuser in Warwickshire und London, Mary Anns Freundlichkeit, die verächtliche Gleichgültigkeit ihres Liebhabers, die Härte der Haushälterin? Um reine Phantasie konnte es sich kaum handeln; schließlich waren die Hauptpersonen ja tatsächlich in problematischer Beziehung zueinander gestanden.

Konnten die Gespräche, die Jeannie führte, frei erfunden sein, wenn es doch die Hauptpersonen nicht waren? Hatte es also wirklich eine Jeannie McGill gegeben, und wenn ja, bewies das etwas anderes als Janets hellseherische Fähigkeiten? Vielleicht schöpfte sie einfach aus dem allgemeinen Reservoir, in dem jedes Ereignis der menschlichen Geschichte aufbewahrt ist?

Im Grunde genommen war die Sitzung unbefriedigend gewesen. Wir hatten eine Reihe von Namen erfahren, mit denen wir jedoch nicht viel anfangen konnten. Georges Lewes, den verheirateten Geliebten der Erzählerin, hatte es wirklich gegeben, und Jeannies diesbezügliche Äußerungen schienen zu stimmen. Die sehr persönlichen Gespräche mit ihrer Herrin dagegen,

in denen sie den Kummer der Schriftstellerin und ihre Großzügigkeit gegenüber ihrem oft recht gleichgültigen Liebhaber verriet, waren wohl kaum zu beweisen.

Von anderen Personen wußten wir nur unvollständige Namen — Mrs. Glassen, die Haushälterin, und Robert, der Diener — das war zu wenig. Und Mr. Samuel Weatherby, ein nicht weiter beschriebener Hilfsgärtner, entzog sich sicher ebenfalls jeder Nachforschung.

Positiv zu werten war dagegen, daß Janet als Jeannie das Haus in Warwickshire erwähnt hatte; außerdem schienen alle Daten zu stimmen, und ihre Vertrautheit mit den Schriften George Eliots fand eine Erklärung darin, daß die Erzählerin dem Mädchen ihre Werke vorgelesen hatte. Das Unterbewußtsein vergaß ja nichts und konnte sehr wohl unter Hypnose wiedergeben, was es irgendwann einmal erfahren hatte.

Eindrucksvoller als alle Namen und Begebenheiten, auch wenn sie stimmten, war die Lebhaftigkeit der Erinnerung. Die Schriftstellerin schilderte ihre Situation so realistisch, daß man ein Herz aus Stein haben müßte, um nicht von Mitgefühl ergriffen zu werden.

Was die Richtigkeit der Namen betraf, war es natürlich denkbar, daß Taylor Caldwell irgendwann einmal das gleiche Lexikon aufgeschlagen hatte wie ich, um sich über die Dichterin zu informieren, deren Werke ihr auf so geheimnisvolle Weise bekannt vorkamen.

Ich nahm mir vor, weitere Nachforschungen über das Leben George Eliots zu betreiben; in der Zwischenzeit aber wollten wir andere Zeiten und Orte besuchen. Vielleicht stießen wir dabei auf weitere Erklärungen

für Janets seltsame Kenntnisse. Die Gefahr, daß wir uns langweilten, bestand jedenfalls nicht.

Für uns war das Ganze ein interessantes Experiment, für Taylor Caldwell aber war es mehr. Seltsame Veränderungen gingen mit ihr vor. Als sie zur nächsten Sitzung erschien — Jeannie McGill hatten in ihrem Bewußtsein keine Spur hinterlassen —, ging sie mit federnden Schritten und ihre Augen glänzten. Die Wangen waren rosig, obwohl sie kein Make-up aufgelegt hatte, und sie schien um Jahre verjüngt.

„Ich weiß ja nicht, was mit mir geschieht", sagte sie. „Aber ich habe das Gefühl, ich befinde mich in einer Art Übergangsstadium." Sie hob warnend den Zeigefinger. „Ich sage nicht, daß das gut ist, wohlgemerkt. Jedenfalls ist es interessant."

Ich versicherte ihr, daß sie alles erfahren sollte, sobald die Sitzungen beendet waren.

„Sie haben übrigens ein phantastisches Gedächtnis", sagte ich lächelnd.

„Für gewöhnlich vergesse ich nie etwas." Sie legte die Stirn in Falten. „Aber warum habe ich das Gefühl, daß irgend etwas mit mir geschieht, und weiß doch nicht recht, was es sein könnte?"

Der Hypnotiseur lächelte. „Sie werden eine ganze Menge unterdrückter Gefühle los, die Sie lange mit sich herumgeschleppt haben."

Sie sah uns gutmütig an.

„Und Sie wollen mir wirklich nichts verraten?"

„Jetzt noch nicht."

„Wieso erinnere ich mich an nichts?"

„Weil Sie den Auftrag bekamen, alles zu vergessen, ehe Sie aufwachen."

Sie war zum Scherzen aufgelegt. „Hoffentlich habe

ich nichts ausgeplaudert, wofür man mich verhaften könnte!"

Ich lächelte verkniffen. „Sie waren eher das Opfer als der Täter."

„Das scheint unweigerlich mein Schicksal zu sein", seufzte sie.

„Vielleicht können wir Ihnen aus diesem ausgefahrenen Geleise heraushelfen."

„Hoffentlich! Ich bin nämlich mit meinem Leben, wie es jetzt ist, gar nicht zufrieden."

„Was ich Sie noch fragen wollte — haben Sie viel über George Eliot gelesen?"

Sie schien überrascht. „Ich las ‚Die Mühle am Fluß', wie Sie wissen, aber nie etwas über die Autorin. Ich interessiere mich nicht besonders für das Privatleben von Schriftstellern. Das sind meistens schrecklich langweilige Leute."

„Ich kenne zwei, für die das nicht zutrifft."

Sie ließ die Asche in einen Aschenbecher fallen.

„Und wer sind die beiden, wenn ich bitten darf?"

Ich verzog keine Miene. „George Eliot und Taylor Caldwell."

Sie lachte laut.

„Da wissen Sie mehr als ich!"

Während sie ihre Zigarette zu Ende rauchte, machten wir das Tonbandgerät aufnahmebereit, und die Arbeit konnte weitergehen.

Der Hypnotiseur gab ihr die übliche Aufmunterung.

„Der Hals wird Ihnen nicht mehr weh tun, Sie werden besser hören, und von Mal zu Mal werden Sie sich gesünder fühlen."

Nach zwei Sitzungen brauchte er nur mehr ihre Stirn mit der Hand berühren, und schon befand sie sich in

so tiefer Trance, daß sie ihre Umgebung nicht mehr wahrnahm. Sie war wirklich zum Hypnotisieren besonders geeignet.

Als sie die Lippen zum Sprechen öffnete, hoffte ich inständig, sie würde in ein früheres Leben zurückkehren, in dem sie ein wenig Glück fand und vielleicht doch etwas Großartigeres war als eine Küchenmagd.

Sie machte sich nun schon ganz selbständig auf den Weg. Ohne daß der Hypnotiseur einen Vorschlag machte, befand sie sich bereits mitten in einem längst vergangenen Jahrhundert.

Dennoch waren wir auf die dramatische Eröffnung nicht gefaßt.

„O Herr Jesus", sagte sie mit fremder Stimme, „da ist ja wieder dieser gemeine Mr. Johnston. Ein Dreckskerl. Was mache ich nur mit den Eiern? Er geht in das Haus meines Herrn. Fettes, altes Biest, ein schmieriger Kerl — sie werden mich schlagen, wenn ich die Eier nicht gleich hineinbringe — ach, mir ist so kalt."

Janet fröstelte unter der Decke.

„Wissen Sie das Datum?"

Die Antwort kam zögernd. „1. Dezember 1775."

Ohne Aufforderung war sie um ein ganzes Jahrhundert weiter zurückgegangen.

„Wo wohnen Sie?"

„Ich habe kein Zuhause. Ich wohne hier bei meinem Herrn und meiner Herrin."

„Wie heißt Ihr Herr?"

„Wilberforce, Park Lane. Er ist Kaufmann in der Stadt. Handelt mit Lederwaren."

„Wieso werden Sie hier so schlecht behandelt?"

„Ich arbeite als Magd in der großen Küche."

Wider Willen mußte ich lachen. Taylor Caldwell

hatte oft darüber gespottet, daß alle Anhänger der Reinkarnation als Prinz oder Prinzessin wiedergeboren werden. Sie selbst dagegen war zweimal hintereinander Küchenmagd gewesen.

Der Hypnotiseur blieb völlig sachlich.

„Wie alt sind Sie?" fragte er.

„Ich werde bald vierzehn. Sie müssen mir diesen schmierigen alten Kerl, Mister Harlan Johnston, vom Leib halten." Ihre Stimme wurde schrill vor Empörung. „Er greift mir immer unter den Rock und tut mir weh."

Mit etwas Derartigem hatten wir nicht gerechnet.

„Wer ist Mr. Johnston?"

„Ein alter Witwer. Er kommt öfter zu den Wilberforces. Er ist der Onkel meiner Herrin."

„Beschreiben Sie das Haus."

„Park Lane ist die Adresse, der Park ist ganz in der Nähe. Es ist ein großes Haus, mit vier Stockwerken und einem Innenhof."

„Wie heißt der Park?"

„Ein Stück die Straße hinunter, gleich neben den Ställen."

Der Hypnotiseur beschloß, sie zu ihrem nächsten Geburtstag zu führen.

„Sie sind jetzt vierzehn. Sie sind vierzehn Jahre alt."

„Aber ich bin gar nicht vierzehn geworden", erwiderte sie zu unserem Staunen. „Sie haben mich getötet. Der Herr und seine Freunde und die Söhne meines Herrn. Sie haben mich auf den Dachboden hinaufgeschleppt. Ich kann nicht darüber sprechen. Ich schäme mich so sehr. Sie waren betrunken, und die Herrin war nicht zu Hause. Sie war zu Besuch bei einer

Freundin in Sussex. Sie sagten: ‚Sie ist tatsächlich noch eine Jungfrau!' " Sie stöhnte. „Ich kann nicht sagen, was sie mit mir machten, es war zu grauenhaft. Sie haben mich vergewaltigt. Zehn waren es" — sie seufzte tief — „und ich bin dabei gestorben."

Der Hypnotiseur sah mich fragend an. Ich deutete ihm fortzufahren.

„Woran sind Sie gestorben?"

Sie stöhnte. „Sie haben mich auseinandergerissen."

„Wehrten Sie sich?"

„Sie hielten mich an Armen und Beinen fest und vergewaltigten mich, und ich blutete und blutete und dann starb ich."

Ihre Stimme klang nun so traurig wie Jeannie McGills Stimme. Die Geschichte schien mir recht phantastisch, dann aber fiel mir ein, daß es zu dieser Zeit den berüchtigten „Hellfire Club" gegeben hatte, eine Gruppe gutsituierter Männer, die vor allem hilflose Dienstmädchen überfielen und ihnen Gewalt antaten.

„Es gab da eine Gruppe, die Mädchen überfiel", sagte der Hypnotiseur auf meinen Vorschlag. „Handelte es sich um diese Gruppe?"

Wie sollte dieses arme Kind, dessen Namen wir vergessen hatten zu erfragen, von einem Geheimbund wissen, der sich nicht nur sexuellen Orgien hingab, sondern auch heimlich Schwarze Messen feierte?

Sie beschrieb ihre Mörder: „Der Herr, seine beiden Söhne, Mister Harlan Johnston und noch zwei andere Männer."

„Waren sie alle betrunken?"

„Und sie haben mich in die Brust gebissen", sagte sie mit tränenerstickter Stimme. „Sie waren betrunken."

„Was tranken sie?"

„Met und französischen Schnaps und Bier."

Das Interesse des Hypnotiseurs erwachte plötzlich. „Wo begann denn die ganze Sache? Kamen sie in die Küche?"

Wieder schien sie den Tränen nahe.

„Ich schlief neben der Köchin, aber sie war auch betrunken. Sie zerrten mich von ihr weg. Sie hielten mir den Mund zu und schleppten mich hinauf in die Holzkammer."

„Schliefen Sie in Ihrem Zimmer?"

„Auf einer Decke auf dem Boden. Ich fürchtete mich vor den Spinnen . . ." Ihre Lippen zitterten. „Bitte, fragen Sie mich nicht weiter."

Mir war es nur recht, wenn wir diese Szene beendeten. Ich erinnerte mich nicht, daß in Taylor Caldwells Büchern etwas Ähnliches vorkam, und so war dieser Bericht für meine Zwecke wertlos. Ich wollte ja ihre Erinnerungen in Hypnose mit ihren Büchern vergleichen und auf diese Art Hinweise auf die Reinkarnation bekommen.

Der Hypnotiseur schlug ihr vor, sich an ihr letztes Leben vor dem gegenwärtigen zu erinnern. Es war 1898 zu Ende gegangen, nur zwei Jahre vor ihrer Geburt am 7. September 1900. Da sie jedoch im Augenblick nicht bereit schien, auf diesen Vorschlag einzugehen, beschloß ich, die Zeitspanne zwischen dem Ende des einen und dem Beginn des nächsten Lebens zu durchleuchten, die in diesem Fall zwei Jahre betragen hatte. Wenn es eine Seele gab, dann war es doch hochinteressant zu erfahren, ob sie sich an die Zeit erinnerte, die sie nicht auf der Erde, auf Terra, verbracht hatte.

„Sie starben im Jahr 1898", sagte der Hypnotiseur und strich ihr über die Stirn. „Erzählen Sie mir etwas über die Zeit von 1898 bis 1900. Wo waren Sie und was erlebten Sie?"

Erwartungsvoll neigte ich mich vor. Wenn sie uns jetzt nichts zu bieten hatte, kein Leben als Geisteswesen, keine weiterexistierende Seele, dann bedeutete das mit ziemlicher Sicherheit das Ende unseres Projektes.

Janet aber — in so tiefer Bewußtlosigkeit, wie ich nur wenige Hypnotisierte je sah — antwortete sofort mit seltsam unwirklicher Stimme.

„Ich blieb eine Weile daheim auf Melina. Ich war glücklich, sehr glücklich."

Der Hypnotiseur warf mir einen erstaunten Blick zu.

Mir war der Name Melina aus ihrem Buch „Dialog mit dem Teufel" vertraut. So hieß der Planet, der mit seinen Milliarden Einwohnern zugrunde ging, weil er Gottes Mißfallen erregt hatte.

Im übrigen freute ich mich, daß sie wenigstens im Tod ein wenig Glück gefunden hatte.

„Man behandelte mich wie ein nicht sonderlich intelligentes Kind — mit Liebe, ja, mit Gefühl und Zärtlichkeit, ja —, aber durfte ich zu hoffen wagen, daß ein Fürst mich zur Frau nahm?"

War das der Fürst, von dem sie auch in „Dialog mit dem Teufel" gesprochen hatte? Jenes geheimnisvolle „Wesen", das in ihren verschiedenen Leben immer wieder auftauchte und ebenso unerwartet wieder verschwand?

Janet spielte offenbar eine untergeordnete Rolle in jener Welt, die nicht die unsere war.

„Einmal durfte ich die großen Säle betreten, wo er

die Könige dieses Planeten empfing, der ja nur einer von Millionen Planeten war. Er führte mich in eine riesige, weiße Säulenhalle, an derem Ende ein Thron stand. Die Trompeter und Fahnenträger zogen gerade ein. Dann erschien der Vizeregent. Er sollte Recht sprechen und die Streitigkeiten zwischen den Nationen schlichten. Seine Kleidung leuchtete nicht so hell, und sein roter Umhang war von gedämpfterem Rot, selbst die Ringe an seiner Hand glänzten hier nicht so strahlend wie in unserem Palast. In einer Hand hielt er ein Zepter, in der anderen ein Werkzeug, das wie eine kleine Axt aussah. Die Kaiser und Könige traten vor den Thron, einer nach dem anderen, und knieten auf der ersten Stufe nieder. Gegen sein Urteil gab es keine Berufung, denn er war ein Erzengel. Er hatte ein strenges, hochmütiges Gesicht und war von harter Wesensart. Er konnte Gott den Gehorsam nicht verweigern. Einmal hatte er es meinetwegen getan. Danach durfte er es nicht mehr wagen, sonst wäre es ihm ergangen wie seinem Bruder Luzifer."

„Warum haben Sie den Ort (Melina) verlassen und sind zur Erde zurückgekehrt?" fragte der Hypnotiseur, als wäre von einer Reise nach Boston die Rede gewesen.

Sie nannte uns einen neuen, provokanten Namen, eine neue Persönlichkeit, die sie mit ihrem aus Rußland gebürtigen Gatten in Verbindung brachte.

„Estanbul war schon geboren", sagte sie. „Er war elf Jahre vor meinem Tod wieder zur Welt gekommen. (1887 — das Geburtsjahr ihres Gatten Marcus Reback.) Er wurde in Rußland geboren. Ich erfuhr das erst, als ich heimkam. Ich hatte Estanbul gern, genau wie ich Darios gern hatte. Und ich fühlte mich für Estanbuls Verbannung verantwortlich. Man darf den

Fürsten nicht beleidigen. Er ist sehr jähzornig; manchmal wird er deswegen bestraft. Aber das ist eben sein Naturell."

War Darios das „Wesen", das plötzlich in der Nacht auftauchte, manchmal als helles Licht, dann wieder als Stimme, ein andermal als geheimnisvolle Kraft, die Janets Finger auf der Schreibmaschine führte?

Der Hypnotiseur wollte Konkreteres hören und ging auf die verwirrenden Phantome nicht weiter ein.

„Warum haben Sie sich gerade Ihre Eltern ausgesucht?" fragte er und setzte damit das karmische Prinzip voraus, das besagt, man könne sich je nach dem Stadium der Entwicklung seine Eltern selbst aussuchen.

Janet beachtete seine Frage nicht und kehrte in ihre eigene Welt zurück.

„Ich sah Estanbul erst, als ich 23 Jahre alt war, und ich kannte ihn sofort. Er hieß nun Marcus Reback. Er erkannte mich nicht, ich aber erkannte ihn sofort." Sie runzelte die Stirn. „Ich wollte meine Schuld an Estanbul wiedergutmachen; er war ja meinetwegen verbannt worden, weil ich mir einbildete, ihn zu lieben. Ich fühlte mich einsam, und niemand sprach mit mir. Fürst Darios nahm mich meinen Eltern weg, als ich fünfzehn war, ein junges Mädchen. Der kleine Ort lag am Meer, jetzt existiert er nicht mehr. Die geflügelten Schiffe waren so schön, wenn sie glitzernd durch die Lüfte flogen, und manchmal ließen sie sich auch auf dem Wasser nieder. Die große Stadt war nicht weit entfernt. Das Ding sah aus wie eine Silberfolie, man stellte sich darauf und es trug einen in die Stadt, schnell wie der Wind. Wir wohnten in einem kleinen Dorf. Die Luft war weich wie Seide. Eines Abends saß ich allein im Garten und schaute in den Mond, da sah ich

plötzlich den großen, weißen Fremden. Er war von solch hellem Licht umgeben, daß ich meinte, das könne nur Gott selber sein. Ich fiel vor ihm auf die Knie, um ihn anzubeten, er aber nahm mich bei der Hand und hob mich auf. Ich sah, daß aus seinen Schultern heller weißer Schein drang, und ich sah sein wunderschönes Gesicht, und ich liebte ihn. Er sagte, er hätte mich schon oft gesehen und er wünsche mich zur Gemahlin. Ein so großer und prächtiger Fürst — warum sollte er mich zur Frau haben wollen? Ich hatte lange, schwarze, seidige Haare. Er fuhr mir mit der Hand in die Haare und küßte sie. Und dann küßte er mich auf die Wange."

Der Hypnotiseur war genauso neugierig wie ich.

„Wer tat das alles?" fragte er.

„Darios. Dann hielt er mich in den Armen, und ich fühlte, wie die Erde unter meinen Füßen bebte, und ich sah endlose Sonnen an uns vorüberschweben wie Seifenblasen. Ströme von Licht! Dann waren wir auf Melina, meinem Heim. Dort heirateten wir auch. Die Frauen zweier anderer Erzengel waren meine Brautjungfern."

Und wie sah die andere Seite dieses ewigen Dreiecks aus?

„Wo war Estanbul?"

„Ich traf ihn erst, als ich den Garten verließ."

„Inwiefern sind Sie an Estanbul schuldig geworden?"

„Ich fühlte mich einsam. Ich lebte in dem großen, weißglänzenden Palast mit seinem herrlichen Garten. An einer Seite des Hauses klaffte ein Abgrund, ein tiefer schwarzer Abgrund. Niemand konnte von außen in den Palast eindringen. Der schwarze Abgrund war

endlos tief." Sie schauderte und wurde still, als grübelte sie über Jahrhunderte nach, die im Weltraum vielleicht nur Minuten waren oder Stunden.

„Begeben wir uns in das Jahr 1900 auf der Erde — 1900 auf der Erde. Sie wurden in England wiedergeboren", sagte der Hypnotiseur.

„Ja, damals kam ich zum letzten Mal zur Welt."

„Warum wählten Sie gerade diesen Zeitpunkt für Ihre Geburt?"

„Ich bildete mir ja immer noch ein, ich sei schuld an Estanbuls Verbannung. Ich liebte ihn, aber auf andere Art, als ich Darios liebte. Ich glaubte, ich könnte ihm helfen, und er müßte mit Hilfe meiner Liebe nie wieder geboren werden. Er hätte dann heimkehren können nach Melina. Aber es war alles nur Illusion. Er hat mich nie wirklich geliebt, in keinem der endlosen Leben. Ich bildete es mir ein, aber es war nicht wahr."

Hartnäckig wie immer und nicht im geringsten gerührt von Taylor Caldwells Liebesproblemen im Jenseits, kam der Hypnotiseur wieder auf seine frühere Frage zurück.

„Warum suchten Sie sich ein englisches Elternhaus aus? Warum gerade diese Mutter?"

„Ich suchte sie mir nicht aus", lautete die Antwort. „Man hat nicht immer freie Wahl. Wenn man immer auf dieser Erde gelebt hat, kennt man sich hier aus und kann unter Umständen seine eigene Wahl treffen. Ich hatte keine Wahl, denn dies ist im Grunde genommen nicht mein Planet. Ich wollte nur nach Estanbul suchen!"

Ich hatte das Gefühl, daß sie nach Estanbul, ihrem erdgebundenen Seelenfreund, in vielen Existenzen gesucht hatte, und daß Darios immer wieder und wo er nur konnte dazwischengetreten war.

Estanbul und Darios — immer im Wettstreit, wenn auch auf zwei verschiedenen Ebenen. Darios blieb der gleiche durch alle Jahrhunderte, Estanbul dagegen war wie sie — ein befreiter Geist, dessen sterblicher Körper in neuer Form immer wiederkehrte.

Als Darios sie ihren Eltern wegnahm, lebte sie auf Terra, am Meer von Lemuria, auf dem sagenhaften Kontinent im Südpazifik.

Es war ein Land, in dem die Leute mehrere hundert Jahre alt wurden, genau wie die Patriarchen im Alten Testament. Luftschiffe, ähnlich unseren Flugzeugen, flogen dort umher und deuteten an, daß dieses Land, ehe es im Meer versank, in mancher Beziehung eine ähnliche Kultur aufwies wie unsere.

Es war ein Land ohne Ärzte — niemand brauchte sie; und doch war es kein Paradies.

„Was geschah, wenn jemand krank wurde?" fragte der Hypnotiseur.

„Wir wurden einfach alt und starben. Das war der Fluch, der auf Terra lag. Angeblich hatte der Mensch Gott nicht gehorcht und mußte deshalb sterben. Viele, viele Jahre hindurch wuchsen wir einfach heran, vier-, fünf-, sechshundert Jahre."

Einst hatte es offenbar den Tod nicht gegeben, dann sündigte der Mensch im Garten Eden.

„Wenn die Menschen bis zu sechshundert Jahre alt wurden — wie erhielten sie sich jung?"

„Oh, wir fingen erst hundert Jahre vor unserem Tod zu altern an. Wenn man bemerkte, daß ein Mensch alterte, wußte man, daß dieser Mensch in hundert Jahren sterben würde."

„Wie sahen die Leute aus, wenn sie alt wurden?"

„Ihre Haare wurden grau und ihre Gesichter verschwommen. Und außerdem trugen sie das Todeszeichen." Sie deutete auf ihre Stirn.

„Wie sah das Todeszeichen aus?"

Sie zeichneten mit zwei Fingern ein kleines Kreuz in die Luft. „Es waren zwei gekreuzte Stäbchen."

„Welche Farbe hatte die Haut der Menschen?"

„Wie Meeresschaum."

„Gab es auch Menschen mit brauner oder schwarzer Haut?"

„Schwarze Menschen? Es gibt keine schwarzen Menschen."

„Wie groß ist ihr Land?"

„Es soll sehr groß sein und alles gehört zusammen. Die Leute sagen, man geht nicht von Land zu Land, sondern das Ganze ist ein Land."

„Lag es am Wasser?"

„Terra besteht ja aus Wasser und diesem einen Land."

„Gingen Sie zur Schule?"

„Ich ging nicht zur Schule, bis mich Fürst Darios zu sich in sein Haus nahm. Estanbul war einer meiner Lehrer."

„Gab es Schulen in dem Land am Meer von Lemuria, wo Sie lebten?"

„In dem Land, in dem wir lebten, gab es keine Schulen und keine Lehrer."

„Auf welche Art erwarben die Menschen Wissen?"

„Wir lernten zählen."

„Konnten Sie lesen?"

„Oh, das hat mich Estanbul gelehrt, als ich bei Fürst Darios war."

Estanbul hatte sie unterrichtet, und zwar offenbar nicht auf Terra, sondern auf Melina.

„Wie alt sind Sie jetzt?"

Sie dachte einen Augenblick nach. „Zwölf oder dreizehn. Ich war fünfzehn oder sechzehn, als Darios mich zu sich nahm."

„Sind Sie gestorben?" fragte der Hypnotiseur.

„Nein. Darios legte seinen Arm um mich und hob mich auf. Ich sah goldene Sonnen und goldene Ströme von Licht. Dann waren wir auf Melina."

„War Ihre Mutter nicht sehr entsetzt, als man Sie fortnahm?"

„Sie hat uns nie zusammen gesehen. Ich ging oft in den Garten und traf dort Darios, und er erzählte mir herrliche Geschichten. Er sagte, er würde mich erlösen von dem Fluch, der auf der Menschheit lag, und mein Körper würde nicht sterben."

Wenn man von Darios geliebt wurde, gab es anscheinend keinen Tod, nicht einmal den physischen. Man tauchte einfach mit demselben Körper anderswo wieder auf.

„Wenn andere Menschen in Ihrem Land starben, wurden sie dann begraben?" fragte der Hypnotiseur. Auch ihm war nicht klar, warum einige starben, andere nicht.

Sie wunderte sich über seine Unwissenheit.

„Sie meinen in der Erde? O nein! Der Priester wurde gerufen und er besaß einen Zauberstab. Der Leichnam war aufgebahrt, der Priester machte ein Zeichen mit dem Stab, und dann sahen wir nichts mehr. Es war, als schaute man in die Sonne. Der Priester trug ein schwarzes Tuch vor dem Gesicht, und während er das Tuch anlegte, mußten wir hinausgehen.

Dann deutete er mit dem Stab, und ein Licht, heller als die Sonne, erfüllte den Raum; wenn wir später wieder hereinkamen, war der Leichnam nicht mehr da."

„War es ein einzelner Lichtstrahl?" fragte der Hypnotiseur, der an einen Laserstrahl dachte.

„Nein, es war kein einzelner Strahl", sagte sie. „Man sah den Lichtschein über der Landschaft, und dann war der Tote verschwunden."

Der Hypnotiseur und ich wechselten einen Blick, und beide dachten wir daran, daß diese Sitte für unsere teuren, fashionablen Beerdigungsinstitute und Friedhöfe den Ruin bedeuten würde.

„Geschah das auch mit Ihnen?" fragte der Hypnotiseur.

„O nein, ich wurde ja nicht alt. Darios nahm mich bei sich auf Melina auf."

Der Hypnotiseur wollte noch einiges über das Alltagsleben an der Lemurischen See wissen.

„Was essen die Leute in dem Land, aus dem Darios Sie entführte?"

„Früchte, Nüsse, Getreide, Fleisch von Tieren. Was essen denn Sie?"

„Welche Arten von Tieren gibt es dort?"

„Die pelzigen Tiere des Waldes und ein besonders niedliches kleines Tier. Kleiner Ringelschwanz und gebogene Ohren, eine kleine Nase und kleine Hufe wie ein Pferd."

„Wie heißt Ihr Vater?"

„Kenta. Und meine Mutter heißt Allina."

„Was ist Ihr Vater von Beruf?"

„Wir haben einen Garten. Er ist nicht groß. Wir sind einfache Leute."

„Fangen die Leute Tiere aus dem Meer? Kommt ein Teil ihrer Nahrung aus dem Wasser?"

Wieder wurde sie ungeduldig, dabei hatte sie in anderen Existenzen so viel Geduld bewiesen.

„Ich sagte Ihnen schon, was sie essen. Es ist nicht verboten, über solche Dinge zu sprechen, aber es kann einen auch niemand dazu zwingen."

Der Hypnotiseur wandte sich wieder dem geheimnisvollen „Wesen" zu.

„Warum nahm Darios gerade Sie mit und nicht ein anderes Mädchen?"

„Er sagte, weil ich die Schönste von allen gewesen sei, und weil er mich liebte. Aber ich war sehr dumm und ungebildet, und ich fürchte, er hält mich noch immer für dumm."

„Was fand Darios so schön an Ihnen — Ihren Körper, Ihr Gesicht, Ihre Seele?"

„Ich hatte lange schwarze Haare, die mir bis zu den Knöcheln fielen, und er nahm sie oft in die Hand und küßte sie. Nur ich sah ihn, aber ein Engel — kein Erzengel — brachte meine Schwestern Allia und Florita nach Melina."

„War dies Ihre erste Begegnung mit Darios?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, er ist ja kein Sterblicher. Er ist ein Erzengel und Melina war sein Reich."

Sie runzelte die Stirn wie immer, wenn sie sich besonders bemühte, eine Erinnerung wachzurufen.

„Ich war allein im Garten und ich sah Darios, und er nannte mich eine liebliche Maid. Meine Mutter kam auch in den Garten, aber sie sah Darios nicht. Da wußte ich, daß er keiner von uns war."

„Wo war dieser Garten?"

„In einem kleinen Dorf nahe der großen Stadt am Meer. Ich glaube, es war das Meer von Lemuria."

„Wie heißt die große Stadt?"

„Man steigt auf ein Silberlicht und wird in die Stadt gebracht, ganz, ganz schnell. Die Stadt heißt . . ." Sie zögerte und legte die Hand über die Augen. „Es fällt mir nicht ein. Ich wußte es, aber es ist lange her. Die Türme glänzten wie Silber und Gold. Wir sahen sie von unserem Dorf aus."

„Wie hieß das Dorf?"

„Der Name bedeutet: Pfad der Kühe. Ich glaube, es hieß Gondora . . . ja, Gondora."

„Und wie heißen Sie?"

„Lidda . . . Filida."

„Wo lernten Sie Estanbul kennen?"

„Er war mein Geschichtslehrer im Haus des Fürsten Darios — er lehrte mich die Geschichte von Melina."

Ihre Stimme wurde müde.

Der Hypnotiseur strich ihr über die Stirn. „Denken Sie nicht mehr nach. Sprechen Sie nicht weiter." Und dann der Befehl: „Sie hören jetzt gut. Ihr Gehör ist vollkommen wiederhergestellt. Sie hören viel besser. Sie hören mich jetzt ganz leicht. Alle Dinge der Vergangenheit, die zu Ihrer Schwerhörigkeit führten, gelten nicht mehr."

Was hatte denn dieses Gebrechen verursacht? Doch sicherlich ein Nervenschaden im Ohr und nicht die gräßliche Mrs. Glassen.

Der Hypnotiseur hob die Hand. „Vielleicht hat ihre Mutter sie aufs Ohr geschlagen, und sie hat sich mit der Zeit das ‚Hören' abgewöhnt", meinte er.

Jedenfalls handelte es sich um eine psychische Schädigung, die zur symptomatischen Schwerhörigkeit geführt hatte — für mich war das alles sehr verwirrend, nicht aber für den Hypnotiseur.

„Man braucht nur das Unterbewußte ein wenig durchleuchten und Hemmnisse aus dem Weg räumen. Während die Psyche langsam gesundet, kehren die erstaunlichsten Fähigkeiten wieder zurück."

Taylor Caldwell rutschte unruhig hin und her; sie war nicht mehr richtig in Trance, aber auch noch nicht ganz bei Bewußtsein.

Er strich ihr über die Braue.

„Wachen Sie auf", befahl er.

Sie setzte sich auf und rieb sich die Augen. „Ich bin ja schon wach", sagte sie lächelnd.

„Hören Sie jetzt besser?" fragte er.

Sie griff sich mit der Hand an die Ohren. „Ja, ich höre tatsächlich besser."

Sie sah mich von der Seite an.

„Hoffentlich lohnt sich Ihre Mühe?"

Mir machte es wieder einmal Spaß, sie zu necken.

„Wir kennen jetzt den Mann, der alle Ihre Bücher geschrieben hat", sagte ich.

Sofort wurde sie ernst.

„Wer war das?"

„Das geheimnisvolle Wesen — Darios, Ihr Einundalles!"

Sie legte einen Finger an die Lippen und sprach mit leiser Stimme weiter. „Sie dürfen sich über Darios nicht lustig machen", sagte sie. „Sprechen Sie seinen Namen nie leichtfertig aus."

„Was kann er mir denn tun?" fragte ich.

„Er ist zu allem imstande."

„Und Estanbul?"

Sie zuckte die Achseln. „Das ist ganz etwas ande-

res — er ist wie wir. Aber" — sie lachte plötzlich — „das alles ist vielleicht reine Phantasie."

Sie wirkte erfrischt und lebhaft, und es war kaum zu glauben, daß dieselbe Frau kurz vorher müde, unlustig und deprimiert nach Kalifornien gekommen war, um zu beweisen, daß es eine Wiedergeburt nicht gab. Während sie die Bürde ihrer unterbewußten Erinnerungen abwarf, schien auch die Last ihres gegenwärtigen Lebens leichter zu werden. Fast war das symbolhaft für die Seelenwanderung selbst; wenn man in einem Leben seine Pflichten erfüllte und seine Prüfungen bestand, wurde das nächste Leben leichter.

Sie hatte ihre Zigarette ausgeraucht, und auch der Hypnotiseur war bereit.

Genüßlich streckte sie sich auf der Couch aus, atmete tief ein und zog die Decke bis zum Kinn.

Der Hypnotiseur berührte ihre Stirn. „Lassen Sie alle Gedanken beiseite und schlafen Sie ein", sagte er.

Wir wählten eine Epoche, die mit ihrem Roman über Dschingis-Khan, „Der Herr der Erde", in Zusammenhang stand.

„Versetzen Sie sich nach China, China vor langer Zeit — im Jahr 1200."

Sie schüttelte den Kopf.

„Zwölfhundert? Da habe ich nicht gelebt."

Das war allerdings eine Überraschung.

„Wo waren Sie denn im Jahr 1200?"

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen? Wo liegt denn Zwölfhundert? Ich war bei Darios."

Der Hypnotiseur hatte langsam genug von Darios und Estanbul, und ich auch — man konnte mit ihnen wirklich nicht viel anfangen.

Es fiel ihm das Buch „Geliebter und berühmter

Arzt" ein und er fragte: „Haben Sie je einen Arzt kennengelernt, der Hippokrates hieß? Oder kennen Sie irgendeinen anderen Arzt? Nennen Sie mir den ersten, den Sie kennenlernten."

Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab.

„Das ist Äonen her."

„Erzählen Sie mir davon."

Sie schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Wir wußten, daß sie wieder einmal angestrengt nachdachte, und wie schon öfters traf ihr unberechenbares Unterbewußtsein seine eigene Wahl.

„Guten Morgen, Senor", sagte sie mit munterer Stimme. „Sind Sie der neue Gärtner? Tut mir leid, die Tür für die Bettler ist neben dem Eingang. Eine kleine Tür. Sie brauchen nur zu klopfen, dann kommt eine Schwester und gibt Ihnen Käse und Brot und Wein ... Schwester, ich gehe zur Beichte, Padre Francisco ... warum hat sie mich bloß so hinterhältig angesehen?"

Der Strom des Unterbewußten floß weiter.

„Ich bekenne vor Gott, daß ich gesündigt habe. Francisco, morgen in aller Früh fährt ein Boot zum Hafen. Ich bekenne dem Erzengel Michael, allen Heiligen, der seligen Jungfrau Maria und Dir, Vater, daß ich gesündigt habe. Ich habe schwer gesündigt, meine Schuld ... Aber, Francisco, wohin sollen wir fliehen? In das Land unserer Väter können wir nicht gehen, denn die Söhne der Hagar hassen uns beinahe so, wie die Leute hier uns hassen, weil wir Marranen sind."

Dieser eine Satz sagte mehr über eine Verfolgung von alters her aus, als dicke Bücher es könnten. So viel ich wußte, waren die Marranen spanische Juden, die man im 15. Jh. gezwungen hatte, sich taufen zu lassen.

Hagar wiederum war die Konkubine Abrahams, eine Sklavin Sarahs. Ihr Sohn Ismael gründete der Legende nach die feindliche Nation der Araber.

Und so befand sich denn Janet in Spanien, in einem früheren Leben, das sie in einem faszinierenden Monolog vor uns ausbreitete.

„Ja, Madre", sagte sie mit zuckersüßer Stimme, „ich werde heute das Kohlbeet umstechen . . . Ein komischer Mann war heute im Garten, ich hielt ihn zuerst für den neuen Gärtner. Ja, ein Mann! (Anscheinend war das sehr ungewöhnlich.) Ich habe ihn an die Bettlerpforte verwiesen." Ihre Gedanken drehten sich jetzt um die ältere Nonne, die sie Madre nannte. „Sie verachtet mich, weil ich am Leben bin. Warum kann ich nicht vergessen, wie sie vor meinen Augen meinen Vater erschlugen und meine Mutter in einen Brunnen warfen und mich dann mit Gewalt tauften?" Ihre Stimme war voll Verachtung. „Was wissen die schon von Gott!" Und wehmütig: „Würden nur die Glocken nicht so oft läuten . . . Francisco, an der Bettlerpforte morgen bei Sonnenaufgang. Ja, Madre, ich war bei Padre Francisco beichten."

Offenbar war sie eine spanische Nonne und Francisco ein Priester, der nicht nur ihr Beichtvater, sondern auch ihr Liebhaber war. Madre war die Mutter Superior, die sie aus ganzem Herzen haßte. Eine schwierige Situation. Der Hypnotiseur aber wollte wie immer die nackten Tatsachen wissen.

„Welches Jahr ist dies?" fragte er.

„Das Jahr, in dem der Heilige Vater in Avignon weilt." Und dann aufgeregt. „O Gott, erleuchte das Herz des Papstes, damit er den Inquisitoren Einhalt gebietet. Zu viele wurden schon hingerichtet."

Zwischen 1374 und 1417 herrschte in der Kirche eine Spaltung. Ein Papst regierte in Rom, ein anderer in Frankreich, in Avignon.

„In welchem Land befinden Sie sich?"

„In Barcelona, Spanien. Das Kloster heißt Santa Maria del Rosas."

„Und wie heißen Sie?"

„Schwester Maria Theresa. Ich bin sechzehn Jahre alt." Anscheinend war es schwierig für sie, älter als sechzehn zu werden.

„Ich lebe im Kloster, seit man meine Eltern ermordete. Damals war ich drei. Ich gehöre zu den Marranen. Man brachte mich in dieses Kloster. Die Marranen lassen sich entweder taufen oder sie müssen sterben. Und auch ihre Kinder werden entweder getauft oder getötet."

Janets Hände bewegten sich, als nähte sie etwas.

Sie seufzte laut. „Warum bin ich bloß so ungeschickt beim Sticken? . . . Ja, Schwester Rosa . . . das sind meine klobigen Finger, Madre. Ich bin für feine Arbeit nicht geeignet. Ich kann nur die Ziegen melken und im Garten arbeiten."

Der Hypnotiseur beschloß, sie aus dem Garten herauszuholen.

„Schwester Theresa, Sie sind jetzt älter", sagte er und versetzte sie um fünf Jahre. „Sie sind einundzwanzig Jahre alt."

Kurzes Schweigen, dann mit ernster Stimme:

„Ich bin im Haus des Fürsten Darios . . . Mein Fürst, ich würde Estanbul nicht verfolgen, wenn Ihr ihm erlaubtet, zurückzukehren."

Ihr Estanbul beschäftigte sich nicht nur in jedem Leben, sondern auch in der Zwischenzeit. Ich mußte

an den bekannten amerikanischen Humoristen Mark Twain denken. Er hatte im Traum dasselbe siebzehnjährige Mädchen in verschiedenen Jahrhunderten an verschiedenen Orten gesehen und diesen Traum als das realste Geschehen seines Lebens bezeichnet.

Der Hypnotiseur fragte weiter: „Was geschah mit Ihnen in Spanien?"

Die Antwort kam sofort. „Jemand aus dem Kloster verriet uns. Man faßte Francisco und mich, als wir gerade das Schiff besteigen wollten." Doppelt wurde sie verraten, denn ihr Liebster verleugnete sie. „Francisco sagte: ‚Dieses Weib hat mich im Beichtstuhl verführt.' " Sie begann zu wimmern. „Ach, Francisco, du weißt, daß das nicht wahr ist ... Senor, der Priester ist unschuldig. Ich habe ihn verführt. Ich habe ihn behext, so daß er mit mir floh ... Nun wird man mich töten."

Sie beschattete mit der Hand die Augen, als blicke sie in die Ferne. „Sie führen ihn fort."

Ihre Stimme wurde ganz leise. „Ach, Estanbul, ich verzeihe dir, ich verzeihe dir."

Francisco und Estanbul waren ein und dieselbe Person, und die Liebe, die so viele Jahre überdauerte, hatte wieder einmal ihren Tribut gefordert. Janet lag da mit verzerrtem Gesicht und zuckenden Muskeln und schien völlig aufgelöst.

„Soll ich sie wecken?" fragte der Hypnotiseur und brachte mich in die Gegenwart zurück.

Ich nickte geistesabwesend.

„Hören Sie zu", sagte er. „Ich werde Sie jetzt wekken. Sie werden gut und deutlich hören. Sie werden sich immer gesünder fühlen."

Sie setzte sich auf und sah sich verwirrt im Zimmer um.

„Ich hatte das Gefühl zu ertrinken", sagte sie.

„Das kommt vom vielen Weinen", meinte der Hypnotiseur.

„Ich weine eigentlich sehr selten", entgegnete Janet. „Mit den großen Katastrophen und Kalamitäten werde ich im allgemeinen fertig. Es sind die kleinen Dinge, die mir nahegehen."

„Sie haben jedenfalls reichlich Erfahrung mit Katastrophen", warf ich ein.

„Tatsächlich?"

„Ja, ununterbrochen", sagte ich, und sie runzelte die Stirn.

Wir hatten nicht mehr erfahren, auf welche Art sie gestorben war, aber plötzlich fiel mir ein, daß sie beim Aufwachen vom Ertrinken gesprochen hatte. Natürlich! Was hatte sie doch von ihrer Mutter erzählt? Man hatte sie in einem Brunnen ertränkt.

Und das gleiche Schicksal, davon war ich überzeugt, hatte die Tochter getroffen. Arme Janet!

VI

Geister sprechen

Reverend George Daisley las keine Romane und hatte unglaublicherweise den Namen Taylor Caldwell noch nie gehört.

„Aber sie ist eine weltbekannte Schriftstellerin", bemerkte ich.

„Sagen Sie mir nichts", fiel er mir ins Wort. „Je weniger ich über sie weiß, desto besser."

Ich hatte Janet bei dem Spiritisten — einem gebürtigen Engländer, der jetzt in Santa Barbara wohnte — in der vagen Hoffnung angemeldet, daß eine Sitzung mit ihm aufschlußreich sein könnte.

Bisher war alles, was sie uns in Trance erzählt hatte, rein subjektiv gewesen und offensichtlich der Phantasie oder dem Gedächtnis der begabten Schriftstellerin entsprungen. Und obwohl Subjektivität den Wert unterbewußter Erinnerungen nicht minderte, hielt ich es doch für eher unwahrscheinlich, daß ein neutrales Medium, ein sogenanntes Sprachrohr der Geisterwelt, uns etwas mitteilen könnte, das zu dem bisher Gehörten paßte.

Ich kannte Daisley schon seit Jahren und wußte, daß der verstorbene Bischof Pike viel von ihm gehalten hatte; er war mit Daisleys Hilfe in Verbindung mit seinem Sohn Jim getreten, nachdem dieser Selbstmord begangen hatte.

„Mein Sohn", erzählte mir der Bischof damals, „schien tatsächlich durch das Medium zu mir zu sprechen. Daisley sagte mir Dinge, von denen nur Jim etwas wissen konnte."

Ich hatte keine Ahnung, was Daisley uns mitteilen würde, und mußte die Möglichkeit eines totalen Fiaskos in Kauf nehmen. Janet Caldwell war von der Idee, 200 Meilen mit dem Auto zu fahren, um irgendeinen komischen Geisterseher zu besuchen, sowieso nicht sehr eingenommen.

„Wenn es Geister gibt", sagte sie, „warum sollten sie auf Befehl eines Mediums erscheinen?"

„Wir haben doch nichts zu verlieren", sagte ich. „Es ist ein Versuch."

Nach kurzem Murren gab sie nach, sprach aber während der Fahrt kaum ein Wort — weder mit Jan Robinson noch mit mir noch mit Sarah Nichols, die uns mit dem Auto nach Santa Barbara führte. Sarah Nichols war eine Schriftstellerin aus Malibu und sollte der Sitzung als unbeteiligte Zeugin beiwohnen.

Es war ein strahlend schöner Tag, und als Sarahs Wagen anhielt, hatte sich Janets Stimmung schon etwas gebessert. Wir stiegen aus und bewunderten Daisleys imposantes, rotbraunes Ranchhaus und die vielen subtropischen Pflanzen in ihrer Üppigkeit und Farbenpracht.

Mr. Daisley begrüßte uns herzlich und führte uns in ein kleines Studio, dessen Fenster in den Garten sahen.

Während wir uns setzten, bat er uns, nicht zu rauchen; dann sagte er, als wollte er uns im vorhinein um Entschuldigung bitten, daß er natürlich nicht wisse, ob sich jemand bemerkbar machen werde, und wenn ja, ob etwas Vernünftiges herauskam.

Janet sah ihn unsicher an.

„Ich verstehe kein Wort von dem, was der Mann sagt", behauptete sie, obwohl sie vorher von einer Besserung ihres Gehörs gesprochen hatte.

„Sie werden laut sprechen müssen", sagte ich zu Daisley. „Die alte Dame ist ein wenig schwerhörig."

„Auf welcher Seite hört sie besser?" fragte er.

„Ich habe fünf Prozent Gehör auf der rechten Seite, auf der linken bin ich ganz taub", erklärte sie beinahe triumphierend.

Daisley sah mich hilfesuchend an. Da meldete sich Jan Robinson zu Wort. „Einige Fragen könnte sicher ich beantworten, wenn es nötig ist."

Das Medium schenkte ihr ein dankbares Lächeln und setzte sich an Taylor Caldwells rechte Seite.

Daisley war etwa sechzig, von sportlich schlanker Gestalt, dunkel und attraktiv. Er trug einen hübschen blauen Anzug mit dazupassenden blauen Socken und blauer Krawatte und sah wie ein erfolgreicher Akademiker aus — was er schließlich auch war.

Janet, die noch immer unter der feuchten kalifornischen Luft litt, trug ein ausgeborgtes Wollkostüm, das ihr beinahe zur Uniform geworden war. Sie zog es täglich an.

„Sie müssen ganz langsam sprechen", mahnte sie Mr. Daisley.

Er schien innerlich zu stöhnen.

Dann sah er starr in die Luft und erklärte, daß er sich nun mit seinen geistigen Führern berate.

Es erwarteten uns hier keine Geistererscheinungen, keine Gespenster, die in Wolkengestalt dahinschwebten. Wir würden auch keine Stimmen hören und die Gegenwart der Geister nicht spüren. Jede Kommunikation geschah ausschließlich durch das Medium. Nur Daisley konnte die Geister hören und uns ihre Botschaften übermitteln. Darum nannte er sich ja auch Medium oder Mittelsmann.

„Ich werde die Geister sowohl sehen als auch hören", erklärte er.

Ich ließ meine Augen langsam über die versammelte Gesellschaft gleiten. Wir bildeten einen Halbkreis. Uns gegenüber, in der Mitte, saß Daisley und schien uns alle vergessen zu haben. Er saß still, aufrecht, ganz gespannte Aufmerksamkeit. Plötzlich wandte er sich an Taylor Caldwell, die ihn gütig lächelnd ansah.

„Ich sehe um Sie herum ein glänzendes Licht", sagte er. „Es ist blau und gold. Sie wirken auf die Geister wie ein Magnet. Sie sind bereits in großer Zahl hier versammelt."

Ich merkte an Janets Gesichtsausdruck, daß sie ihn nicht verstand, obwohl sie aufmerksam den Bewegungen seiner Lippen folgte. Sie reckte den Hals vor.

Wir hatten Daisley nicht gesagt, daß Janet vor kurzem Witwe geworden war. Dennoch bezog sich gleich seine erste Äußerung auf ihren Gatten.

„Ich höre einen Namen, der so ähnlich klingt wie Mark", sagte er. „Wer ist das?"

Janet hatte offensichtlich nichts gehört, ich antwortete an ihrer Stelle. „Ihr Mann hieß Marcus."

„Ihr Mann steht links von Ihnen, Mrs. Caldwell. Er hat dieses Zusammentreffen herbeigeführt, und ich soll Ihnen mitteilen, daß er jeden Tag und jede Nacht einmal zu Ihnen kommt. Er dankt Ihnen, daß Sie laut mit ihm sprechen, wenn er da ist."

Janet lächelte immer noch gutmütig, und ich fragte mich, ob sie irgend etwas mitbekommen hatte.

Das Medium deutete auf die Uhr, die sie an einer Kette um den Hals trug.

„Ihr Mann dankt Ihnen, daß Sie diese Uhr tragen."

Janets Lächeln wurde breiter und sie sagte triumphierend: „Er hat sie nie gesehen. Sie wurde erst nach seinem Tod erworben."

„Das weiß ich", sagte das Medium. „Ich weiß auch, daß Sie nicht der erste Besitzer dieser Uhr sind, und daß die Uhr und die Kette unabhängig voneinander gekauft wurden."

Jan Robinson nickte eifrig. „Stimmt genau."

Etwas zuversichtlicher fuhr Daisley fort: „Ihr Gatte legt eine rote Rose neben sie — nur symbolisch natürlich."

„Das sieht ihm aber gar nicht ähnlich", knurrte Janet und hörte jetzt offensichtlich viel besser. Sie fuhr mit ihrem Stuhl hin und her und sagte laut vor sich hin: „Wissen Sie, ich glaube nicht an diese Dinge."

Daisley errötete. „Ihr Gatte glaubte auch nicht daran. Und er weiß, daß Sie jetzt noch nicht daran glauben, aber daß sich das ändern wird. Er hat schon öfter versucht, sich in Ihrem Haus bemerkbar zu machen. Manchmal fühlen Sie ja sogar seine Gegenwart."

Janet sah ihn zweifelnd an. „Ein- oder zweimal glaubte ich etwas zu spüren, aber das kann ebensogut meine Phantasie gewesen sein."

Daisley lauschte wieder.

„Ihr Gatte spricht weiter. Er sagt zu Ihnen: ‚Du sollst wissen, daß ich meinen Körper verlassen hatte, lange ehe ich starb.' Und er dankt Ihnen, daß Sie ihn während seiner langen Krankheit so liebevoll pflegten."

Daisley konnte unmöglich wissen, daß Marcus Reback so lange ans Bett gefesselt war.

„Sie selbst haben es oft genug gesagt, Janet", mischte sich Jan Robinson ein. „Marcus war schon tot, bevor er wirklich starb."

Die Schriftstellerin blickte auf Jans Lippen und nickte zustimmend. „Die Ärzte haben mir das bestätigt."

Reverend Daisley schien über diese Unterbrechungen nicht sehr glücklich. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, als versuchte er, den Geistern Gehör zu verschaffen.

Ich selbst spürte keinerlei geheimnisvolle Gegenwart, aber wahrscheinlich konzentrierte ich mich zu sehr darauf, die Bedeutung des Vorgangs zu erfassen.

Marcus Rebacks Geist befand sich offenbar noch unter uns.

„Sagen Sie ihr", ließ er durch das Medium vernehmen, „daß ich sie nie verlassen werde. Ich spreche auch immer wieder mit ihr, aber sie kann mich noch nicht hören. Sagen Sie ihr, es wird in nächster Zeit viele Reisen und Veränderungen für sie geben, und sie wird auch in eine andere Stadt übersiedeln."

Vielleicht hatte sie sich inzwischen an das Medium gewöhnt, vielleicht war auch nur ihre Neugierde geweckt — jedenfalls verstand die Schriftstellerin nun jedes Wort.

„Ich werde nie übersiedeln", sagte sie. „Ich habe nicht die Absicht, Buffalo zu verlassen."

Daisley ließ sich von ihrer Skepsis durchaus nicht entmutigen.

„Wir Geister umgeben Sie in großer Anzahl", fuhr er fort und sprach nun für alle, die sich im Studio eingefunden hatten. „Sie sollen wissen, daß wir uns sehr bemühen, eine gute Kommunikation zu ermöglichen."

Er wählte willkürlich eine der Botschaften aus. „Ihr Onkel ist gestorben; er ist nun auch hier."

„Er bedeutet mir nichts", sagte Janet achselzuckend.

„Aber Sie bedeuten ihm sehr viel", war die prompte Antwort.

Nun hatte wieder Marcus das Wort. „Er sagt, seine Sehkraft war beeinträchtigt, ehe er starb."

„Er lag lange im Koma und konnte natürlich nicht mehr sehen", warf Jan Robinson ein.

Marcus fuhr fort: „Bitte, danken Sie meiner Frau in meinem Namen, daß sie mit mir gesprochen hat, während ich bewußtlos war."

Janet nickte mechanisch, war aber nicht besonders beeindruckt.

„Ihr Mann hat einen kleinen Hund bei sich", sagte Daisley. „Er hat ihn hierher mitgebracht. Er sagt, Sie beide hätten diesen Hund einmal gern gehabt."

Während ich mir eine Geisterwelt vorzustellen suchte, die auch von Tieren bevölkert war, lachte Janet abfällig.

„Ich weiß von keinem Hund."

Jan hob die Hand.

„O doch!" sagte sie. „Vor ein paar Jahren — Sie erinnern sich sicher!"

„Ach so, *dieser* Hund", sagte Janet. Sie schien die ganze Sache für unbedeutend zu halten, und ich muß zugeben, daß ich ihre Meinung teilte. Was Marcus bisher gesagt hatte, drängte einem die Frage auf, warum sein Geist überhaupt hier aufgetaucht war.

„Ich tue mein Bestes", sagte Daisley, als hätte er meine Gedanken gelesen", „aber mein charmanter Gast" — er deutete auf Janet — „blockiert uns, ohne sich dessen bewußt zu sein."

Janet schenkte ihm ein gütiges Lächeln. „Wissen Sie, ich habe nie an solche Dinge geglaubt."

Marcus schien das gehört zu haben.

„Es gab Zeiten", sagte er durch Daisley, „da hatten meine Frau und ich agnostische, ja atheistische Ansichten. Dieser bedient sie sich nun."

Diese Bemerkung wurde der sehr komplexen Weltanschauung unserer Schriftstellerin in keiner Weise gerecht. Ihr Glaube drückte sich ja nicht nur in dem aus, was sie sagte, sondern auch in dem, was sie schrieb. Ihre Werke kamen aus den Tiefen ihres Unterbewußtseins, aus dem Kern ihrer Persönlichkeit.

Selbst die Frömmsten werden zeitweise von Zweifeln befallen — das ist eine natürliche Folge jeder ehrlichen Suche nach Gott. Wenn man Janet Caldwell besser kannte, entdeckte man bald einen harten Glaubenskern unter der gleichen weichen Schale des Zweifels, die wir von Job, David, sogar von Christus kennen, wenn er — ganz Mensch — am Kreuz ausruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Taylor Caldwells Roman über Lukas, den geliebten und berühmten Arzt, beschrieb nach ihren eigenen Worten „die Geschichte von Jedermanns Pilgerfahrt durch Verzweiflung und Lebensdunkel, durch Leiden und Angst, durch Bitternis und Kummer, durch Zweifel und Spott, durch Auflehnung und Hoffnungslosigkeit zu den Füßen und zum Begreifen Gottes."

Man verstand Taylor Caldwells Wunsch, sich in die Vergangenheit zurückversetzen zu lassen, wenn man das Vorwort zu „Geliebter und berühmter Arzt" las.

„Diese Suche nach Gott und dessen schließliches Offenbarwerden sind das einzige, das im Dasein des Menschen zählt. Ohne diese Suche und dieses Offenbar-

werden fristet der Mensch nur seine Tage wie ein Tier, bar aller Hoffnung und Erkenntnis; sein Leben ist bedeutungslos, mag er noch so angesehen oder mächtig oder hochgeboren sein."

All das fiel mir ein und ich erkannte, daß ihre Skepsis in Wirklichkeit Selbstschutz war. Sie hatte Angst, einem Wunschdenken zu verfallen und an das ewige Leben nur zu glauben, weil sie daran glauben wollte, und nicht, weil es der Wirklichkeit entsprach.

Sie erwiderte nichts auf Daisleys Erklärung, die doch einen deutlichen Vorwurf enthielt, und so fuhr er fort:

„Ihr Mann möchte Sie daran erinnern, daß er zwei Brillen zurückgelassen hat."

Sie runzelte die Stirn, dann lächelte sie mitleidig.

„Ist das alles, was er mir zu sagen hat?"

Das Medium schüttelte den Kopf. „Er will Ihnen nur klarmachen, daß wirklich er es ist, der zu Ihnen spricht."

„Ich hätte gedacht, daß er mehr zu sagen hat", meinte sie ungerührt. „Zu Lebzeiten war er nicht so schüchtern."

„Er sagt", fuhr Daisley unbeirrt fort, „daß er Ihnen zusieht, wenn Sie die Photographien betrachten — drei Photographien genaugenommen —, die Sie an Ihre gemeinsame Reise nach Venedig erinnern. Haben Sie eine solche Reise unternommen?"

„Ja, wir waren öfters in Italien, und es kann schon sein, daß ich mir die Photos ansah."

„Waren Sie miteinander auch auf Mallorca? Er bittet Sie, sich zu erinnern, wie Sie dort gemeinsam Chopins Haus besichtigten und sich das Klavier ansahen, auf dem der kranke Künstler seine Kompositionen geschaffen hatte."

Janet versuchte sich zu erinnern.

„Wir waren auf Mallorca", sagte sie, „aber an Chopins Haus erinnere ich mich nicht."

„Versuchen Sie es noch einmal", bat das Medium.

Sie hob hilflos die Hände. „Es fällt mir nicht ein."

„Ihr Mann sagt, wenn Sie darüber nachdenken, wird es Ihnen sicher einfallen."

Janet hob ratlos die Schultern.

„Nun gut", sagte Daisley. „Ihr Mann meint, Sie werden bald wieder in den Osten zurückfahren."

„Möglicherweise, ja."

„Sie sind schon beim Kofferpacken. Marcus wird bei Ihnen sein, und er will, daß Sie das wissen."

„Das ist nett", war ihre ganze Antwort, obwohl sie und Jan noch tags zuvor ausführlich ihre Vorbereitungen für die Weltreise besprochen hatten, die in zwei Wochen von der Ostküste aus starten sollte.

„Ihr Mann sagt: ‚Wir stritten oft. Meist setzte sie ihren Willen durch'."

Janet verstand jedes Wort, sie wirkte überhaupt nicht mehr schwerhörig. „Auch er setzte oft genug seinen Willen durch.' "

„Ihr Mann und Sie waren sehr konträre Persönlichkeiten, dennoch waren Sie einander zugetan. Er sagt gerade, daß er Ihnen dankt, daß Sie nach seinem Tod einige seiner Sachen trugen, seine Socken und sein Sakko. Er hat sich sehr darüber gefreut."

Janet zuckte nicht mit der Wimper, Jan Robinson jedoch bestätigte: „Das stimmt."

„Er freut sich auch, daß Sie seine Taschentücher bei sich tragen."

Sie schien nicht zu verstehen, was gemeint war. „Davon weiß ich nichts."

Ich mischte mich ein. „Aber Sie riefen mich doch gestern an, weil Sie die Taschentücher Ihres Mannes bei mir vergessen hatten. Ich fand sie und brachte sie Ihnen."

„Ach ja", erinnerte sie sich plötzlich. „Ich benütze seine Taschentücher, die großen, weißen."

„Ihr Mann hat viel Sinn für Humor", sagte Daisley.

Sie lächelte. „Man merkte es bloß nicht immer."

Daisley schien angestrengt zu lauschen. „Marcus möchte nicht, daß Sie weiterhin Perücken tragen. Er hörte sie kürzlich darüber sprechen, und Sie gefallen ihm mit Ihren eigenen Haaren besser. Er mochte Sie immer am liebsten so, wie Sie waren."

Jan Robinson wandte sich an die Schriftstellerin. „Wir sprachen vor gar nicht langer Zeit über Perücken, erinnern Sie sich?"

„Er versucht mit Hilfe von Dingen, die nur Sie beide kennen, Ihnen zu beweisen, daß er hier ist und Ihnen helfen will", sagte Daisley. „Jetzt spricht er über ein Bett, das nicht ganz zufriedenstellend war."

„Ich habe ein ausgezeichnetes Bett", sagte Janet abweisend.

Wieder schienen wir an einem toten Punkt angelangt, da mischte sich Jan Robinson ein.

„Sie haben doch vor kurzem ein Bett weggegeben", sagte sie beinahe vorwurfsvoll.

Janet nickte gleichgültig. Sie maß offenbar den Kleinigkeiten, mit denen sich Geister beschäftigten, keinerlei Bedeutung bei.

„Mir scheint das alles ganz belanglos", sagte sie.

Daisley hatte ihr aber auch Wichtigeres mitzuteilen.

„Sie werden in absehbarer Zeit Ihr Haus (in Buffalo) hergeben."

Die Schriftstellerin schmunzelte.

„Ich werde es mir nicht mehr leisten können."

„Die Geister erzählen mir, daß Sie gerne hier in Kalifornien leben möchten, und daß Sie unter ganz bestimmten Umständen Ihr Haus verkaufen werden."

Taylor Caldwell verbiß sich das Lachen.

„Wahrscheinlich weil ich das Geld brauche."

Daisley selbst konnte nicht wissen, daß sie eine der wohlhabendsten zeitgenössischen Schriftstellerinnen war, die Geister dagegen zeigten sich bestens informiert.

„Marcus sagt mir, daß Sie kein Geld brauchen. Er will Ihnen auf jede nur mögliche Art helfen, ohne jedoch den Lebensweg zu verändern, der Ihnen vorgezeichnet ist."

„Und was soll das bedeuten?" fragte Taylor Caldwell.

„Er sieht, daß Sie auf dieser Erde zurückgehalten werden, um noch viele Bücher geistlichen Inhalts zu schreiben."

Janet hielt den Blick des Mediums fest. „Das ist sehr bedauerlich", sagte sie. „Ist das alles?"

Daisley lehnte sich vor und ergriff ihre Hand.

„Ihr Mann ist Ihnen ganz nahe. Er hat ja selbst gedacht, daß mit dem Tod alles zu Ende sei. Jetzt sagt er: ‚Ich versprach ihr, mich bemerkbar zu machen, wenn es ein Weiterleben gibt, und deswegen bin ich auch mit ihr in Kontakt getreten.' "

Janet sagte mürrisch: „Ich fühle niemanden in meiner Nähe."

„Er ist froh, daß er Sie geheiratet hat, denn er war der einzige Mann, der Sie im Zaum halten konnte."

Sie lachte. „Ich bin die einzige, die ihn im Zaum halten konnte!"

„Sie interessieren sich nicht mehr so intensiv für religiöse Dinge wie früher", fuhr das Medium fort. „Die lange Krankheit Ihres Mannes hat Sie verbittert. Marcus möchte nicht, daß Sie verbittert sind. Er war ein unzugänglicher Mensch, dennoch haben Sie es verstanden, viele Jahre hindurch gut mit ihm auszukommen."

Ich hatte die beiden oft miteinander gesehen und immer war mir aufgefallen, wie sehr sie einander zugetan waren. Sie waren praktisch unzertrennlich gewesen. Marcus begleitete seine begabte Frau auch auf allen Reisen, die sie unternahm, um Lokalkolorit für ihre Romane zu sammeln. Es schien herzlos von der Natur, sie zu trennen, aber so war eben das Leben — und der Tod. Selten endet eine lebenslange Bindung, ohne daß ein Partner um den anderen trauern muß.

Aber wenn man Daisley Glauben schenken konnte, war der Tod eigentlich ein Anfang.

„Sie fühlen sich sehr einsam", sagte das Medium. „Marcus weiß das. Manchmal leistet er Ihnen Gesellschaft, wenn Sie ein Gläschen trinken. Er sagt, es waren immer so gemütliche Stunden gegen Abend, wenn Sie und Marcus sich zu einem Drink zusammensetzten."

Das Gesicht der Schriftstellerin hellte sich auf.

„Ich brachte ihm das Trinken bei", sagte sie.

„Es ist so wichtig, daß wir Geister Sie von diesen Wahrheiten überzeugen. Sie werden sich nicht glücklich fühlen, ehe Sie uns Glauben schenken. Dann aber werden Sie nicht mehr einsam sein."

Die alte Dame hob herausfordernd den Kopf.

„Was habe ich auf dieser miserablen Welt noch zu suchen?"

„Sie sollten sich nicht ins Jenseits wünschen. Marcus möchte, daß Sie weiterarbeiten, denn Ihre Arbeit ist

noch nicht zu Ende. Sie haben noch viel zu tun. Er sagt: ‚Um Himmels willen, machen Sie ihr klar, daß ich lebe!' "

Andere Geister drängten sich vor.

„Ihre Eltern sind hier. Fühlen Sie ihre Gegenwart?"

Taylor Caldwell schüttelte den Kopf und fragte eher unfreundlich:

„Was machen die denn hier?"

Daisley sah sie erstaunt an, kehrte aber gleich wieder zu seinen unsichtbaren Gesprächspartnern zurück.

„Die Geister sind immer noch in großer Anzahl hier. Anna oder Anne ist hier. Sie sagt Ihnen: ‚Ich bin gekommen, um dich zu begrüßen.' " Er machte eine Pause. „Kennen Sie sie?"

„Ihre Mutter hieß Anne", warf ich schnell ein.

Daisley schien bestürzt über die Botschaft, die er auszurichten hatte. „Sie möchte sich bei Ihnen entschuldigen wegen der Schwierigkeiten, die sie Ihnen bereitete, als Sie noch jung waren. Sie sagt, Sie versteht Ihre Gefühle sehr gut. Aber Sie sollen wissen, daß sie selbst einen schwierigen Vater hatte. Sie hatte es zeitweise auch nicht leicht. Sie weiß, daß Sie Grund genug haben, ihr Vorwürfe zu machen, sie bittet Sie aber trotzdem, ihr zu vergeben."

Daisleys sanfte braune Augen wurden ganz weich.

„Werden Sie ihr verzeihen, wie Sie Ihrem Mann hundertmal verziehen haben?"

Das Gesicht der alten Dame war starr.

„Ich liebte meinen Mann", sagte sie.

„Eines Tages werden Sie ihr vergeben", meinte Daisley. „Sie ist eine arme Seele."

Er wandte sich nun der Kindheit der Schriftstellerin zu.

„Sie wohnten in England in der Nähe der Marienkirche", sagte er.

Janets Interesse schien plötzlich geweckt. „Ja, dort fand auch eine meiner Taufen statt."

„Ihr Vater ist ebenfalls hier anwesend."

Daisley war wieder ganz Konzentration.

„Sie fühlten sich mit Ihrer Familie nie wirklich verbunden."

„Das lag an der Familie."

„Und doch versichern Ihre Eltern jetzt immer wieder: ‚Wir sind so stolz auf dich!' "

Janet maß ihn mit kaltem Blick. „Das müßten Sie mir erst beweisen."

Der unbeirrbare Daisley geriet angesichts dieses Unglaubens einen Augenblick aus der Fassung. Dann versuchte er, ein Bild zu entwerfen, das seinen Botschaften Glaubwürdigkeit verlieh und das Interesse Janets weckte.

„Ihr Vater", sagte er, „trug einen Schnurrbart, der eine andere Farbe hatte als sein Kopfhaar."

„Stimmt", sagte Janet gleichgültig.

„Er hatte die Gewohnheit, seinen Schnurrbart zu zwirbeln und dann plötzlich wieder aufzuhören."

„Stimmt ebenfalls", sagte sie.

Daisley neigte den Kopf, was immer bedeutete, daß er den Geistern zuhörte.

„Wer ist Mary Ann?" fragte er. „Sie möchte guten Tag sagen."

„Ich kenne keine Mary Ann", sagte Janet entschieden.

„O doch", sagte ich. Und Daisley fügte hinzu: „Mary Ann Evans."

Janet schüttelte nur verwundert den Kopf.

„Sie haben in Trance über sie gesprochen — eine Gestalt aus einem anderen Leben", erklärte ich.

„Nun, davon weiß ich nichts. Und wie real kann so etwas schon sein?"

Offenbar war es sehr real für Daisley.

„Mary Ann sagt: ‚Sie sollen wissen, daß ich seit Jahren Ihre schriftstellerische Arbeit beeinflusse. Ich half Ihnen schon über manche schwierige Stelle hinweg."

Janet lächelte ungläubig.

„Wer ist diese Mary Ann?"

„Sie wissen doch: Mary Ann Evans — George Eliot", sagte Jan Robinson. „Ihre Werke kamen Ihnen von Kindheit an so bekannt vor."

„Was ist mit ihr?"

„Nun, sie spielt in Ihrem Unterbewußtsein zweifellos eine Rolle."

„Davon habe ich nie etwas bemerkt."

Daisley hatte noch mehr von der Autorin von „Silas Marner" und „Die Mühle am Fluß" auszurichten.

„Sie läßt Ihnen sagen: sie weiß, daß man Sie unschuldig verurteilt hat — was immer sie damit meinen mag."

Ich war ein wenig bestürzt, hatten wir doch den Kummer der kleinen Jeannie McGill miterlebt, die man fälschlicherweise des Diebstahls bezichtigt hatte. Janet Caldwell dagegen blieb völlig ungerührt.

„Mir ist das alles ein Rätsel", sagte sie.

Zum erstenmal wirkte Mr. Daisley verzweifelt.

„Ich finde wirklich keinerlei Unterstützung", sagte er.

Janet legte die Hand ans Ohr. „Was sagt der Mann?"

Ich antwortete: „Er versteht nicht, wieso der Name Mary Ann Ihnen überhaupt nichts sagt, mir aber schon."

„Warum sollte mir Mary Ann Dingsda eine Botschaft schicken?" wiederholte sie.

Jan Robinson mischte sich ein. „Weil einmal die Vermutung bestand, Sie könnten in einem früheren Leben Mary Ann Evans gewesen sein."

„Ach das", sagte Janet. „Sie wissen, ich glaube nicht an Seelenwanderung."

Während das Medium immer noch recht unglücklich aussah, ließen sich die Geister offenbar nicht so leicht abschrecken. Vermutlich waren sie es gewöhnt, daß man ihre Existenz leugnete und sie nicht anhören wollte.

Daisley erwähnte nun einen bekannten Namen.

„Edgar Cayce ist hier", sagte er. Edgar Cayce war ein Spiritist und Hellseher, der sich anscheinend besonders für mich interessierte, weil ich über sein Leben und Werk das Buch „Edgar Cayce — der schlafende Prophet" geschrieben hatte.

Daisley wandte sich auch gleich an mich. „Edgars Sohn, Hugh Lynn Cayce, glaubt nicht daran, daß sein Vater durch Medien zu ihm sprechen kann, aber er hat es oft genug getan."

Persönlich erinnerte ich mich noch gut, wie das Medium Madame Bathseba mich eines Tages zeitlich in der Früh in New York angerufen hatte — es war wenige Stunden nach meinem Entschluß, ein Buch über Edgar Cayce zu schreiben —, und wie sie mir mitteilte, Edgar Cayces Geist habe mit ihr gesprochen und ihr von meiner Absicht erzählt (von der außer meinem Verleger kein Mensch etwas wußte). Er ließ mich bitten, das Buch „Der schlafende Prophet" zu nennen, versprach außerdem, mir nach bestem Können bei der Arbeit zu helfen, und prophezeite, daß es ein Bestseller werden würde.

Alles geschah wie vorausgesagt, und ich schrieb das Buch mit Cayces offenkundiger Hilfe in der unwahrscheinlich kurzen Zeit von nicht ganz einem Monat. Es war sofort ein Verkaufsschlager.

Kein Wunder, daß ich alles hören wollte, was dem Geist von Edgar Cayce zugeschrieben wurde.

Daisley erklärte uns, warum Cayce, ein medial begabter Diagnostiker, in unserer Gesellschaft aufgetaucht war. „Er hat gehört, daß unser Gast unter verschiedenen Beschwerden leidet, besonders ihre Beine machen ihr anscheinend Sorgen. Cayce glaubt, daß sie zu Trombosen neigt, und meint, man solle unbedingt darauf achten."

Wieder war Janets Interesse geweckt.

„Mit meinen Beinen geht's nicht mehr so recht, aber das ist mein Alter, nicht verwunderlich."

„Cayce meint, Sie sollten sich komplett durchuntersuchen lassen", sagte das Medium, „aber Sie sind ja keine besonders geduldige Patientin."

„Ich habe keine Zeit zum Kranksein", sagte Janet, „aber ich habe schon daran gedacht, mich vor meiner großen Reise durchuntersuchen zu lassen."

„Er sagt, Ihr Allgemeinzustand ist gut, nur auf die Beine müssen Sie aufpassen."

Edgar Cayce fand — laut Daisley — auch lobende Worte für meine Bemühungen, seine Fähigkeiten einem größeren Publikum bekannt zu machen. „Er legt seine Hand auf Ihre rechte Schulter und beglückwünscht Sie zu Ihrem Buch."

Ich murmelte verlegen „danke sehr“ und wußte nicht recht, was ich von alledem halten sollte. Viel Beweiskraft besaßen Edgars Aussagen ja nicht; er hatte keine verblüffenden Namen genannt wie Mary Ann Evans und Anne Caldwell, keine Orte wie Mallorca und Venedig, oder Gegenstände wie die Socken und Taschentücher von Marcus Reback.

Es schien, als wollten Daisleys Geister sich nun auf mich konzentrieren anstatt auf Taylor Caldwell.

„Wer war Sam?“ fragte das Medium plötzlich. „Er ist hier und hat etwas zu sagen.“

„Sam hieß mein Bruder“, sagte ich. „Er starb vor kurzem noch relativ jung.“

„Er ist kleiner als Sie, stimmt das?“

Ich nickte.

Aus Daisleys Kopfhaltung schloß ich, daß er meinem Bruder zuhörte.

„Er möchte nicht, daß Sie um ihn trauern. Er ist glücklich und arbeitet drüben als Lehrer. Ein anderes Mal, wenn die Kraft (des Mediums) stärker ist, wird er sich wieder melden. Inzwischen sollen Sie in Ihrem Bemühen fortfahren, den Menschen die Metaphysik nahezubringen. Er sagt, die Geister werden Ihnen dabei helfen, so gut sie können.“

Ich hatte keine Zeit, mich mit dieser Mitteilung auseinanderzusetzen, denn Daisley redete mich schon wieder an.

„Wer ist Sarah?“ fragte er. „Sie trägt ein Umhängtuch.“

„Meine Großmutter hieß Sarah“, sagte ich, „und sie trug immer ein Umhängtuch.“

„Sie läßt Sie herzlich grüßen und sagt, sie weiß, daß Sie mit Ihrem gegenwärtigen Projekt nicht ganz zufrieden sind und nicht recht weiterkommen. Sie verspricht, Ihnen zu helfen.“

Außer daß diese mir vertrauten und lieben Namen genannt wurden, gab es für mich keinen Hinweis auf die Gegenwart von Geistern im Raum. Ich „fühlte“ gar nichts.

Daisley hatte beinahe zwei Stunden lang Gespräche mit den Geistern für uns vermittelt und wirkte erschöpft.

Er sah zu mir herüber.

„Ich fürchte“, sagte er, „wir haben nicht so viel erreicht, als wir hätten erreichen können, wenn die Aufnahmebereitschaft hier größer gewesen wäre. Die Geister waren ja im ganzen Studio verteilt“ — er deutete auf Janet — „und warteten nur darauf, mit dieser charmanten Dame in Kontakt zu treten.“

Janet stand auf, sie hatte genug und wollte gehen.

„Alles, was ich hier hörte, war sehr interessant“, sagte sie, „aber ich glaube trotzdem nicht an diese Geistergeschichten.“

Daisley lächelte freundlich.

„Ihr Mann meint, daß Sie es noch lernen werden, und ich glaube, er hat recht.“

„Er versprach mir, daß er versuchen würde, nach seinem Tod zurückzukehren.“

Daisley erlaubte sich wieder ein Lächeln. „Er hat es redlich versucht, meine Liebe, das können Sie mir glauben. Er hat sich immer wieder bemüht, Ihnen ein Zeichen zu geben.“

Janet streckte ihm anmutig die Hand hin. „Jedenfalls vielen Dank“, sagte sie. „Vielen Dank für Ihre Mühe.“

Unsere Heimfahrt nach Malibu verlief außerge-

wöhnlich still. Als ob wir uns besprochen hätten, vermieden wir jegliches Gespräch über die Sitzung, die wir eben miterlebt hatten. Janet lud uns zum Essen ein und war so strahlend wie immer in den letzten Tagen. Sie erzählte uns amüsante Geschichten, die sie irgendwo auf der Welt erlebt hatte, und sprach von Marcus, ihrem ständigen Reisebegleiter, als säße er ihr gegenüber am Tisch.

„Wissen Sie", sagte sie plötzlich stirnrunzelnd, „der Mann heute sagte etwas, das in mir eine dunkle Erinnerung weckte. Zuerst war sie nur ganz undeutlich, aber je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer sehe ich alles wieder vor mir."

„Was war es denn?" fragte ich höflich.

„Diese Sache mit Mallorca. Ich erinnere mich jetzt, daß Marcus und ich tatsächlich Chopins Wohnhaus besichtigten, wo der schwindsüchtige Komponist eine Zeitlang mit der französischen Schriftstellerin George Sand (Baronesse Dudevant) lebte. Und ich erinnere mich, daß ich das Klavier ansah, und das kalte, schmucklose Haus, und daß ich zu meinem Mann sagte: ‚Das ist wirklich nicht der richtige Ort, um eine Lungentuberkulose auszuheilen.' "

Das war immerhin ein Zugeständnis, und ich bekam Mut, sie zu fragen: „Hatten Sie irgendwann einmal seit dem Tod Ihres Mannes das Gefühl, daß er versucht, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen?"

Sie zögerte.

„Anfangs sprach er nur im Traum zu mir, und natürlich kann man das als Traum einfach abtun. Einmal aber, nur ein einziges Mal, schien alles so unglaublich wirklich, daß ich meinte, ich brauchte nur die Hand ausstrecken und ihn berühren."

„Und was sagte er Ihnen dieses eine Mal?" fragte ich.

„Er bat mich, mein Leben zu genießen, weiterzuarbeiten, mich zu unterhalten; und er sagte" — ihre Stimme zitterte ein wenig —, „er würde drüben auf mich warten."

VII

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde ...

Als ich mir zum erstenmal der großen Macht der Spiritisten bewußt wurde, nahm ich manchmal Leute, die ich eben erst kennengelernt hatte, zu einem Spiritisten mit und erfuhr innerhalb weniger Minuten mehr über sie, als das in jahrelanger Freundschaft möglich gewesen wäre. Einmal erfuhr ich, daß ein hübsches Mädchen aus Connecticut, in das ich mich gerade verliebt hatte, bereits verlobt war. Ihr Bräutigam sei zwar zur Zeit in Japan, hieß es, sie würden aber bald heiraten und vier Kinder bekommen. Außerdem sagte mir — und auch ihr — der Spiritist, daß dieser andere Mann sich bereits Sorgen machte, weil er so lange nichts von ihr gehört hatte; er würde noch diese Woche ganz unerwartet in die Vereinigten Staaten kommen und nach dem Mädchen sehen. Ich glaubte so fest an die Fähigkeiten dieses Spiritisten, daß ich mich gar nicht wunderte, als ich einige Tage später die junge Dame und ihren Verlobten Hand in Hand in New York auf der Straße spazierengehen sah.

Wenn Spiritisten allerdings von früheren Leben sprachen, lehnte ich das immer als Phantasterei ab. Ich akzeptierte Berichte aus der Vergangenheit und Ausblicke in die Zukunft nur, weil sie sich leicht beweisen ließen. Da Taylor Caldwell selbst eine Art sechsten

Sinn besaß, war sie sehr neugierig, was Spiritisten ihr über ihr gegenwärtiges Leben zu sagen hatten — ich aber war sicher, daß zusätzlich noch einige „frühere Leben" zur Sprache kommen würden. Das war meistens der Fall.

Als wir den Spiritisten Douglas Johnson in Hollywood aufsuchten, war die Schriftstellerin noch sehr deprimiert darüber, daß sie ohne ihren Gefährten, der ihr vierzig Jahre zur Seite gestanden hatte, weiterleben mußte. Johnson jedoch war in jeder Beziehung voll Optimismus.

„Ich kann nicht mehr schreiben, und ich will auch gar nicht mehr", jammerte die alte Dame. „Mein Leben hat jeglichen Sinn verloren."

„Das ist nicht wahr", sagte Johnson lächelnd. „Neue Menschen werden in Ihr Leben treten. Sie müssen sich nur von der Vergangenheit freimachen." Er nickte ihr aufmunternd zu. „Aber das wird Ihnen sicher gelingen, und dann kann auch Ihre Spiritualität sich wieder entfalten. Im Grunde Ihres Wesens glauben Sie ja an das Übernatürliche."

Janet sah ihn grimmig an. „Was bedeutet es, wenn man glänzende schwarze Flecken sieht, und manchmal weiße, schwebende Lichter?"

„Möglicherweise ist es ein Geist, der Kontakt aufnehmen will. Die schwarzen sind nicht immer die besten. Oft ist es eine dunkle Macht, die nicht weiß, was sie tut."

„Solche Sachen sehe ich", sagte sie düster. „Aber natürlich kann die Ursache dafür auch ein Leberschaden sein!"

Nachdem wir aufgehört hatten zu lachen, sagte Johnson: „Seit wann sehen Sie diese Flecken?"

„Seit ich lebe."

„Nun, als Kind hatte Sie sicher keinen Leberschaden."

„Ich sehe auch Blitze, aber das ist vielleicht Arterienverkalkung."

„Wenn Sie wieder so etwas sehen", sagte Johnson, „dann bitten Sie die Erscheinung, deutlicher hervorzutreten. Sagen Sie, Sie möchten mehr über sie wissen und eventuell eine Verbindung herstellen. Man muß sich dieser Phänomene bedienen, wenn sie sich anbieten."

Janet knurrte. „Ich glaube schon lang nicht mehr an solches Zeug. Mein Mann versprach mir, mich nicht zu verlassen, und doch hat er es getan."

„Hier handelte es sich bloß um das Versprechen eines Menschen", sagte Johnson milde. „Es hat nichts zu bedeuten, wenn solche Versprechen nicht eingehalten werden. Viel wichtiger ist es, daß Ihnen für Ihre restliche Zeit auf Erden ein erfülltes und sinnvolles Leben vorgezeichnet ist."

„Können Sie uns sagen, ob Taylor Caldwell noch weitere Bücher schreiben wird", warf ich ein.

„Ja, mindestens fünf."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich mag nicht mehr."

„Sie wird neue Leute kennenlernen, und mit ihrer Hilfe wird sich ihr Leben verändern. Eines greift ins andere. Sie wird auch wieder Vorträge halten."

„Ich halte schon seit acht Jahren keine Vorträge mehr", mischte sie sich ein. „Ich bin gar nicht so gern unter Menschen." Ihre Antworten kamen so prompt, als wäre sie nie schwerhörig gewesen.

Johnson sah sie mit belustigtem Lächeln an. Dann sagte er zu mir: „Was ihre Seelenwanderung betrifft —

Sie werden feststellen, daß sie viele interessante Leben gelebt hat. In England, in Frankreich . . ."

„Daran glaube ich nicht", sagte sie eigensinnig.

„Frankreich hat große Bedeutung für sie", fuhr er fort.

„Wo hat sie Ihrer Meinung nach in Frankreich gelebt?" fragte ich.

„Vermutlich an verschiedenen Orten. Einmal lebte sie jedenfalls in Paris. Auch in Versailles hat sie gewohnt."

Ich wandte mich an die Schriftstellerin. „Sie haben doch ein Buch über Paris geschrieben. ‚Arm of Darkness', nicht wahr?"

Sie nickte. „Das Material dafür stammt aber wahrscheinlich aus den Gedanken eines anderen Menschen. Paris war die Lieblingsstadt meines Mannes. Es ist so durch und durch Weltstadt."

Johnson sah einen Aufschwung in ihrem Leben voraus, und zwar noch dieses Jahr, noch vor Juni 1972.

„Im April erscheint ihr neues Buch ‚Die Armaghs' ", sagte ich.

„Nun, bis zum Juni werden Sie sich über den Erfolg schon freuen können", sagte er, zu ihr gewendet.

„Nichts könnte mir gleichgültiger sein."

Er lächelte. „Was das Projekt über das Jenseits betrifft, wird auch das sehr gut ankommen. Und es wird andere Projekte nach sich ziehen."

„Heißt das, daß wir ein zweites Buch miteinander machen werden?" fragte ich.

„Aber nur, wenn Sie nach Buffalo kommen", warf sie sofort ein.

Darauf konnte ich nur boshaft feststellen, daß sie heute besonders gut zu hören schien.

Ein anderer Wahrsager hatte ihr prophezeit, daß ihr Leben zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes eine positive Wendung erfahren würde — also ebenfalls 1972.

„Dabei wollte ich, daß es mir immer schlechter geht und ich sterbe und damit basta!"

„Womöglich kommen Sie als Verleger wieder zur Welt", sagte ich. Gleich Johnson vermied ich es, ihre Worte ernst zu nehmen.

Johnson bat sie um irgendeinen Gegenstand, der ihrem verstorbenen Gatten gehört hatte, damit er sich besser einstimmen könne.

Sie gab ihm eines von Marcus' Taschentüchern.

Er konzentrierte sich, dann sagte er: „In Frankreich spielte sie in einem früheren Leben eine aktive Rolle in der Politik. Ich glaube, sie war damals ein Mann und kämpfte gegen die Korruption."

„Handelt ‚Arm of Darkness' von Politikern?" fragte sie.

„Es handelt von den Hugenotten", antwortete sie. Die Hugenotten waren eine protestantische Minderheit, die im 16. Jahrhundert in Frankreich verfolgt wurde.

„Das ist Politik", sagte ich. „Die Hugenotten bildeten eine politische Partei um Admiral Coligny und Heinrich von Navarra."

„Das ist ewig lang her", sagte sie.

Sie erwähnte dann ihre Aversion gegen die Stadt Florenz und erzählte, daß sie anläßlich eines Besuches nur von dem einen Wunsch besessen gewesen sei, so schnell wie möglich diese Stadt wieder zu verlassen.

Johnson schüttelte mißbilligend den Kopf. „Sie müssen sich von der Vergangenheit freimachen."

„Ich klammere mich durchaus nicht an die Vergangenheit", protestierte sie. „Ich habe mir auch nicht gewünscht, aus einem Fenster zu schauen, wie das in Florenz der Fall war, und eine Statue zu sehen, die sich dann als Halluzination erwies."

„Das glaube ich schon. Aber Sie wollten Florenz wegen eines Ereignisses der Vergangenheit verlassen."

Sie sah Johnson verärgert an. „Das stimmt gar nicht."

„Warum hat die Vision Sie dann so aus der Fassung gebracht?"

„Vielleicht sind die Bilder der Vergangenheit der Zeit aufgeprägt, so daß man sie in einem bestimmten Augenblick, in einer bestimmten Verfassung sehen kann."

„Das finde ich viel schwerer zu verstehen als die Reinkarnation", warf ich ein. „Warum sollte etwas, das ganz unabhängig von Ihnen vor 500 Jahren geschah, plötzlich vor Ihren Augen auftauchen?"

„Ich beschwöre keine Visionen herauf", sagte sie.

„Sie werden aber Visionen haben, und das wird Ihre ganze Einstellung verändern", sagte Johnson.

„Welche Art von Visionen?"

„Visionen der Zukunft. Sie werden Zukünftiges sehen und hören und werden Inspiration darin finden."

Sie verzog den Mund. „Ich werde gar nichts hören. Ich bin ja fast taub."

„Den Geist werden Sie hören", versicherte er ihr. „Im April schon wird sich erstmals etwas tun." Er schloß die Augen. „Zur Zeit der Römer waren wir drei schon einmal beisammen. Und Sie waren jedenfalls im Heiligen Land."

„Tel Aviv fasziniert mich", sagte sie. „Früher war

dort nichts, überhaupt nichts. Der antike Hafen Joppa lag acht Meilen weiter südlich, aber in Tel Aviv selbst war nichts. Die Stadt ist kaum älter als vierzig Jahre."

„Es kann sein, daß Sie mit dieser Gegend einmal etwas zu tun hatten", bemerkte Johnson.

„Jerusalem mag ich gar nicht", sagte sie. „Die Stadt war mir bei jedem Besuch von neuem unsympathisch. Erst vor einem Jahr, als ich sie wieder sah, gefiel sie mir etwas besser."

„Sie haben Maria, die Mutter des Herrn, in ‚Geliebter und berühmter Arzt' ganz wunderbar beschrieben", sagte ich.

Darauf wollte sie offenbar nicht eingehen.

„Sie haben noch viele Aufgaben zu erfüllen", sagte der Spiritist.

Sie zuckte die Achseln. „Ich leide unter schrecklich hohem Blutdruck. Jedesmal, wenn es ganz arg wird, hoffe ich, daß mich der Schlag trifft."

„Ich sehe keine ernstliche Erkrankung. Viele Ihrer Beschwerden verursachen Sie selbst."

Sie lachte bitter. „Die meisten Leute haben eine Todesangst vor dem Sterben und möchten nur allzu gern daran glauben, daß es eine Wiedergeburt gibt. Bei mir ist es genau umgekehrt."

Johnson lächelte. „Sie werden staunen, wie bald Sie sich auf Ihrer Weltreise blendend unterhalten werden."

Obwohl Johnson einen Aufschwung für die nächsten Monate voraussagte, war seine Auskunft nicht ganz so konkret, wie ich es mir gewünscht hätte. Vielleicht hatten wir bei Bill Corrado mehr Glück, dem Wahrsager in Los Angeles, der schon Erdbeben, Wahlergebnisse, Heiraten und Gerichtsurteile mit größter Präzision vorausgesagt hatte. Er hatte, so viel ich wußte, nie über

frühere Leben gesprochen, und darüber war ich in diesem Augenblick beinahe froh.

Die beiden schienen sich gleich gut zu verstehen. Nachdem Corrado über ihre Gesundheit gesprochen und erwähnt hatte, daß sie Mutter zweier Töchter sei, lächelte Janet freundlich und sagte: „Es muß doch unangenehm für Sie sein, zu einer tauben Person zu sprechen."

Er erwähnte eine Veränderung im Leben der Menschen, die ihr nahestehen — sie würde sich in etwa zweieinhalb Jahren ereignen.

Sie zog die Schultern hoch. „Zu dieser Zeit werde ich nicht mehr hier sein", sagte sie.

„Wo werden Sie denn sein?" fragte Corrado.

„Tot."

„O nein, Sie müssen mindestens noch vier Bücher schreiben. Lauter Bestseller."

„Dann werde ich sterben?"

„Ich sage nicht, daß Sie dann sterben werden. Ihre Anschauungen werden sich bis dahin verändert haben. Sie werden wieder an ein Jenseits glauben."

Sie schüttelte bedächtig den Kopf. „Das werde ich nie — es sei denn, ich könnte mit meinem Mann in Verbindung treten. Er versprach, sich bemerkbar zu machen, wenn es ein Leben nach dem Tod gibt."

Der Spiritist sah sie eindringlich an. „Sie werden mit ihm in Verbindung treten."

Wie Johnson und Daisley erwähnte auch er, daß sie Buffalo verlassen würde.

„Werde ich mich gezwungen sehen, das Haus zu verkaufen?" fragte sie.

„Nein, Sie werden es aus eigenem Antrieb tun."

Das Gespenst der Armut verfolgte sie auch jetzt

noch. „Ich war viele Jahre lang schrecklich arm. Lieber wäre ich tot als noch einmal so arm!"

„Ihr Leben ist finanziell völlig gesichert. Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen", teilte ihr Corrado mit.

„Wird mein Buch, das im April herauskommt, ein Erfolg werden?"

Er nickte.

„Ein großer Erfolg oder ein mittlerer Erfolg?"

„Ich würde sagen, ein mittlerer. Das darauffolgende Buch (unser gemeinsames Projekt) wird . . ."

Sie fiel ihm ins Wort:

„Daran denke ich gar nicht."

„Jetzt noch nicht — später werden Sie es tun."

„Mir ist alles gleichgültig, verstehen Sie. Nichts regt mich mehr auf."

„Ein bißchen mehr Aktivität wäre gut für Sie", sagte er. „Sie sollten Pläne machen, sich Dinge vornehmen, auf die Sie sich freuen können. Dann wird sich auch Ihre Einstellung zum Leben ändern."

Bisher hatte er nichts Sensationelles von sich gegeben.

„Was halten Sie von ihrer Gesundheit?" fragte ich.

„Sie hatte mit der Niere zu tun; es war nur eine leichte Entzündung, dennoch sollte sie zum Arzt gehen. Es wäre gesund für sie, viermal täglich ein Glas Preiselbeersaft zu trinken, aber sie sagt, daß sie Fruchtsäfte nicht verträgt."

Janet nickte.

„Ich unternahm gerade eine Seereise mit meiner Tochter, da hatte ich zum ersten und letzten Mal im Leben einen Nierenstein. Die Ärzte bezeichneten das damals als glücklichen Zufall. Nur durch die Nierenblutung entdeckten sie einen Tumor in der Blase, der erfolgreich behandelt werden konnte."

Nachdenklich schwieg sie eine Weile, dann kehrte sie zu ihrem Lieblingsthema zurück. „Mein Mann war der einzige Mensch, der wirklich um mich besorgt war. Warum mußte er sterben?"

Corrado gab die naheliegende Antwort: „Wir müssen alle einmal sterben."

„Aber er hätte noch viele Jahre leben können. Er hat keinem Menschen etwas zuleide getan."

„Falls es nicht bereits geschehen ist", sagte Corrado, offenbar mit Bezugnahme auf Daisley, „werden Sie vor Juli 1972 ein Medium kennenlernen, das Sie mit Ihrem verstorbenen Mann in Verbindung bringt. Das sollte Ihnen Beweis genug sein, daß es ein Leben nach dem Tod gibt."

Er erwähnte eine Darmkrankheit, sie aber schüttelte den Kopf.

„Das gehört zu einem früheren Leben", sagte er. „Damals sind Sie ganz jung daran gestorben."

Nun hatten wir also auch Corrado soweit! Ein früheres Leben!

„Sie verbrachten jenes Leben auf der Insel Korfu. Damals war eine Ihrer jetzigen Töchter Ihre Schwester, und sie brannte mit Ihrem Mann durch. Die beiden tauchten nie wieder auf, und Sie mußten sich mit zwei Kindern allein durchschlagen. Sie wurden verbittert."

Taylor Caldwell lächelte unverbindlich. „Ich glaube an das alles nicht."

Er aber erwiderte geduldig: „Manchmal erklärt das frühere Leben Antipathien und Feindschaften, für die wir keine andere Erklärung wissen. Aber Ihr Problem wird bald gelöst sein, sehr bald schon."

„Ich bin froh, daß wenigstens etwas besser wird!" sagte sie mürrisch.

„Alles wird besser. Das beginnt schon auf Ihrer Weltreise. Sie werden zwei Herren kennenlernen, die Ihnen beide sympathisch sind. Für einen von ihnen werden Sie sich entscheiden."

Bisher hatten wir erfahren, daß Taylor Caldwell in eine produktive Phase eintreten würde, daß sie auf ihrer Reise neue interessante Bekanntschaften und sogar eine romantische Liebesgeschichte erwarteten, daß sie sich in zunehmendem Maße für das Übersinnliche interessieren und mit ihrem Gatten Marcus Verbindung aufnehmen würde. Über Reinkarnation war nicht viel gesagt worden, nur ein zusammenhangloser Hinweis auf ein Leben auf der griechischen Insel Korfu, damals ein Verbündeter Athens.

Ganz andere Dinge hatte uns Dorothy Raulenson in Hawthorne, Kalifornien, zu erzählen. Diese Spiritistin war ein Taylor-Caldwell-Fan, und sie gab Auskunft, ohne daß die Schriftstellerin persönlich anwesend war. Vielleicht konnte sie das eher als andere, da sie mit den unterbewußten Erinnerungen Taylor Caldwells durch ihre Bücher vertraut war. Jedenfalls griff Dorothy sich sofort ein früheres Leben der Schriftstellerin heraus, nannte zu unserem Staunen den Namen Darios und erklärte, er habe Janet in jenem Leben beherrscht. Die Beziehung zwischen den beiden sei incestiös gewesen. „Sie war seine Schwester und zugleich seine Geliebte, und sie führten zusammen Tagebücher. Er war eine hochgestellte Persönlichkeit, vermutlich aus einer königlichen Familie."

„Wann könnte das gewesen sein?" fragte ich.

„Oh, ich würde annehmen, um 800 nach Christus. Das

Sonderbare war eben, daß sie seine Schwester und seine Geliebte war. Und da sie ihn nicht heiraten konnte — er war nämlich bereits verheiratet —, beging sie Selbstmord. Das alles spielte sich in Persien ab."

Etwa 400 Jahre später begegneten wir einem guten Bekannten aus Janets literarischer Vergangenheit, und wenn man der Spiritistin glauben durfte, war es wieder derselbe Mann — diesmal hieß er Temudschin. „Ich sehe sie", sagte Dorothy Raulenson, „in Begleitung von Dschingis-Khan. Es ist derselbe Mann, eine ähnliche Beziehung. Auch hier kämpft sie um die Macht, genau wie in Persien, und wieder geht sie daran zugrunde."

Wenn man an Seelenwanderung glaubte, wunderte es einen nicht, daß Taylor Caldwell mit Paulus und Lukas so vertraut war. Sie hatte mehrere Leben in der Zeit des frühen Christentums geführt. So war sie Tänzerin am Hof des Kaisers Domitian in Rom und wurde vom Lieblingsjünger des Herren, Johannes von Patmos, der ein ehrwürdiges Alter erreichte, zum Christentum bekehrt.

„Sie teilte sein Exil in Patmos und betreute ihn." Die Bekehrung war nicht vollkommen gewesen. „Sie empfindet Haß-Liebe für Gott. Das ist ihr Karma. Sie muß voll Liebe über Gott schreiben, ihn gleichzeitig aber ablehnen. Und das Sonderbare ist, daß sie zuinnerst glaubt, sie sei Gottes Partnerin. Zeitweise hat sie das Gefühl, in dieser Rolle Gott Ratschläge geben zu müssen. Solange alles nach ihrem Willen geht, ist sie unterwürfig. Sobald jedoch eine Schwierigkeit auftaucht, sagt sie sich von Gott los. Und so erging es ihr in jeder Existenz von neuem."

„Sie hofft, daß dies ihr letztes Leben ist", sagte ich.

Dorothy schüttelte den Kopf. „Sie wird enttäuscht sein, die Arme, aber sie soll als besonders religiöser Mensch wiedergeboren werden."

„Vielleicht als Ordensfrau?"

„Nein, Nonne wird sie keine, aber so etwas Ähnliches."

„Wann soll das sein?"

„Schätzungsweise im Jahre 2002, bald nach der großen Katastrophe. Sie wird versuchen, die Menschen, die übriggeblieben sind, für die geistigen Werte zu interessieren, deren Vernachlässigung ja den Untergang herbeiführte. Das wird ihre Aufgabe sein. Dieses Mal wird sie nicht heiraten und auch keine Kinder bekommen."

Ich versuchte, die Katastrophe, die auch Edgar Cayce für die Jahrhundertwende prophezeit hatte, aus meinen Gedanken zu verdrängen.

„Sie macht sich nicht allzuviel aus Kindern", sagte ich. „Sie findet alle verhätschelt und verdorben."

„Diese Einstellung stammt aus der Vergangenheit", erklärte Dorothy Raulenson. „Sie hat Kinder immer schon abgelehnt; Kinder waren ihr nur im Weg. Sie lehnte auch Darios' Kinder ab. Er hatte zwei kleine Kinder, und sie verlangte, daß er seine Kinder tötete; dann sollte er sie zur Frau nehmen. Da er ihr diesen Gefallen nicht tat, nahm sie sich aus lauter Verzweiflung das Leben. Auch die Kinder des Dschingis-Khan lehnte sie ab; sie wurde von ihm getötet."

„War sie Temudschins Konkubine?"

„Ja, eine ganz auserwählte. Aber im Grunde ist sie ein guter Mensch, wenn auch egozentrisch wie die meisten Großen dieser Welt. Sie bildet sich ein, sie weiß, was für sie selbst und für mich und für alle anderen

Menschen das Beste ist. Und oft stellt sich heraus, daß sie recht hat."

„Woher stammt ihre schriftstellerische Begabung?"

„Aus ihrer Zeit mit Johannes, dem Lieblingsjünger des Herrn. Sie hatte auch früher schon manches geschrieben; jedenfalls schrieb sie über Johannes und lernte auch viel, als sie gemeinsam mit ihm seine geistlichen Schriften verfaßte, von denen leider viele verlorengegangen sind."

„Begleitete sie Johannes auf seinen Reisen?"

„Ja. Sie waren sehr eng befreundet, aber Johannes liebte sie nicht körperlich. Seine Liebe war rein geistig."

Ich hatte erwartet, daß in Abwesenheit der Schriftstellerin ein sachlicheres Gespräch ohne Abschweifungen zustande kommen würde. Nun hatte ich das Gefühl, daß Janet als Katalysator ausgesprochen fehlte, und wir ohne sie eher weniger erreichten. Ich bat sie deshalb, anwesend zu sein, wenn Betty Collins aus Los Angeles mir das Horoskop der Schriftstellerin brachte: „Die Sonne in der Jungfrau, der Mond im Krebs, der Stier im Aufgehen."

Janet war wie immer — optimistisch, skeptisch, widersprüchlich.

„Sagen Sie mir, wann ich diese Welt verlassen kann. Mehr will ich gar nicht wissen."

Betty Collins lächelte. „Noch eine ganze Weile nicht. Sie haben Ihr größtes Werk noch vor sich."

Janet hob trotzig das Kinn.

„Ich werde nichts mehr schreiben."

„Dagegen gehe ich jede Wette ein", sagte Betty.

Wieder einmal wunderte ich mich, wie gut Janet hörte.

Betty sah von ihren Aufzeichnungen auf. „Ich habe

das Gefühl, Sie werden über das Leben Jesu schreiben. Ja, das Gefühl sagt es mir ganz deutlich — die Lebensgeschichte Jesu Christi."

Janet zuckte die Achseln. „Die habe ich schon dreimal geschrieben."

„Nicht ganz", warf ich ein.

Janet schüttelte den Kopf. „Die ganze Nacht hatte ich die seltsamsten Visionen — immer wieder." Sie sah mich vorwurfsvoll an.

„Ihr Unterbewußtsein ist aktiv geworden", sagte ich.

„Der Hypnotiseur hat mit meinen Gedanken herumgepfuscht — und mit meinen Drüsen auch."

„Kein Mensch hat herumgepfuscht", sagte ich. „Ich war die ganze Zeit dabei, und außerdem ist alles auf Tonband aufgenommen. Es gab keinerlei unanständige Vorschläge, weder in bezug auf Sexuelles noch auf anderes."

Wie üblich schlug ihre Stimmung schnell um, und sie schenkte Betty ein herzliches Lächeln. „Entschuldigen Sie, bitte, wenn ich Sie manchmal unterbreche. Ich bin wirklich sehr gespannt, was Sie mir zu sagen haben."

Betty sah wieder auf das Horoskop. „Planeten, die im 28. oder 29. Grad der zwölf Tierkreiszeichen stehen, sind in den psychischen oder spiritistischen Graden. Es sind die Grade der alten Seelen."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich spiritistische Fähigkeiten besitze?" Janet zeigte immerhin leises Interesse.

„In hohem Maße. Neptun in 29 Zwillinge, Saturn in 28 Graden Schütze — sie stehen beinahe genau in Opposition, und vom okkulten 12. Haus zum 6. Haus des Dienstes."

Sorgfältig studierte sie das Horoskop. „Sie ist ausgesprochen parapsychologisch begabt. Ohne es zu wissen, bewirkt sie viele Geschehnisse. Sie hat eine ausgeprägte Liebe zu ihrem Heim. Der aufgehende Stier, auf ihrem Aszendenten, dem Scheitelpunkt ihres ersten Hauses, ist bestimmend für ihre Persönlichkeit, und der Stier ist das häusliche Sternbild."

„Mein Mann war ein Stier", meldete Janet.

Betty sah sie fragend an.

„Haben Sie Ihren Mann vor einigen Jahren verloren?"

„Ja, vor einem Jahr. Im August." (Genaugenommen waren es eineinhalb Jahre.)

„Saturn, der restriktive Planet, stand damals genau an ihrem Aszendenten", sagte die Astrologin.

Janet seufzte. „Wozu lebe ich noch? Er war meine einzige Liebe."

„Es gibt genügend Grund für Sie, zu leben. Sie wurden einzig zu dem Zweck geboren, um die Massen zu erreichen. Und das haben Sie getan, Sie haben viele erreicht und viel Gutes bewirkt. Ihr größtes Werk aber haben Sie noch vor sich, und Ihr Mann wird Ihnen dabei helfen."

„Ich glaube nicht an ein Weiterleben nach dem Tod", erwiderte sie. „Seit dem Tod meines Mannes bin ich beinahe zur Agnostikerin geworden."

„Dann werden Sie zurückkommen müssen!" sagte Betty.

„Nein!"

„Sie können nicht ewig diese Zweifel mit sich herumschleppen. Irgendwann einmal müssen Sie sie loswerden."

„Mein Leben lang hatte ich damit zu kämpfen."

„Das ist Ihr Karma."

Janet starrte sie an.

„Ach, Unsinn, hören Sie mir damit auf. Ich sagte Ihnen doch, daß ich Skeptikerin bin. Wäre ich nicht katholisch und hätte ich nicht den leisen Verdacht, daß es nach dem Tod noch etwas gibt — ich hätte mich schon umgebracht. Mein Leben hat keinen Inhalt mehr. Als mein Mann starb, ging die Sonne für mich unter."

Sie schien recht gut zu hören, aber ihre langjährige Schwerhörigkeit hatte sie sehr empfindsam gemacht.

„Für eine Schriftstellerin ist das Ohr ebenso wichtig wie für einen Maler das Auge. Warum wurde mir das Gehör genommen? Ich wurde damit von der halben Welt abgeschnitten."

„Auch das ist eine Prüfung", sagte Betty.

„Prüfung? Was wird geprüft? Ob die Leute einen auslachen?"

„Aber das tut doch sicher niemand", meinte Betty.

„O doch! Sie würden sich wundern! Wer schlecht hört, wird gleich für dumm gehalten."

„Nun ja, das ist die Idiotie der Leute, das darf man nicht ernst nehmen", sagte Betty beruhigend. „Seit wann sind Sie schwerhörig?"

„Ich glaube, es ist ein Erbteil. Ich erinnere mich nicht, je gut gehört zu haben. Ich sehe auch nicht sehr gut, aber das kann man ja mit Sehbehelfen ausgleichen. Als Kind war es furchtbar für mich. Die Lehrer setzten mich in die erste Bank, damit ich zur Tafel sah. Sie traten nahe an mich heran, wenn sie sprachen. Ich wußte nicht, daß ich schwerhörig war — ich dachte, sie wollten nur genau beobachten, ob ich nicht etwas Schreckliches anstellte. Die Kinder spotteten unentwegt. ‚Die Dumme! Die Dumme!' riefen sie mir nach. Kinder sind ja so reizende Wesen."

„Nur reine Seelen kommen rein zur Welt, sonst niemand", sagte Betty ernst.

Janet war in ihrem Element. „Die Grausamkeit und Gemeinheit der Kinder ist etwas, das mich beinahe von der Seelenwanderung überzeugen könnte. Da Kinder boshaft sind, müssen sie schon so zur Welt gekommen sein. Was hätte sie denn so boshaft gemacht?"

Betty versuchte einzulenken. „Auch ältere Menschen sind nicht immer gut und freundlich. Wir alle tragen an unserem Erbteil."

„Ja, ja, wenn man die Kinder beobachtet, möchte man fast an Reinkarnation glauben", wiederholte Janet. Sie dachte einen Augenblick nach. „In der Kirche nennen wir das Erbsünde."

„Ich glaube, Sie haben in der Vergangenheit Anteil gehabt am Werden der katholischen Kirche."

„Ich bin Katholikin aus Tradition", erklärte Janet stolz, und vergaß offenbar, daß sie sich eben noch als Agnostikerin bezeichnet hatte. „Ich glaube, daß Gott sich in Jesus Christus offenbarte. Aber Gott offenbarte sich auch in Buddha, Lao Tse, Konfuzius und bis zu einem gewissen Grad auch in Mohammed. Ich halte nichts davon, die Menschen zu einem bestimmten Glauben zu bekehren. Jedes Volk erhielt seinen Anteil an der Wahrheit."

„Glauben Sie, daß Christus bald wiederkommen wird?" fragte Betty.

„Wir warten."

Taylor Caldwell, wie ich sie kannte, die Schriftstellerin mit der intuitiven Einsicht in die Metaphysik und die Welt der Bibel, kam während dieses anregenden Gesprächs plötzlich wieder zum Vorschein.

„Ich habe da seltsame Dinge gehört", sagte sie. „Ich

sprach mit mehreren Priestern in Fatima (das ist ein Wallfahrtsort in Portugal, wo drei Kindern die Muttergottes erschienen war); unter anderem sprach ich mit einem alten italienischen Priester. Er war Römer, Journalist, und war ursprünglich von seiner Zeitung nach Fatima gesandt worden, um sich dort über die amerikanischen Pilger lustig zu machen. Er kam nach Fatima und fuhr nie wieder fort. Er blieb da und wurde Priester. Er riet mir, keine langfristigen Pläne zu machen, denn Gott habe diesen kleinen Flecken Staub restlos satt. Er sagte, die Heilige Jungfrau könne Gottes Hand nicht länger zurückhalten." Janets Augen leuchteten vor Eifer. „Er sagte mir einige Ereignisse voraus, und alle sind eingetroffen."

Einige Minuten saßen wir schweigend da und dachten an das Schicksal, das unserer Welt bevorstand. Dann sagte Betty: „Sie haben mich vorhin nach Ihrem Tod gefragt. Es wird kein schwerer Tod sein, sondern sehr schnell und friedlich. Sie werden ihn als Befreiung empfinden."

„Werde ich meinen Mann wiedersehen?"

„Er hat Sie nie verlassen. Sie haben viel mit ihm zusammengearbeitet, nicht wahr?"

„Ja."

„Er muß ein wunderbarer Mensch gewesen sein. Sie können sich glücklich schätzen, Ihre andere Hälfte, Ihren Seelengefährten gefunden zu haben, der Ihnen immer wieder, in jedem Leben, zur Seite stand. Sie werden von diesem Planeten erst entlassen, bis Sie noch ein Werk geschaffen haben. Es wird Ihr größtes sein, und Sie werden dabei unter göttlicher Führung stehen."

„Was ist es?" fragte Janet.

„Die Geschichte Jesu Christi."

Janet wehrte ab. „Dabei kommt man leicht mit der Kirche in Konflikt. Das ist gar nicht so einfach."

Betty lächelte nur. „Sie müssen es tun. Denken Sie darüber nach."

„Sie haben Lukas und Paulus beschrieben", sagte ich. „Das Leben Jesu sollte die Krönung aller Ihrer Arbeiten sein."

Mit gerunzelter Stirn beugte sich Betty wieder über Janets Horoskop.

„Achten Sie jetzt auf Ihre Gesundheit, besonders auf die Nieren. Alles ist Nervensache. Sie brauchen mehr Ruhe. Sie sind im Zeichen der Jungfrau geboren, und die Jungfrau ist das Zeichen des Dienens. Sie haben Ihr Leben lang anderen gedient. Das ist nun vorüber. Nun müssen Sie horchen lernen, dann hören Sie Dinge, die physisch nicht zu hören sind. Ihre organische Schwerhörigkeit wird kompensiert durch Ihr geistiges Hören. Die beiden nächsten Jahre werden im Zeichen Ihres größten Werkes stehen, eines Werkes, das Sie noch nicht begonnen haben."

Und mit Blick auf ihre Aufzeichnungen fuhr sie fort: „Heuer ist Ihr großes Jahr, wenn Sie auf Ihre Gesundheit achten, besonders auf die Nieren. Sie sollten Diät halten und zusätzlich Proteine zu sich nehmen. In drei oder vier Monaten (April oder Mai 1972) fängt die große Inspiration an, und dann sollten Sie auch das Buch beginnen. Sie sind materiell gesichert; Geld spielt keine Rolle, man muß es nur zusammenhalten. Neptun im zweiten Haus des Geldes — da gibt es viel Betrug. Mit Ihrem Jupiter, dem Planeten großen Gewinnes, im Schützen, dem spirituellen Zeichen, haben Sie mehr Geistiges geleistet, als Sie je wahrhaben werden. Sie haben viele, sehr viele schon erreicht."

Sie sah von der Karte auf. „Sie müssen geistig noch aufnahmebereiter werden."

Janet schüttelte den Kopf. Offenbar verstand sie jedes Wort. „Nein, danke, ich habe genug von allem."

„Publikation", fuhr Betty fort, „ist das neunte astrologische Haus, das natürlich spirituelle Haus, und Jupiter geht auf dem Scheitelpunkt ihrer Karriere durch dieses Haus. Sie wird noch mehr Erfolg haben als bisher. Aber es muß vor 1975 sein."

Hoffnungsvoll sah Janet auf. „Dann werde ich sterben?"

Betty wußte es entweder nicht oder wollte es nicht sagen.

„1975 oder 1976 könnte es sein, wenn Jupiter Uranus aspektiert. Aber es wird ein schneller, schmerzloser Tod sein, und der Zeitpunkt steht nicht fest." Betty lächelte plötzlich verschmitzt. „In der Zwischenzeit ist auch Ihr Privatleben noch nicht zu Ende. Da wird sich noch allerhand tun."

In diesem Augenblick betrat Jan Robinson den Raum, und Betty zog Jans Horoskop hervor, das sie gleichzeitig ausgearbeitet hatte.

Sie verglich die beiden Horoskope, das der Schriftstellerin und das ihrer Beraterin und besten Freundin.

„Taylor Caldwells Aszendent", sagte sie zu Jan Robinson, „steht in Ihrem Zenit. Das ist eine starke karmische Bindung. Sie waren schon sehr oft beisammen. Es sieht fast so aus, als wären Sie ihre geistige Tochter und hätten diesmal nach ihr gesucht."

Jan Robinson nickte unverbindlich.

„Wissen Sie", fuhr Betty fort, „ihr Darius oder Darios ist keine Phantasiegestalt. Er ist überaus real und stand ihr zeitweise sehr nahe. Er war es, der ihr immer wieder weiterhalf. Auch durch intensivstes Quellenstudium hätte sie nie die Atmosphäre einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Ortes einfangen können, wie sie es tat. Sie war wirklich dort, und er war bei ihr."

Janet Caldwell sah verärgert aus.

„Wenn ich nur hören könnte, was Sie sagen", klagte sie.

Betty machte eine wegwerfende Handbewegung. „Sie hören dafür Dinge, die nicht ausgesprochen werden."

Janet knurrte zustimmend. „Ich kenne die Menschen sehr gut. Wenn sie auch glauben, mich zu täuschen — es gelingt ihnen nicht."

„Die beiden kommenden Jahre", sagte Betty, „sind äußerst wichtige Jahre für sie. Sie waren einmal ein tief religiöser Mensch — kehren Sie zu Ihrem Glauben zurück."

Janet schüttelte den Kopf. „Ich habe genug von allen diesen Illusionen. Mein Mann hat nie jemandem etwas zuleid getan. Es war nicht notwendig, daß er einen so schrecklichen Tod erleiden mußte."

„Das Urteil darüber steht uns nicht zu", sagte Betty. „Wir wissen viel zu wenig. Es ist eine Frage von Schuld und Sühne in der Vergangenheit. Wir müssen uns damit abfinden."

Janet war dazu nicht bereit. „Ich werde mich nie damit abfinden."

Janets Mond, ihr Unterbewußtsein, war im 25. Grad des Krebs, einem sehr sensiblen Zeichen, in Konjunktion mit meinem Mars und Neptun im Krebs, mit dem Mars als energiespendender Kraft, die das Unterbewußtsein aktiviert, während Neptun nicht nur für

Illusion stand, sondern für alles Okkulte. Astrologisch gesehen war der Zeitpunkt für unseren Ausflug ins Jenseits gut gewählt.

„Ich hoffe nur", sagte Janet, „daß das Buch, an dem Mr. Stearn arbeitet, all die Mühe lohnt, die er investiert." Sie verzog ein wenig das Gesicht. „Ich habe ja keine Ahnung, was eigentlich dabei herauskommt."

Betty Collins war in unsere beiden Horoskope vertieft. „Kein Zweifel, daß es die Mühe lohnt", sagte sie. „Es wird vermutlich das Beste, das er je geschrieben hat."

Jan Robinson lächelte uns strahlend an.

„Vorausgesetzt", sagte sie, „daß er es überlebt."

VIII

Fra Savonarola und andere

Wir wußten nicht erst seit unserem Gespräch mit Mr. Daisley, daß Italien eine besondere Faszination auf Taylor Caldwell ausübte. Allerdings hatte sie dieses geschichtsträchtige Land nicht nur als neugierige Touristin besucht, sondern auch in Träumen, die man wohl besser als Alpträume bezeichnete.

Obwohl sie selbst das Phänomen nicht der Seelenwanderung zuschrieb, hatte doch der Traum von einer anderen Existenz, die Vorstellung, jemand anderer zu sein, sie jahrelang bei Tag und Nacht verfolgt. „Als ich drei Jahre alt war — wir lebten damals noch in England —, hatte ich zum erstenmal diesen gräßlichen Traum", erzählte sie mir einmal. „Ich sah mich an einem kleinen, offenen Fenster stehen; das Fenster gehörte zu einem hohen Gebäude, vielleicht zu einem Turm, und ich sah voll Angst hinunter auf ein schmutzig rotes Ziegeldach. Der Himmel war kalt und weiß, und ich sah viele Dächer nahe beisammen, und alle waren mit roten Ziegeln gedeckt und erstreckten sich anscheinend über viele Meilen. In der Ferne erkannte ich einen schmalen Fluß und einige prächtige Steinbrücken. Ich war in diesem Traum kein dreijähriges Mädchen, sondern eine Frau Mitte Zwanzig, und ich sah etwa so aus, wie ich später mit zwanzig wirklich aussah."

In England gab es ihres Wissens keine solchen roten Ziegeldächer, und sie hatte deutlich das Gefühl, daß der Traum am Mittelmeer spielte — in Spanien oder Italien vielleicht.

In ihrem Traum hatte sie nur einen eng begrenzten Ausblick auf jene namenlose Stadt — sie sah nämlich zwischen dicken, eisernen Gitterstäben hindurch.

„Ich befand mich in einer eiskalten Steinzelle hoch über der Stadt, darin stand eine Pritsche, ein Tisch und ein Stuhl, und am Ende der Zelle war eine Holztür. Ich wußte, daß die Tür versperrt war und ich eine Gefangene in dieser Stadt, die ich gut kannte, in der ich geboren und aufgewachsen war. Ich wußte, daß die Holztür auf eine enge Wendeltreppe aus Stein führte. Dann hörte ich Schritte auf dem Stein, und ich wußte, wer das war. Ich wußte, daß sich unter den Ankömmlingen drei Männer in seltsamer Aufmachung befanden, und einen von ihnen kannte ich sehr gut. Ich wußte es damals im Traum, und heute weiß ich es auch: er trug den weißen Habit und die Kapuze eines Dominikanermönches.

Ich kannte sie alle und wußte, warum sie die Treppe heraufkamen — sie wollten mich foltern und töten. Ich hörte, wie ein Schlüssel sich knarrend im Schloß drehte, und wandte mich voll Verzweiflung wieder dem Fenster zu. Ich konnte den Männern nur entkommen, wenn ich mich aus dem Fenster stürzte. Während die Tür sich öffnete, stürzte ich mich also auf das steile Dach, hoch über den engen Straßen, und ich empfand Erleichterung und sogar Freude dabei. Als ich dann das steile Dach hinunterkollerte, wurde plötzlich alles schwarz vor meinen Augen, und ich erwachte brüllend in meinem Bettchen in England."

Jahrelang verfolgte sie dieser beängstigende Traum.

„Ich hatte diesen Traum dutzende Male, und immer wachte ich schaudernd und verzweifelt auf, und war doch erleichtert, daß ich meinen Feinden entkommen konnte. Die Szenerie blieb immer die gleiche, und immer ging der Traum zu Ende, während ich das Dach hinunterkollerte."

Nachdem Taylor Caldwell berühmt geworden war, konnte sie sich einen langgehegten Wunsch erfüllen und Italien besuchen, vor allem Florenz — eine Stadt, deren Namen allein sie immer schon auf geheimnisvolle Weise fasziniert hatte.

In Florenz waren sie und ihr Mann Marcus zu Gast bei einer angesehenen Florentiner Familie, den de Morettis, deren Geschichte weiter als bis zur Renaissance und den Medicis zurückreichte.

An ihrem ersten Abend im Hause de Moretti hatte die Schriftstellerin ein seltsames Erlebnis. Bevor sie zu Bett ging, sah sie aus dem Fenster ihres Zimmers hinunter auf die Straße und sah einen großen, runden Platz, in den viele Straßen mündeten wie die Speichen eines Rades. In der Mitte des menschenleeren Platzes stand eine hohe Säule mit einem Reiterstandbild. „Plötzlich überkam mich ein Gefühl entsetzlicher Verzweiflung, Furcht und böser Vorahnung. Ich zog schnell die Vorhänge zu und legte mich nieder."

Als sie am nächsten Morgen erwachte, trat sie ans Fenster, schob die Vorhänge zurück und sah hinaus. Sie traute ihren Augen nicht. Der Platz, den sie gesehen hatte, war nicht mehr da, nur eine kleine Betoninsel, auf der ein modernistisches Denkmal stand.

Beim Frühstück erwähnte sie den Platz, den sie am Abend gesehen zu haben glaubte. Graf de Moretti ging

in seine Bibliothek und kehrte mit einem großen Buch zurück. Er blätterte einige Seiten um und zeigte ihr dann den Platz genau so, wie sie ihn wenige Stunden vorher erblickt hatte. Alles war da: der Reiter hoch oben auf der Säule, die düsteren Straßen, die Fassaden der Gebäude, die am Morgen verschwunden gewesen waren.

Der Graf lächelte verständnisvoll. Er schien genau zu wissen, was in ihr vorging. Was bedeutete diese Fata Morgana, fragte sie sich, und wieso hatte der Graf sofort dieses Bild aus der Zeit der italienischen Renaissance aufgeschlagen?

An jenem Tag erwarteten sie noch weitere Überraschungen. Die Gräfin wollte ihren Gästen Florenz zeigen. Sie führte sie unter anderem zu einem großen Museum, und Janet war besonders beeindruckt von den herrlichen Gärten, den gepflegten grünen Rasenflächen und den farbenprächtigen Blumenbeeten, zwischen denen malerisch mehrere Brunnen und Statuen standen. Sie betraten das eher düstere Museum, aber nach kurzer Zeit schon sehnte Janet sich nach der Sonne und einem Spaziergang durch die schönen Gärten. Die Gärten jedoch waren, genau wie der Platz, verschwunden.

Auf dem Heimweg machte die Gräfin ihre Gäste auf die hübschen Steinbrücken aufmerksam, die jeder Tourist in Florenz bewundern muß. Eine Brücke mit reliefartigen Verzierungen fiel Janet besonders auf. „Die Brücke dort drüben finde ich ganz besonders hübsch", bemerkte sie zu der Gräfin. Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, verschwand die Brücke — wie der Platz, wie die Gärten — vor ihren Augen.

Aber das war noch nicht alles. Hier, im Herzen der Stadt, sah sie ein weiteres Trugbild. Sie blickte gerade

auf eine Verkehrsinsel in der Mitte einer Straße, als etwas geschah, das sie an ihren Sinnen zweifeln ließ. „Vor meinen Augen verschwand die Verkehrsinsel, und ich sah wiederum einen kleinen Platz und eine Menschenmenge in seltsamen Kostümen und eine Gruppe weißgekleideter Dominikanermönche. In der Mitte des Platzes stand ein Mann, ebenfalls in Weiß, auf einem brennenden Scheiterhaufen im strahlenden Sonnenschein, ein kleiner stämmiger Mann mit einem tapferen Gesicht. Entsetzt sagte ich: ‚Savonarola!' "

" ‚Ja', sagte die Gräfin und deutete auf ein Denkmal in der Mitte des Platzes. ‚Dieses Denkmal wurde ihm zu Ehren errichtet.' "

Leicht mitgenommen kehrte Janet in den Palast zurück, aber es stand ihr eine weitere Überraschung bevor. Nach dem Abendessen befand sie sich mit dem Grafen allein in der Bibliothek und erzählte ihm von ihren seltsamen Erlebnissen. Sie sprach freilich nicht Italienisch und er sprach nicht Englisch, dennoch schienen sie sich ausgezeichnet zu verstehen.

Als sie ihren Bericht beendet hatte, nickte er und sagte lächelnd: „Sie waren vor langer Zeit einmal hier. Ich habe in meinem Leben immer wieder ähnliche Erfahrungen gemacht."

Dann holte er wieder das Buch mit den Kupferstichen und schlug sofort das Bild von den herrlichen Gärten auf, die sie nahe dem Museum gesehen hatte. „Das waren die Gärten der Medicis", erklärte er. Er zeigte ihr auch die mittelalterliche Brücke über den Arno, die sie bewundert hatte. „Diese Brücke", sagte er, „wurde zur Zeit Savonarolas von einer Flut zerstört und weggeschwemmt." Er brauchte ihr gar nicht erst den Platz zu zeigen, wo der fanatische Verfechter einer

Reform des Papsttums, Fra Girolamo Savonarola, Dominikanerprior von San Marco, im Jahr 1498 in den Flammen gestorben war. Sie hatte ja nicht nur den Platz in seiner damaligen Gestalt gesehen, sondern das Ereignis selbst, das einen Triumph des Papstes Alexander VI. darstellte.

Ermutigt von de Morettis Verständnis, erzählte sie ihm dann auch noch von dem Traum, der sie schon so lange quälte. Es war ihr aufgefallen, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den roten Ziegeldächern ihres Traumes und den Dächern vieler älterer Florentiner Häuser bestand.

Der Graf nickte und zeigte ihr noch einen Stich der mittelalterlichen Stadt. Auf diesem Bild sah man den hohen, schmalen Turm, der im Traum immer ihr Gefängnis war. Sogar die unregelmäßigen roten Ziegel waren zu erkennen.

Sie hätte nie gedacht, daß der Graf an Seelenwanderung glaubte, aber er sagte ganz ernst: „Sie lebten zur Zeit Savonarolas in Florenz. Sie müssen einer seiner Anhänger gewesen sein, und darum hat man Sie auch zum Tode verurteilt."

Janet war nicht bereit, diese Erklärung anzunehmen, der Traum aber verfolgte sie seither nicht mehr. Allerdings litt sie, solange sie in Florenz war, unter der Schwermut und Traurigkeit, die sie an jenem ersten Abend empfunden hatte. Sie wollte die Stadt so schnell wie möglich verlassen. „Wir brachen unseren Besuch vorzeitig ab. Mein Mann verstand das erst, als ich ihm die Geschichte erzählte. Der Graf aber schien volles Verständnis zu haben. Er kannte ja meine Gründe."

Obwohl Savonarola zweifellos zu den interessantesten Gestalten der Geschichte gehörte, hatte ich — abgesehen von dieser bizarren Traumgeschichte — nie mit Taylor Caldwell über ihn gesprochen. Es schien ein seltsamer Zufall, daß George Eliot sich in ihrem Roman „Romola" mit ihm befaßte. Der Roman war allerdings nicht besonders aufschlußreich.

Während wir uns vor der Sitzung noch ein wenig entspannten, wie es unsere Gewohnheit war, fragte ich Janet, ob sie den Roman gelesen habe.

„Nein", sagte sie, „ich habe von George Eliot nur ein einziges Buch, ‚Die Mühle am Fluß', gelesen, aber das wissen Sie ja."

„‚Romola' ist kein sehr gutes Buch", sagte ich. „Ich hoffe, sie hat Ihre schriftstellerische Tätigkeit nicht beeinflußt."

„Sie hat mich überhaupt nicht beeinflußt", sagte sie. „Der gute Mann in Santa Barbara (George Daisley) muß sich irren."

„Sie scheinen heute besser zu hören", sagte ich.

Sie lächelte. „Ich habe Männer immer schon besser verstanden. Das muß an der Stimmlage liegen."

„Und es geht Ihnen auch gesundheitlich besser?"

„Es geht mir ausgezeichnet." Sie sah mich besorgt an. „Hoffentlich vergeuden Sie nicht Ihre Zeit! Mit mir werden Sie die Reinkarnation nie beweisen können!"

Der Hypnotiseur sah bereits auf die Uhr.

„Schön", sagte ich. „Machen wir weiter."

Wir gingen in mein Arbeitszimmer hinauf, Janet allen voran. Als wir eintraten, lag sie bereits auf der Couch, und wir konnten mit der Sitzung beginnen.

Der Hypnotiseur berührte leicht ihre Stirn und sagte: „Schließen Sie die Augen, wir kehren wieder in die Vergangenheit zurück."

Ich hatte eine Idee. „Beginnen Sie mit der Renaissance", flüsterte ich.

Wie üblich startete sie mit einem Monolog, unvermittelt, ohne sichtbaren Zusammenhang. Ihre Stimme war leise und ängstlich, als wollte sie nicht gehört werden.

„Sie werden mich töten, die Feinde", flüsterte sie, „genau wie sie meinen Lehrer Savonarola töteten."

Der Hypnotiseur und ich sahen uns an, dann vergewisserte er sich, daß Janet wirklich in Trance redete. Ihr Aussehen, die Schlaffheit des Körpers und der Gesichtsausdruck ließen keinen Zweifel offen: sie stand unter tiefer Hypnose.

Man brauchte nicht weiter drängen, sie befand sich bereits mitten in der Vergangenheit.

„Was bedeuten schon Gerichtsverhandlung und Drohungen? Ich weiß, daß sie mich töten werden. Weit, weit weg die geliebten Dächer von Florenz." Ihre Stimme wurde fester. „Ich liebe das Kloster und meinen Lehrer. Er ist der größte aller Heiligen, Savonarola. Sie haben ihn verbrannt, und das werden sie auch mit mir tun, weil ich ihm nachfolgte. ‚Häretiker' nannten sie uns, aber wir sind keine ‚Häretiker'!" Ihre Stimme zitterte. „Ein anderer wird kommen und die Kirche von allem Unrat befreien. Das sagte ich ihnen, und sie nannten mich eine Hexe. Meister, wenn du im Himmel bist, bete für meine Seele ... Ich höre, daß sie die Treppe heraufkommen." Sie hielt die Hand hinter das Ohr, um besser zu hören. Sie war offenbar eine eingekerkerte Nonne, die wegen ihrer Treue zu dem fanatischen Prior von San Marco ebenfalls zum Tode verurteilt worden war.

Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie verächtlich

fort: „Ein Minderbruder ist bei mir und der Dominikaner, der es wagt, sich Pater Alphonso zu nennen — Pater — Vater." Sie wetzte hin und her. „Die Soldaten", sagte sie dann, „wenn ich die Soldaten diesmal nicht anlüge, werden sie mich töten. O Gott, ich halte das nicht länger aus! Meister, ich höre deine Stimme ... Sei standhaft, Christ!" Sie sprach sich selber Mut zu. „Ich werde aus diesem Fenster springen und das Dach hinunterrollen und auf den Steinen da unten zerschmettert liegenbleiben. Ich will nicht, daß sie noch einmal mit mir sprechen!"

Wie Savonarola und Johanna von Orleans befürchtete sie, unter der Folter nicht standhaft zu bleiben, deshalb wollte sie sich lieber töten.

Sie sprach wirr, wie im Fieberwahn.

„Ach, Savonarola", rief sie, „du bist Estanbul, ich weiß es." Sie hob die Hand, als wollte sie ihren Meister grüßen. „Ich grüße Euch, mein Fürst, ich grüße Euch. Ich habe Eure Vorwürfe oft genug gehört. Aber es ist nicht wahr, daß ich verblendet bin, nein! Sagt mir eines, ich bitte Euch, wo ist Estanbul jetzt?"

Ich flüsterte hinter der vorgehaltenen Hand: „Wieder unser Freund Darios."

Der Hypnotiseur grinste. „Und Estanbul!"

Sie fuhr fort. „Im letzten Augenblick erkannte ich, daß Savonarola Estanbul war. Ich werde nicht weiter fragen. Hier ist Euer Wort Gesetz, mein Fürst, und deshalb werde ich nicht weiter fragen."

Der Hypnotiseur wollte lieber Konkretes hören, Namen, Orte. Er fragte: „Wo befindet sich das Kloster?"

Wie so oft gab sie keine direkte Antwort.

„Schwester Maria Bernard aus dem Kloster Santa Monica ... an der dritten Brücke."

Sie stockte.

„Man nahm mir den Mantel weg und gab mir Männerkleider. Sie sagten, es gehöre sich nicht für eine Nonne, Savonarola nachzufolgen. O mein Vater, weine nicht um mich. Vater, ich kann nicht lügen und sagen, daß Savonarola ein Betrüger war. Ich kann es nicht sagen, und wenn ich sterben müßte. Tröste dich, meine Mutter, ach, bitte ihn nicht um Gnade für mich. Nein, ich will lieber sterben als lügen. Küsse meiner Großmutter die Hände, und sag ihr, wir werden uns im Himmel wiedersehen. Heilige Maria, Mutter Gottes, voll der Gnade. Der Herr ist mit mir. Du bist gebenedeit unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus."

Während wir sie wie gebannt ansahen und gerührt ihrer ehrfürchtigen Stimme lauschten, bewegte sie rastlos die Finger, als hielte sie einen Rosenkranz in der Hand. Sie machte das Kreuzzeichen, betete ein Vaterunser und bekreuzigte sich noch einmal.

„Der Himmel ist rot, bald bin ich tot", fügte sie dann mit trauriger Stimme hinzu.

Sie hatte uns eine erschütternde Beschreibung ihres Todestages vor 500 Jahren gegeben. Und obwohl die Geschichte nüchtern betrachtet völlig phantastisch schien, bestand aufgrund ihrer Erzählung kein Zweifel, daß sie selbst sie wirklich erlebt und erlitten hatte.

Wir kannten natürlich das Schicksal Savonarolas, dennoch mußten wir es in ihrem eigenen Interesse von ihr erfragen.

„Was geschah mit Savonarola?"

„Er wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt."

„Und was geschah mit Ihnen?"

Mit klagender Stimme antwortete sie: „Ich beging

Selbstmord. Ich stürzte mich aus dem Fenster, um der Folter zu entgehen. Den Glocken, dem Campanile."

„Erzählen Sie von Ihrer Festnahme", sagte der Hypnotiseur.

„Wir folgten Savonarola — oh, ich kann nicht darüber sprechen." Janet schlug die Hände vors Gesicht, sprach dann aber doch mit gequälter Stimme weiter.

„Wir hatten unseren Lehrer brennen gesehen. Er sagte, daß man ihn gezwungen hätte zu widerrufen. Man hatte ihn gezwungen zuzugeben, daß er ein falscher Prophet sei. Aber wir wußten, daß er nur unter schwerster Folter und Todesqual diese Lüge ausgesprochen hatte. Wenn sogar er unter der Folter log, würden wir es erst recht tun. Und so flohen wir, zwei ältere Nonnen und ich. Wir nahmen in Firenze (Florenz) Schreibarbeiten an, wo immer wir sie fanden. Jemand muß uns verraten haben. Ich weiß nicht, was aus den anderen wurde. Mich haben sie auf den Campanile gebracht. Das war eine besondere Art der Folter: Ich stand unter den Glocken, und die Glocken begannen zu läuten, und der Lärm machte mich taub. Ich konnte nicht mehr schlafen und fand keine Ruhe ..." Ihre Gedanken schweiften ab. „Ich glaube, seine Ideen und Gedanken werden weiterleben. Es wird einer kommen, ich fühle es, der die Kirche wieder in Ordnung bringt. Er wird ein Mensch sein und andere mitreißen. Der Herr sagt, wenn man einen Teufel austreibt, kehren sieben zurück."

Der Traum, der sie so lange wieder heimgesucht hatte, war bei dieser Rückführung in die Vergangenheit völlig aufgeklärt worden. Sie war eine Nonne gewesen, eine Anhängerin Savonarolas, sie hatte ihn auf dem Scheiterhaufen gesehen und sich aus Angst,

unter der Folter nicht standhaft zu bleiben, aus dem Fenster gestürzt.

Sie hatte mehrere ältere Brüder und Schwestern, aber nur eine jüngere Schwester namens Roselia überlebte sie.

„Sie war das letzte Kind meiner Mutter — die anderen starben, bevor ich acht Jahre alt war."

„Was ist denn aus Ihrer Schwester geworden?"

„Das weiß ich nicht. Sie war erst fünf, als ich starb."

Und so waren wir wieder einmal am Ende einer Sitzung angelangt. Wieder hatten wir Verzweiflung und Leid erlebt, wieder einen Selbstmord — höchste Zeit für eine Pause! Der jahrelange Alptraum war bestätigt, aber für die Trugbilder in der Stadt Florenz fand ich keine Erklärung. Man hätte sie als Halluzinationen einfach abtun können, wenn nicht die alten Stiche der Stadt gezeigt hätten, daß Janet keine Phantasiegebilde, sondern tatsächlich die Vergangenheit gesehen hatte.

Ein wenig hustend setzte Janet sich auf, völlig unberührt und ahnungslos wie immer.

Sie legte die Hände auf die Ohren. „Ich habe schon wieder das komische Gefühl, aus zwei Personen zu bestehen", sagte sie.

Während sie nachdenklich an ihrer unvermeidlichen Zigarette zog, rekapitulierte ich, was die Hypnose bisher ergeben hatte. Bisher war sie in England, Italien, Spanien und auf dem Planeten Melina gewesen. Wir hatten sie noch nicht in die Zeit Christi versetzt, die sie in ihren Büchern so ausführlich beschrieb; auch Griechenland und das Rom der Antike fehlten noch, und der Lieblingsort aller romantisch veranlagten Seelenwanderer — Atlantis. Bisher war sie entweder Dienstmagd oder Klosterfrau gewesen, und es wäre doch enttäuschend, hätte sie in keinem früheren Leben Glanz und Reichtum gekannt.

Ohne daß sie es hörte, flüsterte ich dem Hypnotiseur zu, er möge sie in eine weit zurückliegende Zeit führen, wo derartige Erinnerungen wahrscheinlicher waren.

Während sie sich auf der Couch ausstreckte, nahmen wir voll Zuversicht die Reise in die Vergangenheit wieder auf.

Nach der üblichen Mitteilung, daß sie besser hören und auch besser sehen und sich überhaupt wohler fühlen würde, führte der Hypnotiseur sie Tausende von Jahren zurück.

„Aysha", sagte sie mit einschmeichelnder Stimme. „Ich werde einmal Kaiserin sein, falls meine Mutter jetzt keinen Sohn gebiert. Mein Vater ist tot, und meine Mutter erwartet ein Kind. In den Prophezeiungen steht, daß ich . . ." Sie begann heftig zu husten. „Der Staub ist so heiß."

Ich hatte keine Ahnung, wer oder was sie sein könnte; den Namen allerdings — er klang im Englischen genauso wie der Kontinent Asien — fand ich faszinierend.

„Wer gab Ihnen diesen Namen?" fragte der Hypnotiseur.

„Meine Eltern. In der Sprache, die früher gesprochen wurde, soll Aysha ‚Ruhm des Landes' geheißen haben."

„Woher stammt Ihre Familie?"

„Egypta. Wir wissen nicht mehr, was der Name Egypta bedeutet. Der große Sturm kam und die alte Welt fiel in Trümmer. Nur das Meer blieb übrig. Meine Ahnen kamen auf großen Schiffen, und sie waren zwei

Tage und zwei Nächte unterwegs. Unsere Schiffe waren so schnell wie der Blitz. Sie fuhren auch in der Luft, schneller als die Vögel."

Offensichtlich berichtete sie von einer vorgeschichtlichen Zeitepoche, und die Flugzeuge waren reine Phantasie, soweit wir das beurteilen konnten.

„Was trieb diese Schiffe an?"

„Der Stab des Propheten. Aber das ist nur eine Legende. Vor Äonen von Jahren warnten die Propheten meine Vorfahren und rieten ihnen, das Land nahe Egypta zu verlassen. Nur etwa tausend wurden gewarnt, weil die Welt so böse war."

War das die Sintflut der Bibel, als Noah zwei von jeder Art in seine Arche nahm und wartete, bis das Land wieder trocken war?

In der Annahme, es handle sich bei Egypta um Ägypten, fragte der Hypnotiseur: „Was bedeuten die Pyramiden? Warum wurden von Ihrem Volk Pyramiden erbaut?"

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Unsere Vorfahren brachten die Legende mit, daß man in Egypta Pyramiden baute. Aber Egypta ging gleichfalls zugrunde. Nur wenige retteten sich auf einen Felsen. Sie baten meine Vorfahren, sie mitzunehmen, aber meine Vorfahren sagten, nein, das könnten sie nicht."

Offensichtlich waren Ägypten und das Egypta ihrer Erinnerung zwei verschiedene Länder. Allerdings war es denkbar, daß eines dem anderen den Namen gegeben hatte, so wie die amerikanischen Ureinwohner von Columbus und seinen Mannen Indianer genannt worden waren.

„Wo lag Egypta?" fragte der Hypnotiseur.

Sie runzelte die Stirn. „Egypta war kein großes Land — eine große Insel, aber kein großes Land."

„Was geschah mit Egypta?"

„Es war eine Insel. Die Insel wurde zu einem Teil des Landes, das daneben emporstieg."

„Wurden die Städte zerstört? Existiert Egypta noch?"

„Angeblich ja. Unsere Schiffe fahren manchmal dorthin, obwohl es verboten ist. Wenn wir dort landen, müssen wir behaupten, wir hätten Geschenke von den äußeren Inseln mit, die die Griechen die Gesegneten Inseln nennen." Sie machte eine Pause. „Haben Sie je die Griechen gesehen? Ich habe sie noch nie gesehen. Ich glaube, sie existieren auch nur in der Legende."

Noch immer wußten wir nicht, wo und in welcher Epoche wir uns diesmal befanden.

„Haben Sie je von einem Land namens Atlantis gehört?"

Sie seufzte. „Das ist nur eine Legende."

„Welche Sprache sprechen Sie?"

„Wir sind Inkas und Mayas. Weit, weit im Norden gibt es große Städte, und die Leute dort sehen nicht aus wie die Inkas und Mayas. Unsere Schiffe waren schon dort, aber es ist verbotenes Gebiet. Die Einwohner sind sehr kriegerisch und wild. Sie tragen keine Federn und kein Gold wie wir. Sie sind sehr wild. Es ist ein großes Land, aber sehr kalt."

„Über wie viele Menschen herrscht ihr?" Dem Hypnotiseur war eingefallen, daß sie angekündigt hatte, sie werde einst Kaiserin sein.

„Jetzt, da ich Kaiserin bin" — sie schweifte ein wenig ab —, „jetzt kann ich mir doch wohl meinen Gat-

ten selber aussuchen. Cleato, Cleato ... Ich bin Kaiserin, ich kann selber wählen. Sie wollen, daß ich einen anderen heirate als Cleato."

So oder so war dieses arme Geschöpf doch wirklich immer frustriert, und ich selbst fühlte mich schon fast so frustriert wie sie. Der Hypnotiseur dagegen interessierte sich mehr für die Fakten.

„Welches Jahr haben Sie jetzt?"

„48.362."

Das war allerdings eine Überraschung.

„Jahre?"

„48.362 Jahre, seit wir in dieses Land kamen."

Die Stimme des Hypnotiseurs drückte leichten Zweifel aus. „Woher wissen Sie das?"

„Das ist Geschichte."

„Geschriebene Geschichte?"

„Wir haben keine geschriebene Sprache. Nur die Priester können schreiben, die anderen Leute nicht. Die Schrift gehört den Priestern und der königlichen Familie. Das Volk braucht die heiligen Zeichen nicht zu kennen."

Er zerbrach sich noch immer den Kopf über das Datum, das sie genannt hatte.

„Wie viele Tage hat ein Jahr? Was bedeutet das überhaupt: ein Jahr?"

„Es gibt vier Jahreszeiten, jede Jahreszeit dauert drei Monate, jeder Monat hat 31 Tage. Jedes Jahr hat 12 Monate — 482 Tage. Alle zehn Jahre wird der Kalender — der große Kalender im großen Tempel — ausgeglichen. Er beginnt dann mit 300 und geht bis 482."

Im Gesicht des Hypnotiseurs spiegelte sich seine Verblüffung.

„Wieviel ist 31 mal 12? Doch keinesfalls 482!"

„Jetzt haben wir 12 Monate zu 31 Tagen", erklärte sie. „Mit der Zeit ändert sich das, und dann beginnt man wieder bei 300."

Sie wunderte sich offenbar, wie man so dumm sein konnte, das nicht zu verstehen. Und plötzlich begann sie sich für den Mann zu interessieren, der ihr diese komischen Fragen stellte. Die Tatsache, daß sie den Hypnotiseur als Zeitgenossen anredete, bewies die Tiefe der Hypnose.

„Sind Sie Ausländer?" fragte sie scharf. „Woher kommen Sie?"

„Ich bin Grieche", sagte er — ihm fiel im Moment nichts Besseres ein.

„Das ist doch alles Legende", sagte sie mit wegwerfender Handbewegung. „Man nennt sie die hellen Götter. Angeblich haben sie gelbe Haare und ihre Augen sind blau wie der Himmel ... Meine Augen nicht. Meine sind schwarz."

Hier konnte man einhaken.

„Welche Farbe hat Ihre Haut?"

„Die Farbe der Inkas. Helles Gold. Aber nicht wie das Metall Gold, eher wie ..." Sie suchte einen passenden Vergleich. „Unsere Seeleute brachten ein Metall mit, das bei uns ganz unbekannt ist — eine ähnliche Farbe hat unsere Haut."

„Bronze?"

„Es sieht nur ähnlich aus wie Gold. Es ist kein Edelmetall."

Er wollte noch mehr über ihr Leben als Inka wissen, aber sie war seltsam schweigsam geworden.

Ich schlug vor, in eine andere Zeit überzuwechseln.

„Während ich mit Ihnen spreche", sagte der Hyp-

notiseur, und strich ihr über die Stirn, „wird Ihr Gehör besser. Sie versetzen sich in das Jahr 1200 nach Christus. Dschingis-Khan."

Und nun bewies uns unser Versuchsobjekt ein für allemal, daß es keiner Suggestion zugänglich war.

„Ich kannte keinen Dschingis-Khan", sagte sie ausdruckslos.

Da wir ihre Bücher gelesen hatten („Der Herr der Erde"), wußten wir es besser.

„Wie wurde er denn damals genannt?" fragten wir.

„Er hieß Temudschin. Dschingis-Khan kannte ich nicht."

„Denken Sie an jene Zeit", wiederholte der Hypnotiseur. „Asien, die Mongolei."

Sie war nun halb bei Bewußtsein, in jenem seltsamen Zustand der Hypnose, wo man sich seiner Umgebung bewußt ist und doch noch aus dem Unterbewußtsein schöpft.

„Ich schrieb ein Buch über diese Zeit", sagte sie und war wieder Taylor Caldwell. „Irgendwer hat mir davon erzählt, ich weiß nur nicht mehr, wer es war."

Fachgelehrte hatten ihrer Geschichte von Temudschin, dem späteren Großen Khan, höchstes Lob gespendet, dabei hatte sie für ihre faszinierenden Beschreibungen in „Der Herr der Erde" sehr wenig Quellenstudium betrieben. Seltsamerweise endete ihr Roman, bevor Temudschin noch Dschingis-Khan wurde — sie hatte also unterbewußt recht, wenn sie abstritt, Dschingis-Khan unter diesem Namen gekannt zu haben.

„Denken Sie nach", sagte der Hypnotiseur und vertiefte die Trance. „Kam Ihnen die Geschichte von Temudschin im Schlaf? Träumten Sie von ihm?"

„Nein, ich war wach. Mir fielen einfach Bilder und Namen ein, und ich schrieb sie nieder. Ich kannte Asien zu jener Zeit noch nicht, aber es war, als agierten meine Gestalten auf einer Bühne, ich hörte sie sprechen und kannte ihre Namen und sah, wo sie sich befanden. Dann beschrieb ich das alles mit meiner Schreibmaschine . . ." Sie machte eine Pause und schien nachzudenken. „Ein Mann kam oft herein und setzte sich zu mir und diktierte mir. Selbst wußte ich nicht, was ich als nächstes schreiben sollte. Er sagte es mir."

„Wie sah der Mann aus, und wie war er gekleidet?" wollte der Hypnotiseur wissen.

„Er trug ein schwarzes Gewand mit einem goldenen Kragen. Ich hielt ihn für einen Chinesen, aber sicher wußte ich es nicht. Er sagte mir nie seinen Namen oder sonst etwas über sich. Wahrscheinlich habe ich mir das Ganze nur eingebildet."

„Aber er hat Ihnen geholfen, dieses Buch zu schreiben?" sagte der Hypnotiseur. „Er gab Ihnen die nötigen Informationen?"

Anscheinend war hier wieder das „Wesen" im Spiel, und die Rückführung brachte uns in keine Zeitepoche, die uns Janets genaue Kenntnis von Temudschin und seinen Paladinen hätte erklären können.

„Lassen wir dieses Buch beiseite", schlug ich vor. Wir kannten ja das Ende ihres Inkalebens noch nicht.

„Entspannen Sie sich und gehen Sie zurück in Ihr Leben mit den bronzefarbenen Menschen."

Er gab keinen weiteren Hinweis auf Zeit oder Schauplatz. Sie aber erwähnte sofort ein Ereignis, das historisch belegt war.

Fragend erhob sie die Stimme. „Meinen Sie damals, als der Kaiser Montezuma getötet wurde?"

Soviel wir wußten, war Montezuma der Herrscher der Azteken in Mexiko gewesen, der den spanischen Eroberer Hernando Cortez und seine Soldaten für Abkömmlinge des legendären Weißen Gottes gehalten und deswegen willkommen geheißen hatte.

Historiker streiten noch darüber, ob die Spanier oder seine eigenen Stammesgenossen Montezuma umbrachten, für Taylor Caldwell aber bestand darüber kein Zweifel.

„Die Spanier töteten ihn. Sie verlangten unser ganzes Gold als Lösegeld, dann behielten sie das Gold und töteten Montezuma." Ihre Hand beschattete die Augen, als versuchte sie unter geschlossenen Lidern in die Ferne zu sehen. „Eine wunderschöne Stadt, ein See, Kanäle, Brücken. Wir hatten damals auch Pyramiden."

„Wie hieß die Stadt", fragte der Hypnotiseur.

„Tenochtitlan."

Das war die Stadt, in der Montezuma im Jahre 1519 Cortez und seine Freibeuter empfangen hatte.

„Das war aber nicht unsere Hauptstadt", sagte sie, und widersprach damit meinen vagen Erinnerungen an die Geschichte der Azteken.

Montezuma wurde 1520 getötet und der Widerstand der Azteken gebrochen.

„Niemand weiß, wo Montezuma begraben liegt, aber mit ihm begrub man auch den großen Schlüssel zu den Inkas." Anscheinend verwechselte sie nun die Volksstämme. „Jetzt graben die Männer und wissen nicht, was sie finden werden. Jedenfalls wird es ganz erstaunlich sein und der Schlüssel zu der Sprache, die alle Priester beherrschten."

Sie befand sich nun gänzlich im 16. Jh. und wirkte nicht wie eine unbeteiligte Zuschauerin.

„Sind Sie jetzt dort? Leben Sie zu dieser Zeit?"

„Ich lebe mit meinen Eltern in einer Lehmhütte, wir hängen Pfefferschoten und Zwiebeln an langen Schnüren zum Trocknen auf und verkaufen sie dann auf dem Markt."

Mich beschäftigte noch immer eine Unklarheit in ihrer Erzählung.

„Fragen Sie sie nach dem Unterschied zwischen Azteken und Inkas", bat ich den Hypnotiseur.

Sie aber stöhnte, und bald wußten wir auch, warum — wieder einmal hatte Unglück und Leid sie getroffen.

„Jemand hat mich auf den Kopf geschlagen, und ich sterbe. Es war ein Spanier. Das sind nicht die, die dem Weißen Gott, dem Herrn Hirten, nachfolgten, als er zu uns kam und unser Reich durchzog und das Reich des Mayas und den fernen Kontinent im Norden. Er sprach mit allen Leuten und sein Haar war wie Gold, und er trug einen Bart. Unsere Männer tragen keine Bärte, er aber hatte einen Bart wie die Spanier. Seine Augen waren wie der Himmel. Er sagte, er müsse zurückkehren in sein fernes, fernes Land und müsse zu seinem Volk sprechen, aber er übergab seinem Engel Moroni goldene Tafeln; er sollte sie in dem fernen Land im Norden vergraben, das man nach vielen Tagen erst fand. Er sprach zu uns in unserer Sprache, unserem Dialekt. Er ging durch unsere Städte und Dörfer, und alle verneigten sich vor ihm. Er kam von sehr weit."

Und seinem Andenken zu Ehren hatten die Azteken die Spanier als Freunde begrüßt.

Der Unterschied zwischen den beiden Volksstämmen war immer noch nicht geklärt, und nun kam auch noch

die Erwähnung Moronis hinzu, von dem ich bisher nur in Zusammenhang mit der Sekte der Mormonen gehört hatte. Es war sehr verwirrend.

„Welcher Unterschied besteht zwischen den Inkas und den Azteken?" fragte der Hypnotiseur auf meinen Wunsch.

Sie schien innerlich die Achseln zu zucken. „Worin besteht überhaupt der Unterschied zwischen Völkern und Nationen? Die Mayas waren dunkler, unsere Haut hatte eher die Farbe eines Metalls, das aussah wie Gold, aber kein Gold war."

„Aber Montezuma war doch Azteke?" sagte der Hypnotiseur.

„Er war unser Kaiser", sagte sie stolz. „Er war ein Inka."

Anstatt das Problem zu lösen, hatte sie es noch komplizierter gemacht.

„Wie heißen Sie?" fragte der Hypnotiseur.

„Janitos."

„Welche Sprache sprechen Sie?"

„Inka", sagte sie und schien tatsächlich auf ihrem Irrtum zu beharren.

„Wie kamen die Inkas von Peru nach Mexiko?"

Sie antwortete mit klarer, heller Stimme.

„Montezumas Großmutter war eine Inka, sie stammte aus fürstlichem Geschlecht. Wie es hieß, weiß ich nicht. Denn wer spricht schon vom Kaiser — er ist ein geheiligter Mann. Nur er spricht mit dem Schlangengott durch die Federn auf dem Schlangenkopf. Nur er spricht mit dem Gott. Wenn Sie es sehen wollen, müssen Sie nach Mexiko gehen. Es hieß immer, daß eine der Pyramiden keinen Eingang besitzt, aber nun ist man dabei, den Eingang doch zu finden. Wenn man

ihn gefunden hat, wird man das Geheimnis der Sprache kennen. Die Götter aber werden sich an jenen rächen, die das Grab öffneten."

Nach diesem Zwischenspiel kam der Hypnotiseur wieder auf die mysteriöse Zeiteinteilung zurück, die auf eine etwa 50.000jährige Kultur hinzudeuten schien.

„Wann kamen die Spanier nach Mexiko?" fragte er.

„Im Jahre 49.820."

Das war etwa 1400 Jahre nach ihrem Leben als Inkaprinzessin, das dann ungefähr um das Jahr 100 n. Chr. anzusetzen war.

„Wie berechnen Sie die Jahre? Wann begann die Zeitrechnung?" fragte der Hypnotiseur weiter. „Wann war das Jahr 1?"

„Als unsere Vorfahren jenseits des Meeres aufbrachen, weil das Land überschwemmt wurde. Wo wir jetzt leben, tauchte Land auf und unsere Schiffe konnten Anker werfen." Sie machte eine Pause. „So wird es uns von den Priestern erzählt."

Offensichtlich handelte es sich um die Legende von Atlantis, die man von Generation zu Generation weitergegeben hatte, und die vielleicht eine Erklärung dafür bot, warum so gleichartige Kulturen wie die der Mayas, Azteken und Inkas etwa um die gleiche Zeit entstanden waren.

Die nächste Frage ergab sich von selbst.

„Gehen Sie zurück nach Atlantis, dem später versunkenen Kontinent, versetzen Sie sich nach Egypta und in eine noch frühere Zeit."

Über Egypta hatte sie wieder einiges zu sagen.

„Egypta war nur eine Insel, nicht weit von dem großen Land, in dem wir leben — das einst Atlantis war."

War Egypta vielleicht eine zu Atlantis gehörige Insel, und hatten die Menschen auf der Flucht vor der großen Flut den Namen ihrer Insel ins Mittelmeer gebracht, genau wie die Engländer ihre Sprache nach Amerika brachten und ein italienischer Entdecker dem neuen Land seinen Namen gab?

„Erzählen Sie mir von Atlantis!"

„Es war ein großer Kontinent. Alle, die nicht auf diesem Kontinent lebten, waren Bauern und Sklaven."

Der Hypnotiseur erinnerte sich einer Sage, die mit dem versunkenen Kontinent verknüpft war.

„Haben Sie von den großen Kristallen gehört?" Sie waren angeblich die Träger der Kernenergie.

„Ich war nicht dort", murmelte sie. „Es ist nur eine Legende."

„Gehen Sie zurück und erzählen Sie mir alles, was Sie über Atlantis wissen. Erzählen Sie mir alle Legenden über Atlantis und Egypta."

„Ich habe nie dort gelebt, ich habe das Land nie gesehen. Angeblich war es ein großer Kontinent, größer als alle anderen."

„Was reden die Leute über Atlantis?"

„Es ist eine Legende", wiederholte sie mit trauriger Stimme. „Wir müssen hart arbeiten, wir tragen die Steine von den Feldern. Wir haben keine Zeit für Legenden."

Der Hypnotiseur lehnte sich vor und berührte ihre Augenlider. Sie zuckten ein wenig.

„Ich werde sie wecken", sagte er. „Die Trance ist nicht tief genug."

Mit der üblichen Aufforderung, sich wohler zu fühlen und sich an nichts zu erinnern, weckte er sie sanft auf.

Sie wirkte verschlafen und rieb sich die Augen, als wäre sie nicht ganz losgeworden, was ihr Unterbewußtsein bedrückte.

Nach einigen Zigaretten wurde sie allerdings wieder lebendig.

„Ich fürchte, ich bin die einzige, die von diesem Projekt etwas hat", sagte sie, zu mir gewendet. „Für Sie ist es sicher nicht sehr ergiebig."

Einiges hatte mich an ihren Aussagen gestört, besonders die Verwechslung von Inkas und Azteken, und ich konnte es kaum erwarten, ein Nachschlagwerk zu Rate zu ziehen.

Die Inkas, ein Volk der Anden, besaßen eine erstaunlich fortgeschrittene Zivilisation. „Als Ingenieure bewiesen die Inkas beachtliche Geschicklichkeit beim Bau von Terrassen, von Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen, sowie im Gebrauch von Düngemitteln", las ich da. „Die Architekten und Baumeister, die mit der Planung und dem Bau öffentlicher Gebäude und Anlagen in Städten wie Machu Picchu und der Festung Sacsahuaman beauftragt waren, fertigten mangels Papier und Schreibsystem Lehmmodelle an, und benützten für ihre Arbeit Schiebemaßstab und Senkblei sowie Werkzeuge aus Stein und Bronze. Ohne Wagen mit Rädern zu kennen, transportierten sie riesige polygone Steinblöcke für Festung, Palast, Tempel und Lagerhäuser mit Hilfe von Rampen und Rollen, und setzten sie mit erstaunlicher Genauigkeit an ihren Platz."

Es war wirklich merkwürdig, daß eine Kultur so viel technisches Können, aber keine Schrift besitzen sollte. War es denkbar, daß die Inkas einen Bereich der Kultur von einer hochentwickelten Zivilisation übernommen hatten — etwa von Atlantis —, während das

einfache Volk, wie Janet gesagt hatte, absichtlich auf dem Stand von Analphabeten gehalten wurde?

Ich stieß auf eine Zeile, die mir beim ersten flüchtigen Lesen entgangen war. „Der Name Inka bezieht sich hauptsächlich auf den Herrscher und wird nur selten auch für seine Untertanen gebraucht." Einer der Herrscher, der zur Zeit der Hochblüte der aztekischen Kultur lebte, hieß Topa Inka. Alle, die der herrschenden Klasse angehörten und einen bestimmten Dialekt sprachen, wurden zur „Klasse der Inkas" gerechnet. Von ihnen wurden viele zu Kolonialisten. Und so war es durchaus möglich, daß Montezuma großmütterlicherseits aus dieser Klasse der Inkas stammte. Offenbar war Inka eine Kastenbezeichnung, die soviel wie königlich oder aristokratisch bedeutete, und so gesehen konnte ein Azteke gleichzeitig auch ein Inka sein.

Etwas anderes war mir noch aufgefallen: Janet hatte behauptet, nicht Tenochtitlan, sondern eine andere Stadt sei die Hauptstadt des Reiches gewesen. Tatsächlich stieß ich beim Durchblättern meines braven Columbia-Lexikons auf eine Bemerkung, die ihre Aussage bestätigte.

„Sie (die Azteken) besaßen nirgends schönere Architektur als in Teotihuacan, hatten sich jedoch bei der Befestigung ihrer *auf einer Insel gelegenen Hauptstadt* auch als fähige Ingenieure erwiesen."

Historisch gesehen endete die traurige Geschichte der Azteken und der Inkas mit der Eroberung durch Cortez bzw. Francisco Pizarro, damit war aber — wenn man dem Unterbewußtsein Taylor Caldwells Glauben schenken konnte — der Einfluß dieser Zivilisation nicht zu Ende.

Sie hatte einmal eine rätselhafte Bemerkung über

den Weißen Gott gemacht, der vor langer Zeit seinem Engel Moroni Goldtafeln übergeben hatte mit dem Auftrag, sie in dem fernen Land im Norden zu vergraben. Bei einer anderen Sitzung kam Janet wieder auf diese Tafeln zu sprechen, und zwar im Zusammenhang mit der Sekte der Mormonen, die im 19. Jh. gegründet wurde. Die Sekte hatte mich immer schon fasziniert, weil sie im Norden des Staates New York, wo ich aufgewachsen war, ihren Ausgang genommen hatte.

„Männer des Nordlands", sagte sie, „einer hier weiß, wo die Goldtafeln gefunden wurden. Sie waren von dem Engel Moroni vergraben worden." Ihre Stimme wurde fast unhörbar, dann schien ihr einzufallen, wonach sie suchte. „Palmyra. Ein junger Mann. Ihm trug der Engel auf, die goldenen Tafeln zu übersetzen. Drei Männer waren Zeuge. Einer war ein Pastor . . . seinen Namen weiß ich nicht."

Mir fiel die Geschichte wieder ein. Im Jahre 1827 hatte Joseph Smith, damals noch ein junger Mann, die Sekte der Mormonen gegründet (Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage), nachdem ihm in einer Vision der Engel Moroni die goldenen Tafeln, die das Buch der Mormonen enthielten, geoffenbart hatte. Das war in Palmyra, New York, nicht weit von Rochester.

Janet verfolgte den Zug der Mormonen durch das wilde, feindselige Land.

„Man tötete den jungen Mann und seine Anhänger." Joseph Smith und sein Bruder wurden 1846 in Nauvoo, Illinois, getötet. „Sie zogen nach Westen. Die Indianer griffen sie an, aber der junge Mann war schon vorher getötet worden. Sie kamen zu einem Ort, der Meadow Valley Pass hieß, und wurden in Iowa nieder-

gemetzelt — nicht von den Indianern, sondern von ihren eigenen Landsleuten. Sie durchzogen eine Wüste und kamen an einen See, von dessen Wasser man nicht trinken kann — es ist zu salzig (der Salzsee). Dort errichteten sie ihr Heiligtum (Salt Lake City) und verwandelten die Wüste in eine blühende Landschaft."

In ihren Erzählungen wurde jedes Ereignis lebendig. Wie mich ihr Bild der Mormonen faszinierte, begeisterte mich an anderer Stelle ihre Beschreibung des jungen Dschingis-Khan. Alle Menschen schienen irgendwie verwandt, wenn sie Janets Unterbewußtsein passierten, und es schien dafür gar nicht wichtig, woher sie ihre Eindrücke nahm. So hatte sie offenbar zur Zeit des Großen Khan, der vom kleinen Stammesfürsten zum mächtigsten Eroberer in Terras Geschichte wurde, nicht gelebt. Nur das geheimnisvolle „Wesen" half ihr bei der Beschreibung seines kometenhaften Aufstiegs. Einen Stamm nach dem anderen unterwarf er sich in seinem unstillbaren Eroberungstrieb, und damals wie heute wunderte sich die Welt, daß es ihm gelang, seine Kriegshorde zusammenzuhalten. Was kein Historiker konnte, hatte Taylor Caldwell in „Der Herr der Erde" getan. Ohne Geschichtsforschung, nur im Verlaß auf ihre „Phantasie", hatte sie das Geheimnis seines Erfolges ergründet:

„Mit der Zeit würde Temudschin sich zu einem weisen, grausamen und großartigen Menschen entwikkeln, der mit der ursprünglichen Würde des Helden begabt war. Aber es waren durchaus nicht diese Merkmale, die ihm die Zuneigung seiner Freunde gewonnen hatten, es war vielmehr etwas im Blick seiner grauen, gebieterischen Adleraugen, etwas in seinem erhobenen Profil, das unheimliche Stärke und zeitlose Kraft ahnen ließ. Dieser Jüngling war von einer übernatürlichen Macht dazu ausersehen, als König unter den Menschen zu wandeln. Er war ein Werkzeug der Götter, das ihrem eigenen fürchterlichen, aber großartigen Zweck diente. Und das fühlten Temudschins Freunde im Unterbewußtsein.

Er vermochte Zuneigung in Männern wie Kasar zu entfachen, die kindlich und gedankenlos wie die breite Masse der Menschheit waren. Er konnte sie in Leuten vom Schlage Jamugas auslösen, die Philosophie, Weisheit und Überlegenheit liebten. Er gewann die Neigung von Männern wie Chepe Noyon, fröhlichen Abenteurern, mutig, lachend, bereitwillig und unwiderstehlich. Das Sonderbarste aber war, daß dieser Jüngling, der sich keiner ungetrübten Tugend rühmen durfte, die leidenschaftliche Unterordnung von Menschen wie Subodai bewirken konnte, die wortkarg, nachdenklich, mutig, rein, treu und hochfahrend waren. Wahrlich, dieser Jüngling trug den Keim eines Khans der gesamten Menschheit in sich, um dessen Fahne mit dem Yakschwanz sich die verschiedensten Geister scharen würden, einschließlich jener vom Schlage Belguteis, der sich einem Sieger anschloß, um an dessen Beute teilzuhaben."

Woher stammte diese wunderbare Beschreibung der Paladine, die ihren jungen Anführer zum höchsten Thron begleiteten? Stammte sie von dem „Wesen", dem Fürsten Darios, der auf geheimnisvolle Weise im Dunkel der Nacht neben ihr stand und berichtete, was je geschehen war und geschehen würde — in dieser Welt und in anderen Welten? Oder hatte sie das doch alles selber erlebt? Das war etwas, worüber man an einem dunklen, regnerischen Abend nachdenken konnte.

IX

Taylor Caldwells letztes Leben

Es war eine aufregende Sitzung gewesen.

Wenn man annahm, daß Einflüsse eines Lebens ins nächste Leben mitgenommen wurden, konnte man Janets Schwerhörigkeit, die sich in den letzten Jahren verschlechtert hatte, nur zu gut verstehen. Als Savonarolas Anhängerin und Opfer der Inquisition war ihr letztes, gräßliches Erlebnis die Folter unter den Glokken gewesen. Außerdem hatte Mrs. Glassen sie auf die Ohren geschlagen. Ein Wunder, daß sie nicht völlig taub war!

Janet hatte einmal einen Psalm zitiert und behauptet, im Grab gäbe es kein Erinnern. Damit war jedoch zweifellos der Körper gemeint und nicht die Seele, denn der Psalmist fügte hinzu: „Kehre Dich zu mir, Herr, und errette meine Seele, um Deiner Barmherzigkeit willen errette mich." Sicher besaß jede Zelle ihr eigenes „Gedächtnis" — wie sonst wäre es erklärbar, daß die verschiedenen Organe im Notfall instinktiv richtig reagieren?

Janets Schwerhörigkeit allein war natürlich kein schlüssiger Beweis für die Reinkarnation, ebenso wenig ihre Empfindlichkeit gegen Kälte, ihr schmerzendes Genick, oder vereinzelte Erinnerungen an historische Ereignisse. Alles zusammen jedoch schien mir bedeutsam, genau wie Janets Berichte über ihre früheren Leben, die wir mit ihr durchlitten hatten.

Die Erzählung über die Inkas und Azteken war zu vage, als daß man sie leicht hätte beweisen können. Immerhin widersprach sie in nichts der Kenntnis, die wir von diesen Kulturen haben. Am faszinierendsten fanden wir die Vorgeschichte zu Joseph Smiths Heimsuchung durch den Engel Moroni und die Offenbarung der goldenen Tafeln. Da ich es jedoch auf greifbare Beweise abgesehen hatte, half mir der Engel Moroni genauso wenig weiter wie Darios und Estanbul. Sie waren unterbewußte Phänomene, die sich jeglicher Bestätigung entzogen.

Die Offenbarung der goldenen Tafeln war in meinen Augen eine unbewiesene Vision des Gründers der Mormonen. Und man konnte nicht gut eine Vision zur Bestätigung einer anderen, früheren heranziehen.

Da sollte ich aber eine Überraschung erleben.

Da ich mich für die Mormonen sowieso interessierte, sprach ich über Joseph Smith und seine heiligen Tafeln mit einem befreundeten Mormonen, Andy Anderson, einem Realitätenhändler aus Malibu, der alles andere als ein Phantast war.

„Die goldenen Tafeln existierten wirklich", sagte Andy Anderson. „Das waren keineswegs bloß Phantasiegebilde."

Er holte das „Buch der Mormonen", die Bibel von Millionen Sektenmitgliedern, und schlug das Vorwort auf.

Ich las: „Der uralte Bericht, der so der Erde entrissen ward und als Stimme eines Volkes aus dem Staub zu uns sprach, und der übersetzt wurde in unsere Sprache durch die Kraft und Gnade Gottes, wurde

zum ersten Mal der Welt im Jahre 1830 als ‚Buch der Mormonen' zur Kenntnis gebracht."

Das war interessant, weil es die Behauptung unterstützte, daß die Tafeln sehr, sehr alt waren. Solche Goldtafeln mochten durchaus von den Azteken stammen, die ja wegen ihrer Goldschätze von den Spaniern überfallen worden waren.

Ich las weiter und erfuhr, daß die Goldtafeln von mehreren Zeugen geprüft worden waren, und zwar zuerst von Oliver Cowdery, David Whitmer und Martin Harris: „... daß wir, durch die Gnade Gottes des Vaters, und unseres Herrn Jesus Christus, die Tafeln gesehen haben, die diesen Bericht enthalten ... Wir bezeugen gleichfalls, daß wir die Zeichen gesehen haben, die auf den Tafeln eingraviert sind."

Ausführlicher und ebenfalls sehr überzeugend klang die Bestätigung acht weiterer Männer:

„Es sei hiemit allen Nationen, Stämmen, Zungen und Völkern, zu denen dieses Werk kommt, kundgetan: Daß Joseph Smith junior, der Übersetzer dieses Buches, uns die Tafeln zeigte, von denen die Rede war und die aussahen wie Gold; und ebenso viele Seiten wie besagter Joseph Smith übersetzte, hielten wir in Händen; und wir sahen die Gravierungen auf den Tafeln, und das Ganze sah aus wie seltsame, alte Handwerkskunst. Und wir halten hier mit nüchternen Worten fest, daß besagter Smith uns die Tafeln zeigte; wir haben sie gesehen und in Händen gehalten und wissen mit Sicherheit, daß besagter Smith die Tafeln besitzt, von denen wir sprechen. Wir setzen unsere Namen hierher und bezeugen somit vor der ganzen Welt, was wir gesehen haben. Und wir lügen nicht, so wahr uns Gott helfe."

Es folgten acht Namen: vier Whitmers, drei Smiths und ein Page.

Joseph Smiths Vision, die er in der Nacht auf den 21. September 1823 hatte, besaß auffallende Ähnlichkeit mit der Vision Taylor Caldwells, als ihr einmal Darios durch eine Wand aus Licht erschien.

„Während ich damit beschäftigt war, Gott anzurufen", berichtete Joseph Smith, „bemerkte ich in meinem Zimmer ein Licht, das immer stärker wurde, bis der ganze Raum heller erleuchtet war als zu Mittag. Eine Gestalt stand plötzlich neben meinem Bett; sie schwebte in der Luft, denn ihre Füße berührten den Boden nicht. Sie trug ein Gewand von strahlendstem Weiß — viel strahlender als alles, was ich bisher auf Erden gesehen hatte; ich glaube auch nicht, daß etwas Irdisches so hell leuchten und glänzen könnte ... Nicht nur das Gewand war so strahlend weiß, die ganze Gestalt strahlte, wie man es gar nicht beschreiben kann, und das Gesicht war wahrhaftig wie ein Blitz."

Es war dies der Engel Moroni, der Joseph Smith erschien. Eine Erscheinung, die nur ein einziger Mensch hat, besitzt keinerlei Beweiskraft, und doch lief mir ein leiser Schauder über den Rücken, während ich weiterlas. Hier erfuhr ich noch mehr über die Goldtafeln und ihre Herkunft, und was ich erfuhr, paßte ausgezeichnet zu allem, das Taylor Caldwell uns in Trance erzählt hatte:

„Der Engel sagte, daß beschriebene Goldtafeln in der Erde lägen mit einem Bericht über *die früheren Bewohner dieses Kontinents* und ihr Ursprungsland. Er sagte auch, die Tafeln enthielten die Fülle der Frohbotschaft, wie sie der Heiland diesen früheren Bewohnern geoffenbart hatte."

Irgendwie schien das Ganze plötzlich glaubwürdig. Der legendäre Weiße Gott, der vor langer Zeit den Azteken erschienen war und für den sie später Cortez hielten — hatte er die goldenen Tafeln gebracht und versprochen, eines Tages wiederzukommen?

Wie wenig wissen wir doch von den Menschen, die vor mehreren tausend Jahren lebten. Und selbst in der Geschichte Westeuropas, des Mittleren Ostens und des Orients streifen wir nur die Oberfläche. Wir sind vielfach auf Spekulation, auf Vermutungen angewiesen. Und viel Wahres wird sicher in den Bereich der Sage verwiesen, nur weil es nicht der Vorstellung entspricht, die wir uns von der Vergangenheit machen.

Bewußt konnte Janet weder über die Azteken noch über die Mormonen viel sagen. Sie hatte natürlich von Joseph Smith gehört und der Wanderung vom Staat New York ins gelobte Land Utah, aber das war so ziemlich alles, was sie wußte. Was die Azteken betraf, war sie nicht ganz sicher, ob Cortez oder Pizarro sie besiegte — es war ihr auch völlig gleichgültig.

Als wir wieder einmal zu einer Sitzung zusammengekommen waren, erwähnte ich ohne konkreten Hinweis, daß ihr vielleicht bei einer Rückführung etwas untergekommen sein könnte, das auf eine kontinuierliche Existenz des Menschen schließen ließ.

Wieder wehrte sie sich gegen die Annahme, daß unerklärbare Erinnerungen an die entfernte Vergangenheit auf ein Leben nach dem Tod hindeuteten.

„Das Unterbewußte besitzt vielleicht eine genetische Funktion", sagte sie, „aber das hat nichts mit dem Überleben des einzelnen Menschen zu tun. Die Information ist in unseren Genen enthalten, die wir physisch erben."

Ich vertrat wieder einmal die andere Seite.

„Und wie steht es mit den Energieformen, die unser Geist produziert, die angeblich unzerstörbar sind und daher auch den Körper überleben müßten?"

„Ich glaube das alles nicht", sagte sie wegwerfend. „Ich sehe nirgends einen Beweis dafür."

„Weitergegebene Energie könnte doch eigene Identität besitzen."

„Sie wird in den menschlichen Genen weitergegeben, die wir von unseren Eltern erben, und hat nicht das geringste mit Geist oder Seele zu tun."

Hier schaltete der Hypnotiseur sich ein. „Man lebt also nach dem Tod doch auf irgendeine Weise weiter?"

„Hoffentlich nicht! Ich hatte von diesem Leben nichts als Ärger und Enttäuschung."

„Wurden Sie dadurch nicht ein besserer Mensch?"

Sie knurrte: „Ich wurde dadurch verbittert, zynisch und menschenscheu."

„Aber im Grunde genommen haben Sie die Menschen doch gern."

„Nein. Ich mag die Menschen nicht, weil ich sie zu gut kenne. Ich liebe die Tiere, weil sie nicht bewußt grausam sind und einander nicht betrügen."

Wieder einmal war unser Gespräch an einem toten Punkt angelangt, und es wurde auch langsam Zeit, daß wir uns wieder auf unsere Reise in die Vergangenheit begaben, wo wir bereits eine Reihe interessanter Leute kennengelernt hatten.

Janet sprang sofort begeistert auf und ging zur Couch.

„Die Leute, die ihr Unterbewußtsein kennt, sind auch nicht alle Prachtexemplare", schmunzelte der Hypnotiseur.

Sie sah ihn groß an.

„Tatsächlich?" sagte sie. „Das ist aber interessant."

Während sie sich ausstreckte, strich er ihr sanft über die Stirn.

Eine auffallende Lücke hatte unser Rückführungsschema noch; an diesem Tag hofften wir, sie zu schließen.

Wie wir bereits wußten, war sie im Jahre 1898 gestorben und hatte damit ein Leben beendet, das zwischen ihrer Existenz als George Eliots Küchenmädchen und ihrer Geburt als Janet Caldwell anzusetzen war.

Janet lag in Trance, die Augen geschlossen, das Gesicht starr. Plötzlich kam Leben in sie, und sie stöhnte herzzerbrechend. Dann begann sie zu flüstern: „Ich sterbe. Ich habe die Schwindsucht. Das Zimmer ist kalt, nicht einmal Vorhänge an den Fenstern. Ich huste und ein Schwall Blut kommt aus meinem Mund. Das ist das Ende."

„Erklären Sie mir, wer Sie sind."

„Ich heiße Wilma Sims. Geboren wurde ich in Battersea, im Westen von London. Ich wuchs bei meiner Tante Hilda im Arbeitshaus auf." (Wieder einmal das Arbeitshaus.) „Und jetzt sterbe ich endlich, Gott sei Dank. Das ist das Ende."

Ihre Stimme klang seltsam unwirklich, als befände sie sich im Delirium, jenem unbestimmten Dämmerzustand, in dem Geist und Körper nicht zusammenzugehören scheinen.

„Ich bin auf eine kleine Weile heimgekehrt", sagte sie schwach, „und ich suche immer noch nach Estanbul. Das Haus sieht genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Das Licht ist zu grell." Ich sah, wie sie die Stirn runzelte. „Warum bist du böse? Du bist so oft fort!

Ich bin keine Närrin und ich verfolge auch keine Hirngespinste." Ihre Stimme wurde immer lauter. „Erdenmann, hörst du mich? Antworte mir ... Ich glaube nicht, daß er mich hört. Paß auf! Mir stellst du Fragen und nicht Filida. Frage mich, was du willst, und ich will antworten, soweit es erlaubt ist."

„Sagen Sie mir noch einmal, wer Sie sind und was Sie sehen", befahl unser Erdenmann.

„Ich muß durch Filidas arme, tote Ohren hören. Sprich also so zu mir, als sprächest du zu ihr."

Wenn ich mich recht erinnerte, war Filida das junge Mädchen aus Lemuria, das Darios zu sich genommen hatte.

„Erzählen Sie uns von Ihrem Leben", wiederholte der Hypnotiseur, der keine Ahnung hatte, wer sie war.

Sie hob die Hand und beschattete die geschlossenen Augen.

„Das Licht ist so grell ... Darios, so grell. Warum bist du so wütend? Noch nie sah ich dich so böse. Als ich deine Braut war auf dem Planeten Melina, einem tausendmal größeren Stern als diese kleine Welt, da hatten wir ein Haus mit vier Marmortreppen. Ich liebte dich wirklich. Und ich liebe dich immer noch. Aber du warst so oft fort." Sie hob fast unmerklich die Schultern. „Ich war erst sechzehn nach der Zeitrechnung dieser kleinen Welt, und ich fühlte mich einsam. Es war mir verboten, den Garten zu verlassen und mit anderen Leuten zusammenzutreffen."

In zweifacher Form trat uns hier die Vergangenheit entgegen. Die sterbende Wilma Sims, das unglückliche Wesen aus dem Arbeitshaus, war im scharfen Zwielicht des herannahenden Todes mit jenem lieblichen Mädchen verschmolzen, das Fürst Darios in einem Garten

in Lemuria entdeckt hatte. Die beiden waren eine Person. So wie aus Janet Caldwell Wilma Sims wurde, so wurde aus Wilma Sims Filida, das Mädchen auf Melina.

Ich lauschte fasziniert, wie sie mit vorwurfsvoller Stimme ihr Gespräch mit Darios weiterführte.

„Ich konnte nicht einmal mit den Bediensteten sprechen, weil sie anderer Herkunft waren. Einsam ging ich die Straße hinunter; dort steht ein kleines Haus. Der gelehrte Estanbul schrieb und arbeitete dort. Er war freundlich zu mir. Zwar blieb er immer kühl und distanziert, aber er duldete mich doch in seiner Nähe. Ich glaube, daß er sich nach langer Zeit in mich verliebte. Du aber liebtest mich nicht . . . Ach, welch engelhaften Charakter du doch hast, nicht wahr? Du warst fröhlich und ausgelassen, wenn du deine Brüder und ihre Frauen zu uns in den Palast ludest. Ja, ja, die Spaßmacher und Gaukler, die Tänzerinnen und die Musik und das Festessen und das Lachen. Mich aber hast du wie ein Kind behandelt, und nicht immer wie ein erwünschtes Kind. Und so verliebte ich mich in Estanbul. Aber wie die Milliarden deiner Untertanen auf der Welt (war Darios etwa identisch mit Luzifer, der den Planeten Melina bis zu seinem Untergang regierte?), wagte er es nicht, sich mir zu nähern oder mich nur ein wenig zu trösten, weil er deinen schrecklichen Zorn fürchtete. Dann verschwand er plötzlich, und ich mußte ihn suchen."

Mir fiel ein, daß sie ja wiedergekommen war, um als Janet Caldwell Estanbul in der Person ihres Mannes Marcus Reback zu suchen und zu finden.

Die Geschichte klang phantastisch, und doch kam sie konsequent in jedem ihrer Leben wieder vor, und immer nahm Estanbul den zweiten Platz hinter Darios ein.

Sie dachte über ihr Schicksal als Filida nach und sprach vorwurfsvoll weiter. „Wenn du mich nicht liebtest, warum holtest du mich dann von dieser Welt fort? Ich hätte hier leben und sterben können, und damit wäre alles zu Ende gewesen. Ich verspreche dir, daß ich diesmal nicht auf die häßliche kleine Erde zurückgehen werde. Ja, Geliebter, das verspreche ich dir. Ich will auf immer bei dir bleiben, bei dir und meinen Kindern, auf immer und ewig."

Darios antwortete offensichtlich durch ihren Mund: „Ich werde wiederkommen, aber ich möchte, daß du genau weißt, mit wem du es zu tun hast. Diese kleine verachtenswerte Welt. Weniger als ein Staubkorn. Zu denken, daß Er auf einem solchen Staubkorn geboren werden wollte . . . Vielleicht gerade, weil es ein so erbärmliches Staubkorn ist, wurde Er hier geboren."

Mit ähnlichen Worten hatte Taylor Caldwell einst in „Dialog mit dem Teufel" über die Geburt Christi gesprochen. Offenbar benutzte sie nun dieselbe unterbewußte Quelle wie damals.

Dem Hypnotiseur, der sich für reale Dinge und Leute interessierte, wurde das alles langsam zu viel.

„Kehren wir zu dem anderen Leben zurück", sagte er. „Später werden wir wieder einmal hierherkommen, jetzt aber begeben wir uns in das andere Leben, in die andere Zeit."

Die Stimme der armen Wilma Sims fuhr in ihrer Erzählung fort. „Ich wurde im Arbeitshaus in Battersea geboren. Meine Mutter war erst sechzehn. Vater hatte ich keinen. Ein Prediger der Heilsarmee taufte mich." (Diese christliche Mission für die Armen wurde

1861 in England gegründet und seit den siebziger Jahren Heilsarmee genannt.) „Ich heiße Wilma Sims. Man nennt mich Willy; warum, weiß ich nicht ... Es gibt so viele Kinder im Arbeitshaus, und alle sind todkrank. Sie haben Diphtherie und andere Krankheiten. Meine Tante Hilda war auch dort. Sie war älter, als meine Großmutter gewesen wäre, hätte ich eine Großmutter gehabt. Sie sorgte für mich. Es gibt so wenig zu essen im Arbeitshaus. Wir schliefen alle miteinander auf dem Fußboden auf einer Decke. Tante Hilda war krank und schon zu alt zum Arbeiten, aber sie arbeitete trotzdem in der Waschküche. Von ihr habe ich Schreiben gelernt. Und bei der Heilsarmee lernte ich Nähen, damit ich mich selbst erhalten und das Arbeitshaus verlassen konnte, sobald ich dreizehn war."

Sie klang nachdenklich. „Ich bin ein kleines Mädchen mit flachsblonden Haaren, und meine Nase rinnt ständig und ist immer rot. Ich muß auch immer husten. Im Arbeitshaus ist es sehr traurig. Niemand hilft uns außer der Heilsarmee. Ein sehr nettes Mädchen von der Heilsarmee kommt öfters und bringt uns Brot und Käse und einen besonderen Tee für die arme Tante Hilda. Tantchen liebte diesen Tee. Sie kochte ihn auf dem großen, schwarzen Herd in der Küche ... Das Mädchen von der Heilsarmee sagte, ich sei sehr geschickt beim Schreiben und beim Rechnen, und sie wollte, daß die Heilsarmee mich aus dem Arbeitshaus herausnahm und in eine Schule schickte. Ich ging dann wirklich zwei Jahre in die Schule. Ich war dreizehn Jahre alt. Aber die Heilsarmee hatte selbst nicht viel Geld. Ich ging sehr geschickt mit der Nadel um, ich lernte sogar, auf einer dieser neuen Nähmaschinen zu nähen. Diese Maschinen sind ein Wunder. Man bewegt

nur den Fuß auf einem Trittbrett auf und ab, und schon hebt und senkt sich die Nadel." (Isaac Singer hatte die Nähmaschine vor 1865 erfunden.) „Sie macht ganz schnelle Stiche, und man muß nicht zurückstechen, um die Naht zusammenzuhalten. Sie hält von selbst zusammen."

Sie war so tüchtig, daß sie mit dreizehn zu einer Schneiderin in die Lehre kam. Sie haßte ihre Lehrstelle. „Es war ärger als im Arbeitshaus. Wir waren vier Lehrlinge."

„In welchem Jahr war das?"

„1890 — ich glaube, es war 1890." Dann wäre ihr Geburtsjahr 1877 gewesen. „Wir hatten im Arbeitshaus keinen Kalender. Aber zu Weihnachten lud uns die Heilsarmee immer zum Essen ein. Außer mir wohnten noch drei junge Mädchen bei der Schneiderin. Wir schliefen in einer Kammer unter dem Dach. Nein, kein richtiges Zimmer, eine Holzkammer. Dort standen zwei Pritschen. Zumindest regnete es nicht herein." Janet fröstelte unter ihrer Decke. „Schrecklich kalt."

Sie führten ein recht trostloses Leben, Willy und ihre Freundinnen. „Als ich vierzehn war, zahlte Mrs. Cross jedem Mädchen 2 Shilling pro Woche, und ich kaufte mir das erste Paar Schuhe, das vor mir noch niemand getragen hatte, hübsche hochhackige Schuhe mit zweiundzwanzig Knöpfen. Ich mußte einen langen Schuhlöffel verwenden, wenn ich sie anziehen wollte. Im Arbeitshaus hatte uns nie jemand geschlagen, aber Mrs. Cross schlug uns. Dabei waren wir schon erwachsen, schon dreizehn und vierzehn Jahre alt — sie hätte uns nicht mehr schlagen sollen!" Bekümmert schüttelte sie den Kopf. „Arme Ellie, als Mrs. Cross sie mit der Kohlenschaufel schlug, nahm die Polizei sie fort. Mrs.

Cross hatte Salz (statt Zucker) in Ellies Tee getan. Das Essen, das sie uns gab, war recht schlecht. Als wir dann 4 Shilling in der Woche verdienten, zog sie uns zwei davon für die Verpflegung ab."

Mit fünfzehn verließ Willy Mrs. Cross und ihren salzigen Tee und nahm eine Stelle in einem Londoner Geschäft an.

„Ich verdiente 20 Shilling die Woche! Ich mietete mir ein Zimmer in einem Logierhaus. Ich war schrecklich dünn; nie bekam ich die Sanduhr-Figur, die damals das Ideal aller Mädchen war. Einmal fand ich ein kleines Kissen und band es mir um die Hüften — über mein Hinterteil, verstehen Sie —, damit der Rock besser fiel. Ich besaß einen Wintermantel und zwei Kostüme und zwei Handschuhe (nicht zwei Paar) und einen Hut. 20 Shilling Wochenlohn. 3 Shilling die Woche legte ich beiseite." Sie erzählte es mit stolzer Stimme.

Sie war sechzehn — ein kritisches Alter für Janet, wie es schien —, als sie zum ersten Mal in jenem Leben Estanbul sah. Er hieß damals natürlich nicht Estanbul; auch Marcus Reback hatte ja nicht so geheißen.

„An meinem sechzehnten Geburtstag zog Estanbul in unser Logierhaus. Er war Buchhalter in einer Bank. Ich sah ihn und erkannte ihn sofort; er jedoch wußte nicht, wer ich war. Ich hätte so gern gesagt: ‚Ah, da bist du ja wieder, und diesmal bleibst du da.' Ich wollte ihn fragen: ‚Du liebst mich doch, nicht wahr?' "

Ihre Stimme wurde wehmütig. „Er hat es mir nie gesagt."

Wieder beschattete sie die Augen mit der Hand, obwohl der Raum in dämmrigem Dunkel lag, und sagte traurig:

„Ich war sechzehn, er war achtundzwanzig. Er war der erste Jude, den ich je sah. Er hatte gewellte, schwarze Haare und wunderschöne dunkle Augen. Er hieß nicht Estanbul, er hieß Ephraim Jacobs. Er war sehr arm, aber immer sauber und ordentlich gekleidet. Nicht wie die anderen Männer. Und er verbeugte sich jedesmal, wenn ich die Treppe herunterkam. Er war nämlich Ausländer, kein Brite. Dann wurde er zum Oberbuchhalter der Bank befördert, er zog in eine bessere Pension, und ich sah ihn nie wieder. Ich arbeitete sehr fleißig, um mehr Geld zu verdienen und mir hübsche Kleider leisten zu können. Dann wollte ich schon einen Weg finden, ihn wiederzusehen. Aber ich wurde sehr krank und hustete und hustete. Schließlich wurde ich so schwach, daß ich mich kaum mehr rühren konnte, außerdem hatte ich ständig Fieber. Trotzdem arbeitete ich Tag für Tag, Montag, Dienstag, Mittwoch und so weiter bis Samstag 4 Uhr nachmittags . . ."

Ihre Stimme schien von weither zu kommen. „Das Essen im Logierhaus war viel besser als das Essen im Arbeitshaus. Aber plötzlich brachte ich nichts mehr hinunter. Da sagte die Hauswirtin, sie könnte keine kranken Leute im Haus brauchen, schon gar nicht Leute mit Schwindsucht."

Sie wohnte in Chelsea, nahe von Battersea, und sie blieb zu Hause und arbeitete privat, weil sie in ihrem Zustand keinen Posten mehr fand. „Es war sehr schwer für mich in London. Ich mußte mir Gelegenheitsarbeit suchen. Die Leute klebten einen Zettel an die Hauswand, wenn sie eine Näherin brauchten. Auf diese Weise nähte ich für einige Familien."

Aber sie wurde nie mehr gesund und konnte sich auch keine hübschen Kleider leisten; und sie sah Eph-

raim Jacobs nie mehr, obwohl sie diesmal ausnahmsweise das reife Alter von einundzwanzig Jahren erreichte. Im Jahre 1898 starb sie, einsam und verlassen, an Lungentuberkulose.

Wir hatten wieder ein scheinbar unbedeutendes Schicksal miterlebt, wenig Glück, wenig Erfolg; doch auch in diesem Leben gab es Höhepunkte, wie der Bericht über die 20 Shilling Wochenlohn bewies. Ich glaube auch, daß die neuen Kleider ihr wirklich Freude bereiteten und ihre Zuneigung zu dem Jüngling, in dem sie Estanbul sah. Ihre Beziehung konnte sich jedoch nicht weiterentwickeln, nicht einmal körperlich, und so mußte sie im Jahre 1900 wiedergeboren werden, um die Fäden eines ewigen Dreiecks wieder aufzunehmen, das nach Terras Zeitrechnung schon Äonen dauerte.

Seltsam schien mir, daß gerade Janet, die sich so oft über die wiedergeborenen Fürsten und Prinzessinnen und sonstigen Berühmtheiten lustig gemacht hatte, in England jedenfalls immer in einfachen, engen Verhältnissen gelebt hatte, von denen sie sich erst als die weltberühmte Schriftstellerin Taylor Caldwell freimachen konnte. Vielleicht war damit ihre Beziehung zu England beendet.

Als Janet erwachte — seltsamerweise mit einem leichten Hustenanfall, den sie sich nicht erklären konnte —, begannen wir ein Gespräch über die verschiedenen Länder, die sie in den vergangenen Jahren besucht hatte.

Der Ferne Osten interessierte sie nicht besonders, und Indien, das heilige Land der Reinkarnation, hatte sie nie gesehen. Wenn man bedachte, was sie alles erlebt hatte, konnte man verstehen, daß sie für kein Land der Erde besondere Vorliebe hegte.

„Einige Teile der Welt finde ich weniger gräßlich als andere. Es gibt keinen Ort auf der Welt, den ich wirklich liebe, und ich habe schon die ganze Welt gesehen. In Honolulu gefällt mir das Klima, und ich mag die Spanier, weil sie so stolz sind. Bei ihnen geht es immer um die Ehre, und sie lächeln selten. Südafrika habe ich auch ganz gern — das Klima und die Menschen —, aber kein Ort der Welt bereitet mir so richtig Vergnügen. Ich habe das alles schon hinter mir gelassen."

Da sie in Kürze eine dreimonatige Weltreise unternehmen wollte, nahm ich ihre Worte nicht ganz ernst. Ich hatte schon gehört, wie sie sich begeistert über Israel äußerte, wo der Meister, den sie so verehrte, auf den staubigen Straßen gewandelt war auf seinem Weg zum Kreuz. Die Thailänder hatten sie mit ihrem Charme gefesselt, und sie fühlte sich in Athen sehr wohl, im Schatten der Akropolis.

England allerdings gefiel ihr gar nicht, und jeder Aufenthalt dort wurde ihr zur Qual. Es wäre ja auch seltsam gewesen, hätte sie ein Land geliebt, mit dem sie — zumindest unterbewußt — so viele böse Erinnerungen verbanden. Vielleicht waren alle diese schlechten Erfahrungen notwendig gewesen, damit sie diesmal die Kraft fand, sich loszulösen von dem Land ihrer Geburt, und in Amerika eine neue Heimat zu finden, die Welt kennenzulernen und zur Bildung und Unterhaltung der Menschen etwas beizutragen.

Sie machte länger als sonst Zigarettenpause, und sie hustete auch mehr als üblich, dann aber war sie bereit für weitere Abenteuer.

Brav streckte sie sich wieder auf der Couch aus und zog die Decke bis zum Kinn. Bald war sie in tiefe

Trance gesunken und machte sich auf den Weg in die Vergangenheit . . .

Zur Abwechslung klang ihre Stimme sehr jung und glücklich, und sie erzählte von einem Spaziergang im hellen Sonnenschein.

„Ich ging ganz allein im Garten spazieren. Plötzlich legte sich Nebel über die Sonne, heller Nebel, und die Bäume wiegten sich und säuselten in der leichten Brise. Gott saß im Wald, und der Mond ging auf. Dachte er über alle Welten nach, die er erschaffen, alle die Dinge, die er getan hatte? Nein, er lauschte dem Gesang einer Drossel."

Wir befanden uns wieder in England, diesmal hoffentlich in einer glücklichen Existenz.

Sie hieß Lucy Moss, wohnte in Reddish, wo Taylor Caldwell einst zur Schule gegangen war, und war fünf Jahre alt.

„Eigentlich darf ich mit Fremden gar nicht sprechen", sagte sie würdevoll, und gab dann ein wenig an, wie das die Art von Kindern ist.

„Ich kann schon rechnen und ich kann auch schreiben. Ich schreibe Gedichte."

Nun waren wir doch noch auf eine Dichterin gestoßen!

Der Hypnotiseur fragte, bei wem sie wohne.

„Bei Großmama Moss, meiner Großmutter . . . Sie wird sehr böse sein, wenn sie sieht, daß ich mit einem Fremden spreche."

In welche Schule sie gehe, fragte der Hypnotiseur.

„Die Schule ist dort drüben hinter der Gemeindewiese; man geht ein Stück den Hügel hinauf, an der Farm vorbei. Dort ist die Schule. Fünf Lehrer unterrichten dort. Ich gehe erst in die erste Klasse."

Das Jahr konnte sie nicht nennen, aber Monat und Tag: 1. August. „Ein Ferientag. Und die Uhr kenne ich auch schon, auf die Minute."

„Wo sind Vater und Mutter?"

„Sie sind tot. Mama sah ich überhaupt nur ein einziges Mal. Und mein Papa starb bei einem Tramunfall — das Pferd, verstehen Sie. Ich war zwei, als meine Mama starb."

„Sie sind jetzt älter. Sie sind zehn Jahre alt."

„Nein, nein, so alt werde ich gar nicht."

„Was soll das heißen?"

„Hinunter zum Fluß . . . Ich ging hinunter zum Fluß, weil ich Darios dort immer traf. Die Kinder wollten es mir nie glauben. Ich fiel ins Wasser."

„Was für ein Wasser?"

„Man geht die Sandy Lane hinunter und an einer Anhöhe vorbei, und dort ist das Wasser. Manchmal fuhren dort kleine Boote. Ich fiel hinein und konnte nicht schwimmen."

Offenbar hatte der Hypnotiseur noch immer nicht begriffen.

„Wieso wurden Sie nicht älter als fünf Jahre?"

„Ich starb mit fünf. Ich fiel ins Wasser."

„Und wohin gingen Sie nach Ihrem Tod?"

Sie seufzte tief auf.

„Ich ging ins Haus des Fürsten Darios — auf eine Weile."

Nicht nur die Bösen — so schien es — fanden keine Ruhe, sondern alle Toten.

X

Exkurs in die griechische Medizin

Von allen Romanen Taylor Caldwells hatten mich jene am meisten beeindruckt, die von ihrer genauen Kenntnis medizinischer Probleme und ihrer Vertrautheit mit der Zeit und Lehre des frühen Christentums zeugten.

Es war kein Problem, sie in die Zeit des Neuen Testaments zu versetzen — das war ja eine geschichtlich genau festgelegte Zeit, die Zeit des Augustus, des Herodes, die Zeit Christi. Was hingegen die Medizin betraf, hatten wir keine klare Vorstellung, welche Epoche wir wählen sollten.

Nach unseren Erfahrungen mit der Schriftstellerin George Eliot mußten wir damit rechnen, daß Janet sich als einfache Pflegerin oder Krankenschwester entpuppte, obwohl es uns unwahrscheinlich vorkam, daß jemand ohne reiche medizinische Erfahrung so fachmännisch über Medizin sprechen konnte.

„Sie muß Ärztin gewesen sein", meinte der Hypnotiseur. „Woher sollte sie ihr Wissen sonst haben?"

„Vielleicht war sie sogar Professor der Medizin", lachte ich. „In beiden Ärzteromanen kommen Lehrmeister vor, Keptah und Dr. Ferrier; beide geben ihr Wissen an jüngere Mediziner weiter."

Bei jeder Sitzung hatten wir sie gefragt, ob sie nicht

vielleicht Ärztin war, und jedesmal hatte sie den Kopf geschüttelt.

Einmal hatte sie ganz erstaunt geantwortet: „Ärztin? Was soll ein kleines Mädchen schon von Medizin verstehen? Ich habe doch nicht studiert!"

Wir wußten jedoch: wenn sie eine medizinische Vergangenheit hatte, würden wir früher oder später darauf stoßen. Wir mußten sie nur konsequent immer wieder fragen, was sie über Medizin wußte.

Und dann, eines schönen Tages, schüttelte sie nicht den Kopf; sie nickte und begann von der antiken Kunst der Heilkunde zu sprechen — sie befand sich nämlich gerade in der Zeit der Antike.

Ich warf einen Blick auf unser Tonbandgerät, um mich zu überzeugen, daß ihre Worte bestimmt aufgezeichnet wurden. Dann lehnte ich mich zurück und hörte gebannt zu.

„Ich lebte im Haus der Aspasia", begann sie. „Hier lernte ich viele berühmte Männer kennen, Männer der Politik, der Künste und der Wissenschaft."

Ich zuckte ratlos die Achseln; ich hatte keine Ahnung, wer Aspasia war und welche Art von Haus sie führte. Ich wußte jedoch, daß Janets Aussagen diesmal ergiebig sein würden, da sie mit klarer, fester Stimme sprach. So sprach sie immer, wenn es sich um deutliche Erinnerungen handelte.

Sie hieß Helena, und bald wußten wir auch, welchen Beruf sie ausübte.

„Viele, reiche Männer", sagte sie mit leicht veränderter Stimme, „und wir lebten mit ihnen, zogen in ihre Häuser, und sie lehrten uns viele Dinge. Sie liebten uns mehr als ihre Ehefrauen, denn die hatten andere für sie ausgesucht. Es stimmt, daß die Frauen uns

Dirnen schimpften, aber wir waren keine Dirnen. Viele von uns wandten sich später den Künsten zu, der Dichtkunst, der Bildhauerei, oder auch der Mathematik."

Durch einen glücklichen Zufall hatte Helenas Leben sehr früh schon eine positive Veränderung erfahren.

„Ich war fünfzehn. Ein berühmter Arzt kam in Aspasias Haus." Das schnell zu Rate gezogene Lexikon bezeichnete Aspasia als Hetäre des 5. Jh. v. Chr., Geliebte des mächtigen Perikles, des Herrschers von Athen. Offenbar hatte ihr Haus einen guten Ruf.

Helena erklärte uns die Gründe für den Hausbesuch des Arztes, der sie später von Aspasia fortnahm.

„Ich war gestürzt und hatte mir den Arm gebrochen. Der Arzt war sehr geschickt und sehr attraktiv. Ich verliebte mich in ihn."

Der Name des Arztes war Horetius; er nahm Anteil am Schicksal seiner jungen Patientin und versuchte ihr zu helfen, und umgekehrt half auch sie ihm. Es schien eine ideale Verbindung.

„Ich zog in sein Haus, und er führte mich in die Heilkunde ein. Er erklärte mir die Körpersäfte. Schleim, Flüssigkeit, Feuer und Lymphe sind die vier Lebenselemente. Dann lehrte er mich die Kunst der Chirurgie. Er selbst hatte sie aus den Schriften und in der Schule des Hippokrates gelernt, der ein sehr berühmter Arzt war." Hippokrates war ein Zeitgenosse von Perikles und Aspasia.

Ich hatte nicht gewußt, daß es im Altertum weibliche Ärzte gab, aber schließlich hatte ich auch von Aspasia noch nie etwas gehört, und doch gab es sie.

Allerdings wurde uns bald klar, daß es damals für

eine Frau nicht leicht war, einen akademischen Beruf auszuüben; es gab da gewisse Beschränkungen, die man mit List und Tücke — und mit Hilfe guter Verbindungen — umgehen mußte.

„Ich besuchte dann auch die Schule, aber es war Frauen verboten, das Sanitarium zu betreten." Das war anscheinend die Krankenabteilung der Schule. „Horetius riet mir deshalb, mich als junger Mann zu verkleiden, und ich versteckte meine Haare unter der Ärztekappe."

Sie erklärte diese Kappe gleich näher.

„Die Ärztekappe, wissen Sie, mit den Tierkreiszeichen. Den vierzehn Sternbildern des Tierkreises."

Die Ärzte der Antike waren beinahe alle auch Astrologen, und ich glaube, es war Hippokrates selbst, der einmal sagte, niemand könne die Kunst der Medizin ausüben, ohne gleichzeitig auch ein wenig von Astrologie zu verstehen. Was den erstaunlichen Hinweis auf vierzehn Sternbilder betraf, so haben erst vor kurzer Zeit moderne Astrologen überlegt, ob man den traditionellen zwölf Zeichen nicht noch zwei hinzufügen sollte.

Die Kappe mit den Sternbildern war offenbar so etwas wie ein Rangabzeichen.

„Wenn man die schwarze Kappe besaß", erklärte uns Helena, „durfte man von Gesetz wegen Operationen durchführen. Man fing als Novize mit einer weißen Kappe an, dann kam Blau, Rot, Grün, Schwarz. Zuletzt hatte ich die schwarze Kappe. Ich interessierte mich besonders für Frauenleiden. Herakleus, ein Professor an dieser Schule, brachte mir das Hypnotisieren bei, damit die armen Frauen keinen Schmerz empfinden." (Genau das gleiche hatte Lukas getan.) „Einmal

half ich einem Kind auf diese Weise auf die Welt. Ich machte einen Schnitt, da das Kind auf normalem Weg nicht geboren werden konnte. Die Mutter überlebte die Operation, und das Kind auch. Es war der erste Eingriff dieser Art, wie mein Lehrer Herakleus sagte." (Sozusagen ein vor-caesarischer Kaiserschnitt.)

Während wir uns vorkamen, als hätten wir uns in einen Hörsaal der medizinischen Fakultät verirrt, beschrieb Janet die sensationelle Operation, die sie durchgeführt hatte.

„Man braucht Stifte, Stifte für die Blutgefäße. Man schneidet die Muskeln nicht durch, sondern trennt sie mit einem Gold- oder Silberfaden. Früher wußte man das nicht, man schnitt die Muskeln durch und es entstand eine starke Blutung. Dann übergibt man das Kind einer Pflegerin und näht die Gebärmutter mit einem besonderen Faden zu, den Meister Herakleus erfunden hat. Er löst sich später im Körper auf. Dann nimmt man die Fäden so" — während der ganzen fiktiven Operation hatten ihre Hände die entsprechenden Bewegungen ausgeführt — „und den Stift, und näht mit einem Gold- oder Silberfaden. Die Nadel hat einen sehr scharfen Faden."

Sie sprach von anderen bemerkenswerten Fällen, als hielte sie eine Vorlesung.

„Einmal sah ich zu, wie mein Lehrer einem jungen Mann einen Kopftumor entfernte. Der Jüngling war bereits erblindet und litt schreckliche Schmerzen. Er war der erste Mensch, den ich je hypnotisierte. Meister Herakleus verwendete die ägyptischen Trepanierinstrumente. Sie rasieren den Kopf, merken Sie sich das. Novizen versuchen nie, bis zum Gehirn vorzudringen. Zuerst rasieren Sie also den Kopf, dann reiben sie ihn

mit leichtem Eschenöl ein, aber sehr sorgfältig, damit nicht durch die Säfte der Luft Eiter entsteht. Dann heben Sie die Haut, man schneidet sie aber nicht ganz weg, sonst wächst sie später nicht mehr an. Man macht eine Art Halbinsel, diese hebt man hoch und schlägt sie um. Man muß nun sehr aufpassen, denn unter der Haut liegen empfindliche Blutgefäße, die man nicht verletzen darf, sonst verblutet der Patient."

Ich begriff endlich, daß Jahre vergangen waren, daß sie inzwischen nicht nur Arzt, sondern sogar Professor geworden war, und daß ihr Lehrmeister nicht mehr Horetius, sondern Herakleus hieß. Eine erstaunliche Laufbahn für eine Frau!

„Denken Sie daran", fuhr sie fort, „es wird lange dauern, bis Sie, die heute Novizen sind, eine solche Operation durchführen können. Zu allererst müssen Sie lernen, wo sich alle Blutgefäße befinden." Sie bewegte immer noch die Hände, als hätte sie den Patienten unter dem Messer.

„Schlagen Sie den Hautlappen über ein Stück Leinen, das in Balsamöl getaucht und ausgekocht wurde, damit die Säfte der Luft nicht . . ." Ihre Hände hielten plötzlich still. „Ah, ich spüre den Schmerz des Patienten . . . Achten Sie darauf, was ich jetzt mache", sagte sie. Und leiser, als spräche sie zu einem Assistenten: „Schlagen Sie die Haut über einen Leinenbausch zurück." Offenbar führte sie die Operation tatsächlich vor den Studenten durch! Sie sagte: „Sie sehen jetzt, daß die Schädelknochen . . . Die Schädeldecke ist nur ein Gehäuse, der Schädel besteht nicht durch und durch aus Knochensubstanz. Nun nehme ich das Skalpell und mache ein, zwei, drei Schnitte, oder was eben erforderlich ist."

Ihre Arme bewegten sich flink, als hielte sie ein Rapier.

„Man fühlt, wie der Tumor pulsiert. Das ist ein anderes Pulsieren als das gesunde Pulsieren des Gehirns. Ein Stück des Knochens und einen Fleischlappen muß man hängen lassen, sonst heilt das Loch nie mehr zu." Sie demonstrierte anscheinend die uralte Kunst der Trepanation. „Manche Chirurgen entfernten das ganze Stück und setzten an seiner Stelle eine Gold- oder Silberplatte ein — das hing bedauerlicherweise vom Reichtum des Opfers ab." Ihre Stimme nahm einen ironischen Klang an. „Ja, ich nenne solche Patienten Opfer. Wenn man vorsichtig nur ein Segment, eine Halbinsel abhebt, sieht man das große Geheimnis und Wunder des Lebens, das pulsierende menschliche Gehirn. Es ist grau mit einem rosa Schimmer, und es ist weich. Sie werden es gleich selbst sehen." Sie machte eine schnelle Bewegung mit den Händen. „Nun der erste Lappen — sehen Sie genau hin. Greifen Sie nie das Gehirn mit den Fingern an. Es ist sehr empfindlich. Wenn man es verletzt, zerstört man Impulse, die vom Hirn zum Körper führen, und der Patient wird gelähmt."

„Ich hebe nun den anderen Lappen — beachten Sie die Blutgefäße, die in dem Fleisch pulsieren." Ich sah geradezu die jugendlichen Gestalten ihrer Hörer, wie sie sich vorbeugten, um nur ja alles zu sehen und zu hören. „Man legt den Hautlappen über den anderen Bausch mit Balsamöl. Bitte, achten Sie immer darauf, daß das Öl nicht zu heiß ist, sonst gibt es eine Verbrennung. Sehen Sie her — hier sitzt die Krankheit, der Fluch, da ist der Tumor!" Sie klang sehr befriedigt. „Nun legen Sie den Finger ganz vorsichtig hierher. Sie

werden ein Klopfen spüren ... Wir heben den Dämon heraus. Sie werden sehen, daß der Tumor eine häßliche Färbung hat, er ist nicht zartrosa wie die normale Gehirnsubstanz. Er sieht aus wie eine große Spinne mit Greifarmen. Manche Ärzte nennen ihn Krebs. Jeder einzelne Greifarm muß entfernt werden, sonst fängt das Geschwür wieder zu wachsen an."

Eine Pause trat ein; Janet wurde unruhig und hob den Kopf in die Höhe, ihre Augen blieben aber geschlossen. „Die Platte, bitte." Das war der ruhige Befehl eines Meisters an seinen Schüler. „Berühren Sie das Geschwür nicht, sonst vernichtet die Spinne auch Sie. Meister Herakleus weiß das. Das Ding ist gefährlich. Man kann sich leicht daran infizieren. Sehen Sie mir genau zu — das Skalpell, bitte." Sie streckte die Hand aus, als reichte man ihr ein Messer. „Tauchen Sie es in diese heiße Flüssigkeit (eine sanitäre Maßnahme) — jetzt mache *ich* es, aber Sie sollten das auch schon können. Nun heben wir das Geschwür heraus. Sie sehen, daß es nicht in einer Hülle steckt. Wäre es umhüllt, wäre es gutartig. Es ist aber nicht gutartig. Der Mann ist verloren, aber er wird keine Schmerzen mehr haben. Sie sehen den weißen Faden in meiner Hand. Ich durchtrenne dies hier (vermutlich den Nerv), und er wird keinen Schmerz mehr empfinden. Vielleicht wird er noch vier oder fünf Jahre leben und dann daran sterben, daß das Blut in andere Gehirnpartien dringt, aber er wird keinen Schmerz spüren. Jedenfalls haben wir ihm vier oder fünf Jahre Leben geschenkt, und wenn die Götter ein Wunder wirken, kann er sogar davonkommen. Wenn das Geschwür aber in einer Hülle steckt, in einer Kapsel, kann man es als ganzes herausnehmen, und es entsteht keine Infektion. Sie

werden bemerken, daß eine Vertiefung entstanden ist, wo ich dieses bösartige Geschwür entfernte. Hier hat sich Blut angesammelt. Aufpassen! Aufpassen!" Sie sprach aufgeregt, als wäre einem der Studenten beinahe ein Fehler unterlaufen. „Wenn dieses Blut in den Kreislauf kommt, kann das zum Tod des Patienten führen. Nun sehen Sie die bösartigen Greifarme ganz genau. Beachten Sie die glühende Nadel. Sie muß ganz rot sein. Schnell, legen Sie mehr Holz aufs Feuer; ich brauche mindestens zehn." Wieder sprach sie mit aufgeregter Stimme. „Wir nehmen diese Nadel. Sie werden das Zischen hören. Aber verziehen Sie nicht entsetzt das Gesicht — das Gehirn ist nicht schmerzempfindlich. Es fühlt nur Druck, aber gerade der Druck kann unerträglich werden, wenn der Tumor wächst. Hören Sie, wie es zischt — das ist ein Teil der Gehirnflüssigkeit. Jede Faser dieser üblen Spinnenbeine muß herausgebrannt werden ... Ich darf nicht zu nahe ans Auge herangehen, es hat schon sehr unter dem Tumor gelitten." Schnell zog sie die Hände zurück. „Nun werde ich das warme Balsamöl aufsprühen, das nicht weniger als eine ganze Stunde nach der Wasseruhr gekocht hat — eine Stunde, nicht weniger. Ich darf nicht zu viel davon aufsprühen, das Gehirn verträgt fremde Substanzen sehr schlecht. Ich hoffe, daß jedes winzige Stückchen dieser bösen Greifarme vernichtet ist. Wir machen jetzt eine ganz lockere Naht und geben einen Schutz aus Silber über die Wunde. Die Knochen werden bloß wieder an ihre Stelle gelegt. Während wir die Haut darüberlegen und mit einigen Stichen befestigen, geben Sie in diese Schüssel, die Silberschüssel, frisches Leinenzeug und Balsamöl gemischt mit Heilkräutern, damit die ganze schädliche Flüssigkeit aus dem Gehirn

ablaufen kann. Und jeden Tag müssen Sie ganz vorsichtig die Ränder der Wunde mit dem feinsten Leinen waschen, damit sie rein bleiben. Wenn Sie bemerken, daß die Ränder rosa werden, ist es an der Zeit, den Patienten wieder zu hypnotisieren oder ihm eine große Dosis Opium in einem Glas Wasser zu verabreichen. Dann nähen Sie die Knochen wieder an und auch das Fleisch."

Sie machte eine Pause, als wollte sie die Reaktion ihrer Hörer abwarten. Offensichtlich befriedigt fuhr sie fort: „Und dann begeben Sie sich in den Tempel des Äskulap." (Das ist der griechische Gott der Heilkunde, ein Sohn des Apollon.) Wieder wartete sie. „Ich sehe, daß einige von Ihnen zynisch lächeln, aber das macht nichts. Sie gehen in den Tempel des Äskulap und bringen ihm ein Opfer dar und beten zu ihm. Das ist kein Aberglaube. Sie beten zum Sohn des Apollon und zu seiner Tochter Hygieia, der Göttin der Gesundheit, und bitten sie, Ihren Patienten zu heilen oder Ihnen Frieden zu schenken."

Sie war noch in vollem Schwung, und ich deutete dem Hypnotiseur, sie nicht zu unterbrechen. Es war eine faszinierende Sitzung, auch wenn ich alle paar Minuten nach dem Lexikon greifen mußte.

„Sie haben heute gesehen", sagte sie, „wie wichtig es ist, daß man Schritt für Schritt lernt. Morgen werden zwei von Ihnen zeichnen. Wenn die Haare abrasiert sind, nehmen Sie eine Schablone und markieren die Stellen, die anders pulsieren. Wir öffnen den Schädel nicht aufs geradewohl. Da muß methodisch vorgegangen werden.

Hier schlägt der Puls des Lebens. Sie werden bemerkt haben, daß während der Operation der Puls

hektisch wurde, angsterfüllt, vom Schmerz beschleunigt. Als ich dann das Geschwür abhob, war der Puls nur mehr hier wahrnehmbar." Sie legte die Finger an ihr Handgelenk. „Jetzt fühlt man den Puls wieder. Beobachten Sie die Wasseruhr während der zweiten Stunde nach der Operation. Beobachten Sie genau. Wenn der Puls auf neunzig (Schläge) in der Minute absinkt, geben wir dem Patienten Lethewasser (die Lethe ist der legendäre Fluß des Vergessens). Ersparen Sie sich Ihr zynisches Lächeln, bitte." Anscheinend unterrichtete sie eine sehr skeptische, um nicht zu sagen ungläubige Klasse. „Es stimmt, daß es nur Wasser ist. Wir nennen es Lethewasser — es enthält Feinopium, und der Pulsschlag wird wieder normal. Achten Sie auf die Wasseruhr. Wenn der Puls auf 62 ist, bringen wir den Patienten — es ist ein Mann — in sein Bett in den Krankensaal. Eine Frau hat normalerweise 72 bis 73 Puls. Wir wissen nicht, warum der Pulsschlag eines männlichen Wesens langsamer ist als der eines weiblichen. Ich habe mir jedoch meine eigene Meinung darüber gebildet." Ein Lächeln umspielte ihre Lippen. „Ich glaube, viele Männer sind lethargisch und nicht besonders intelligent. Deshalb brauchen wir ja auch mehr weibliche Chirurgen und Ärzte, speziell für Frauen und Kinder. Männer sind gröber ihrem ganzen Wesen nach." Nach diesem Seitenhieb sah sich Janet — ganz versunken in ihre Rolle als Helena — mit geschlossenen Augen in meinem Arbeitszimmer um. „Ja, ich sehe, daß Sie lächeln, meine Herren."

Einen Augenblick hatte sie sich gehenlassen, aber gleich darauf war sie wieder streng sachlich.

„Bringen Sie den Patienten jetzt in den Krankensaal." Sie zeigte mit der Hand. „Sie mit der grünen

Kappe und Sie mit der roten — Sie bleiben bei ihm. Lassen Sie ihn keinen Augenblick allein, nicht einmal, um die Latrine aufzusuchen. Einer muß immer bei ihm sein. Und wechseln Sie immer wieder die Leinenbinde. Eine gelbe Flüssigkeit wird abrinnen, Sie werden das beobachten. Das Leinen muß so gefaltet werden." Sie machte die entsprechenden flinken Bewegungen. „Wenn man es in Form des Äskulapringes faltet, soll das die Heilung begünstigen. Sie sehen, daß ich es in Form des Äskulapringes falte."

Ihre rasche Pantomime ließ mich keine bestimmte Form erkennen.

Ein Student hatte offenbar aufgezeigt.

„Ja?" fragte sie.

Die Frage konnte sie nur vor langer, langer Zeit gehört haben. Sie nickte. „Das liegt in den Händen der Götter. Er ist jung. Er wird vielleicht noch zwei, drei, fünf Jahre leben. Wenn ein Wunder geschieht, wird er vielleicht sogar wieder gesund."

Die einseitige Konversation ging weiter. „Das ist eine sehr kluge Frage ... Diese Seite des Gehirns ist für diese Seite des Körpers zuständig." Ihre Hände kreuzten von einer Seite ihres Körpers zur anderen. „Die linke Seite des Gehirns beeinflußt die rechte Seite des Körpers. Er könnte Sprachstörungen bekommen und Lähmungserscheinungen an Arm und Bein. Aber ich glaube, es wurde so wenig zerstört wie irgend möglich. Wie Sie sich erinnern werden, war es ja schon durch die Krankheit zu einer leichten Sprachstörung gekommen. Die Krankheit (Krebs) frißt sich immer weiter und ersetzt gleichzeitig das Gewebe, das es frißt. Das Gehirn ist eines der vielen Organe, die sich nicht regenerieren. Sie haben schon gelernt: wenn ein Mann

sich Rippen bricht oder Rippen verliert, wachsen ihm neue nach. Man kann Finger- und Zehennägel entfernen und sie kommen wieder. Im allgemeinen aber besitzt der Körper nicht die Fähigkeit, sich zu regenerieren. Die beiden Ausnahmen sind: die Leber und die Rippen. Diese grundlegenden Dinge wissen Sie ja schon lange. Sie haben schon beobachtet, wie Rippen nachgewachsen sind. Wir haben die schlüpfrige Blase von der Leber entfernt, die Blase mit den Steinen, die durch übermäßiges Essen und Trinken oder durch einen geheimnisvollen chemischen Vorgang im Körper entstehen."

Sie sah sich wieder um; wahrscheinlich überzeugte sie sich von der Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer. „Sie haben schon zugesehen, wie ich das hier entfernte" — sie legte die Hand auf den Bauch —, „und wir haben große Stücke einer erkrankten Leber entfernt, und die Leber wuchs nach, ihre Substanz vermehrte sich — und dasselbe sahen Sie bei der Rippe. Bei jungen Leuten erneuern sich natürlich auch die Haare, die Haut. Wie Sie sich erinnern werden, ist die Haut das flächengrößte Organ des Körpers. Nicht jeder Student weiß, daß die Haut das größte Organ des menschlichen Körpers ist und deshalb gesund erhalten werden muß.

Das wissen Sie ja auch schon: Wenn mehr als die Hälfte des Körpers schwere Verbrennungen erlitten hat, bleiben Narben zurück, selbst wenn die Wunden gut verheilen. Die Haut wird zum Krankheitserreger, weil sie sich nicht erneuern konnte. Sie ist narbig. Ja, wenn die Unterhaut zerstört ist, bildet sich eine Narbe. Es gibt zwei Hautschichten — die Dermis und die Epidermis." In Wirklichkeit gibt es mehr als zwei Schichten.

Sie deutete mit der Hand. „Meine Herren, es wird Zeit, daß ich mich meinen Gebeten und meinem Lehrmeister widme."

Ihr Tonfall veränderte sich. „Ich begrüße dich, Herakleus. Ich weiß wirklich nicht, warum ich mit jedem Patienten mitleide." Im Laufe der Jahre hatte Herakleus als ihr Lehrer und Gönner Horetius offenbar abgelöst.

„Ich hoffe so sehr, daß sie nicht vergessen, die Leinenbinden zu wechseln", sagte sie leise, als spräche sie mit sich selbst. Sie drehte sich auf der Couch zur Seite, als hätte jemand den Raum betreten. „Ja, mein Kind", sagte sie. „Eine Stunde nach der Wasseruhr muß ich mich ausruhen. Dann kannst du etwas Suppe und Käse, Obst und Wein hereinbringen. Aber ich bitte dich, nicht den starken Wein!" Sie verzog das Gesicht. „Es darf kein starker Wein sein, denn ich habe heute noch eine Entbindung vor mir."

Janet hatte mehrere Minuten lang fast ununterbrochen geredet; nun wurde sie unruhig und sprach nicht mehr deutlich. Der Hypnotiseur strich ihr über die Stirn und fragte freundlich:

„Wie heißt die Schule, an der Sie arbeiten?"

Sofort antwortete sie mit klarer, munterer Stimme.

„Es ist immer die gleiche Schule, die Schule des Hippokrates. Wenn man seinen Lehren folgt, ist es die Schule des Hippokrates. Wenn nicht, wenn man den ägyptischen Lehren folgt, nennt man das die ägyptische Methode. Wenn ein Arzt eitel und hochmütig ist, hängt er Plakate an die Mauern der Stadt, die besagen, daß Soundso ein Arzt der ägyptischen Methode ist. Solche Plakate kosten ihn zehn Drachmen im Tag (alte griechische Silbermünze), weil die bösen Jungen sie immer

wieder herunterreißen, verstehen Sie. Manchmal schreiben die bösen Jungen auch unflätige Worte oder zeichnen obszöne Sachen auf das Bild des Arztes der ägyptischen Schule. Wir von der Hippokratischen Schule dürfen keine Plakate aufhängen."

Sie hatte für die Ägypter nicht viel übrig.

„Die Ägypter behaupten, daß sie besser trepanieren können als wir. Das stimmt aber nicht. Sie machen etwas ganz Dummes: Sie bohren Löcher in den Schädel, damit die bösen Geister und Dämonen herauskommen können. Der Patient wird nach dieser Operation entweder so stumpfsinnig wie ein Tier, oder er erinnert sich der entsetzlichen Schmerzen und geht nie wieder zu einem Arzt. Wissen Sie", flüsterte sie ganz vertraulich, „es gibt in der Schule des Hippokrates einige, die glauben, daß die Seele im Herzen ist; sie ist aber hier." Sie griff sich mit einer Hand an den Kopf. „Wenn der Kopf wirklich nur zum Sehen und Hören da wäre, warum würde dann im Falle einer Krankheit im Gehirn eine Seite des Körpers in Mitleidenschaft gezogen? Es besteht eine Verbindung zwischen dem Gehirn und dem ganzen Körper. Hier im Kopf ist auch der Sitz der Götter und der Dämonen. Gute Geister leben hier und böse. Mein Lehrer Horetius meinte, daß viele Krankheiten des Körpers hier ihren Anfang nehmen. Die Ägypter sagen: nein, die Krankheiten kommen von außen. Ich will die ägyptischen Ärzte nicht schlechtmachen. In vieler Beziehung können sie mehr als wir Griechen. Aber sie glauben nicht, daß das Hirn der Sitz von Gut und Böse ist, und daß durch die bösen Gedanken des Menschen Krankheiten entstehen können. Wir haben aber ausreichende Beweise dafür, daß die ‚Süße Krankheit'

(Zuckerkrankheit) in der Gier und Unersättlichkeit des Menschen ihre Ursache hat. Der Geist wird unrein, er will nur mehr Schätze und Reichtümer zusammenraffen und beneidet alle anderen um ihren Besitz. Ein lüsterner Geist, lüstern auch nach allen physischen Genüssen. Ein solcher Geist ruft die ‚Süße Krankheit' hervor, oder aber — auch das beobachtet man oft — seine Kinder bekommen diese Krankheit. Unsere weisen Männer waren der Ansicht, daß der Mensch, der das Böse hier in seiner Seele bekämpft" — sie deutete wieder auf den Kopf —, „daß dieser Mensch nicht unter körperlichen Krankheiten leiden wird; er wird alt werden und friedlich sterben."

Ihr Ton änderte sich. Sie schien nun mit einem Gleichgestellten zu sprechen.

„Es gibt viele Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Krankheit, die wir Krebs nennen. Manche meinen, sie wird durch den Atem, durch die Nase oder den Mund übertragen, wie jede andere Seuche auch. Ja, ich weiß, das ist umstritten. Wie sonst aber könnte ein Mensch, der die Krankheit hat, andere anstecken? Wir haben bei verschiedenen Seuchen bewiesen, daß die Seuche sich nicht weiter ausbreitet, wenn wir die Kranken, die die Seuche haben, isolieren und niemanden in ihre Nähe lassen. So können wir die Ausbreitung der Seuche verhindern. Darum haben wir ja auch Inseln, wohin wir die von der Seuche Befallenen schicken. Wir haben Beweise. Die Ägypter glauben das nicht. Dabei impfen die Ägypter gegen Pocken. (Und ich hatte immer gedacht, Jenner hätte die Pockenimpfung erfunden!) Sie wissen, daß ein Mensch, dem Flüssigkeit aus der Pocke einer Kuh (genau wie Jenner) in den Arm injiziert wird, zwar vielleicht den Arm verliert, aber

nicht die Pocken bekommt. Warum ziehen sie aus diesem Wissen nicht den logischen Schluß? Wir haben bewiesen, daß Krebs ansteckend ist. Wenn es Lungenkrebs ist, muß man eine Gesichtsmaske tragen und darf keinesfalls den Auswurf des Kranken berühren. Wir haben festgestellt, daß die Töchter einer Mutter, die Brustkrebs hat, aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls Brustkrebs bekommen. Das kann Vererbung sein, es kann aber auch sein, daß die Krankheit durch die Milch der Mutter übertragen wird. Wir haben auch gesehen, daß der Krebs sich ausbreiten kann, viel weiter als die meisten Ärzte ahnen." Sie sah auf, unterbrach ihren Vortrag und nickte.

„Hier ist Meister Herakleus. Er wird zu Ihnen sprechen."

Sie schwieg eine Weile; vielleicht beobachtete sie ihren Lehrer und die Klasse. Wir warteten indessen geduldig und überlegten, ob wir wieder Zeugen einer Vorlesung werden sollten, die vor mehr als zweitausend Jahren gehalten wurde.

Der Hypnotiseur durchbrach schließlich das Schweigen. „Sie müssen zu einer Entbindung, Sie müssen zurück in die Schule und ein Kind zur Welt bringen."

Sie runzelte die Stirn wie immer, wenn sie angestrengt nachdachte.

„Ach ja, das Kind", sagte sie dann, als sei es ihr plötzlich wieder eingefallen. „Es gab keine Anzeichen, daß das Kind noch lebte. Ich besuchte vorhin noch einmal die Mutter. Sie hatte starke Schmerzen — ich vermute, daß das Kind bereits von der Nabelschnur erdrosselt war. Ich muß daher die Geburtszange nehmen und dem Kind den Kopf zerquetschen." Sie seufzte. „Aber das Kind ist sowieso tot."

Ihre Gedanken kehrten zu ihrer Klasse zurück und zu ihrer Einschätzung der Studenten, wie sie sie mit ihrem Freund und Lehrer Herakleus an einem schönen Sommerabend besprach.

„Ich glaube, daß unter diesen zwanzig Studenten bestenfalls vier sind, die man zu wahrer Menschlichkeit erziehen kann. Sie sind wie Zimmerleute oder Maurer oder Rohrverleger. Sie müssen erst lernen, nicht nur Menschen, sondern wahrhaft menschlich zu sein, und am eigenen Körper nachzuempfinden, was der Patient fühlt. Ich würde — wie du es mich lehrtest — niemals einem Mann erlauben, einen Stein zu entfernen oder einen Eingriff vorzunehmen, wenn ihm nicht selber schon das Röhrchen, das silberne Röhrchen, in den Penis und die Blase eingeführt wurde. Dann erst weiß er, wie weh das tut. Ich selbst habe das dickste Silberröhrchen bei einem vorlauten jungen Mann verwendet, der einen Blasenstein zertrümmern wollte, ohne dem Patienten Opium oder ein anderes Mittel zu geben. Er meinte, es dauere ja nicht lange, einen Stein zu zertrümmern — das bißchen Schmerz würde der Patient wohl aushalten. Dem habe ich aber gezeigt, wie das ist! Ich führte meinen dicksten Katheter ein, und kaum hatte ich damit begonnen, schrie er schon wie am Spieß und flehte alle Götter an, ihn von dieser Furie — von mir — zu befreien. Nie mehr hat er einen Stein entfernt oder einen Katheter in die Blase eingeführt, ohne ein anästhesierendes Öl oder Drogen zu verwenden."

Da der Hypnotiseur sich natürlich für die Anwendung der Hypnose in der Antike interessierte und Janet diese Methode schon mehrmals erwähnt hatte, benützte er die Gelegenheit und fragte:

„Und ohne Anwendung der Hypnose?"

Seine Frage brach den Bann. Sie wurde unruhig und seufzte: „Ich bin so schrecklich müde."

Und das war ja auch kein Wunder nach all diesen Operationen!

„Sie dürfen jetzt aufwachen, und wir machen später weiter", sagte der Hypnotiseur. „Wachen Sie auf."

Sie schlug die Augen auf und schüttelte heftig den Kopf, als wäre er ein wenig benommen. Wie gewöhnlich hatte sie keine Ahnung, was sie in Trance gesagt hatte.

Da ihr Unterbewußtsein offensichtlich die Quelle ihrer meisten Romane war, interessierte es mich, ob diese Fülle an unterbewußter, medizinischer Information nicht auch in ihrem Bewußtsein schon Spuren hinterlassen hatte.

„Haben Sie vielleicht die Absicht, einen Roman über Hippokrates zu schreiben?" fragte ich.

Sie saß nun auf der Couch, ließ die Beine baumeln und rauchte eine Zigarette.

Sie wunderte sich überhaupt nicht über meine Frage.

„Ich weiß nicht recht. In meinem Kopf tut sich etwas in dieser Richtung. Als ich meinen Lukasroman begann, wußte ich über die Medizin der Antike nichts, absolut nichts. Gelehrte haben die Dinge dann nachgeprüft, und einige haben mir sogar Briefe darüber geschrieben."

Sie wußte auf Grund ihrer Nachforschungen, daß es in der Antike Spitäler und medizinische Schulen gab, hatte sich aber nie mit den Details befaßt. „Ich weiß wohl, daß die alten Griechen und Römer Spitäler und medizinische Schulen hatten. Ebenso die Ägypter, aber die Ägypter waren immer primär Priester. Um Arzt

zu werden, mußte man in Ägypten zuerst Priester sein. In Griechenland und Rom war das nicht der Fall. Die Ägypter waren eher Magier als Ärzte. (Helena war anderer Ansicht gewesen.) Ich muß wieder einmal meine Bücher lesen, um mich an alles zu erinnern. Die Ägypter haben übrigens die Gehirnoperationen erfunden. Ich glaube, außerhalb Ägyptens hat keine medizinische Schule Gehirnoperationen durchgeführt. (Wir hatten eben etwas anderes gehört.) Angeblich haben es auch die Hindus gemacht, genau weiß ich es aber nicht."

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und fragte:

„Wie ist das mit den Griechen? Die haben doch auch am Gehirn operiert, oder nicht?"

„Ich glaube, die einzige Kopfoperation, die sie durchführten, war die Öffnung des Schädels zur Verminderung des Druckes, den ein wachsender Gehirntumor ausübte. Ich glaube nicht, daß sie etwas entfernten; sie verminderten nur den Druck."

„Woher wissen Sie etwas über die ägyptische Methode?"

„Ich glaube, Hippokrates erwähnte die ägyptische Methode. Ich habe da vor vielen Jahren etwas gelesen."

„Was haben Sie über Hippokrates gelesen?"

„Ach, ich sage Ihnen ja, das war vor vielen, vielen Jahren, im College, in ‚Allgemeine griechische Philosophie'. Er wurde da als einer der Wissenschaftler erwähnt. Man weiß ja nicht viel über ihn. Manche Gelehrte meinen sogar, er sei vielleicht nur eine mythische Gestalt gewesen."

Da wir über Medizin sprachen, kam die Rede bald auf die letzte, langwierige Krankheit ihres Gatten, und Janet gestand uns, daß sie ihn schon während seiner

Krankheit in einer Vision als gesunden, vitalen Mann vor sich gesehen hatte. In dieser Vision war er achtunddreißig Jahre alt gewesen und hatte genauso ausgesehen wie zur Zeit, als sie einander kennenlernten.

Als sie uns von dieser Erscheinung erzählte, die sie ja vorher immer geleugnet hatte, erinnerte ich sie an George Daisleys Worte in Santa Barbara.

„Daisley sagte ja, daß Marcus Ihnen damals erschienen ist, und daß seine Seele den Körper schon verlassen hatte, ehe er tatsächlich starb."

Bereitwillig gab sie es nun zu. „Es war etwa zwei Wochen vor seinem Tod. Aber eigentlich war er ja schon tot. Er hatte einen Schrittmacher in der Brust, Schläuche in der Nase, und seinen Rachen hatte man auch geöffnet. So hielt man ihn krampfhaft noch eine Woche am Leben. Sogar einen Dauerkatheter hatte er zur Entleerung der Blase. Mein Arzt sagte mir, er sei klinisch bereits tot."

Wie hatte sich die Vision abgespielt?

„Ich saß an seinem Bett und schien aus einem Traum aufzuwachen, als ich ihn plötzlich sah. Er sah genauso aus wie mit achtunddreißig, ein äußerst vitaler Mann. Glänzende dunkle Augen, schwarze Haare, gedrungen und kräftig wie viele Stier-Geborene. Ich war von Kummer und Sorge erfüllt, er aber sprühte vor Vitalität. Es kam mir so vor, als hätten wir schon längere Zeit miteinander gesprochen, und ich hätte mich jetzt erst in den Traum eingeschaltet. Ich fragte ihn: ‚Wie war das Hinübergehen?' und er antwortete: ‚Gar nichts dabei.' Er sagte dann noch einiges, aber daran erinnere ich mich nicht mehr. Er sagte auch, er hätte viel zu tun und müsse nun gehen."

Einige Tage später, an seinem Todestag, hatte sie

im Spital angerufen und die Auskunft erhalten, sein Zustand sei unverändert. Sie dachte daraufhin, sie könnte es riskieren, auswärts zu Abend zu essen, und wartete auf ihre Beraterin Jan Robinson. Es war etwas vor sechs Uhr, und sie war allein. Gerade wollte sie die Zeitung aufschlagen, als ihr Hund Robert, ein wunderschöner Boxer, zu dem Treppenabsatz hinaufsah, von dem aus man die Diele überschaute. „Er wich entsetzt zurück und heulte auf wie ein Wolf. Dann setzte er sich auf die Hinterbeine und heulte wiederum herzzerreißend und sah immer noch zu dem Treppenabsatz hinauf. Ich lief hin, um nachzusehen, was los war, und glaubte eine Sekunde lang Marcus zu sehen. Er trug den Anzug, in dem er begraben werden sollte, streckte die Hand aus und winkte mir lächelnd zu. Ich erschrak und glaubte an eine Halluzination. In diesem Augenblick kam Jan Robinson herein und gleichzeitig läutete das Telefon. Jan hob ab, und ich hörte, wie sie leise sprach. Ich sah auf die Uhr in der Diele — es war beinahe zehn vor sechs. Jan legte den Hörer auf und sagte mir, daß Marcus vor wenigen Minuten gestorben sei. Ich war ganz benommen."

Der Hund hatte offensichtlich aufgeheult, als sein Herr starb, und in eben diesem Moment hatte auch Janet die Vision gehabt, über die sie nie gesprochen hatte.

Janet hatte ihre Zigarette fertig geraucht und schien ausgeruht genug, um sich wieder dem Unterbewußten zuzuwenden. Sie machte es sich auf der Couch bequem und war bereit für ihre Reise in die Vergangenheit.

„Versetzen Sie sich wieder in die medizinische Schule des Hippokrates. Kehren Sie in diese Zeit, in diese Schule zurück." Er strich ihr über die Stirn, die Augen

schlossen sich, der Atem wurde langsamer. Binnen weniger Sekunden war sie in Trance. Und gehorsam begann sie zu erzählen.

„Sie liegt am Piräus (dem Hafen von Athen), nahe einer großen Statue der Göttin Athena. Sie ist nicht weit von der Akropolis entfernt, rundherum führt eine Terrasse. Ein Altar ist dem Gott Äskulap gewidmet." Sie besann sich. „Eigentlich ist es kein Altar, sondern eine große Statue — er hält einen Stab in der Hand und zu seinen Füßen sind Hunde. Wir haben auch Gärten, es wachsen hier Kräuter und Heilpflanzen und Blumen. Wir haben versucht, opiumhältigen Mohn anzupflanzen, aber das Opium wird hier nicht so stark wie das, das die Ägypter aus Cathay beziehen. In der Schule gibt es Räume, wo sich Herakleus und die anderen Ärzte — auch ich — versammeln, um zu diskutieren. Wir haben auch einen Krankensaal für Patienten und interessante Fälle, mit denen wir zwar nicht experimentieren — das dürfen wir nicht —, an denen man aber viel lernen kann. Wir nehmen Patienten auf, die nirgends Platz finden und in den Sanatorien nicht unterkommen. Unser Krankensaal hat zwanzig Betten. Wir machen es aber nicht wie manche Ärzte, die private Krankensäle haben. Wir stecken nicht zwei oder drei Patienten in ein Bett, wir nehmen pro Bett nur einen Patienten auf. Die Hälfte des Saales ist für Männer bestimmt, die andere Hälfte für Frauen. Wenn eine Frau schwer krank ist, legen wir sie in einen separaten Raum. Für die Studenten gibt es eigene Räume — Vortragsräume —, und für Studenten, die von weit her kommen, gibt es Wohnheime."

Gelegentlich tauchte eine alte Freundin auf. „Aspasia kommt manchmal zu Besuch, aber sie interessiert

sich nicht besonders für Medizin." Auch Aspasia hatte einen sozialen Aufstieg hinter sich. „Sie ist die Geliebte des Perikles, vor allem aber ist sie eine große Mathematikerin. Sie leitet eine Schule der Mathematik und unterrichtet dort. Außerdem ist sie die schönste Frau von Athen. Es ist wohltuend, sich einmal mit einer intelligenten Frau zu unterhalten. Die Griechinnen sind schrecklich dumm." Nach dieser bissigen Bemerkung fuhr sie munter in der Beschreibung der Schule fort. „Wir haben Blumenbeete und Brunnen. Wir haben Operationssäle. Dreimal täglich kommen die Sklaven und waschen die Fußböden und Wände aus Marmor mit Eschenöl. Einmal in der Woche werden auch die Zimmerdecken gewaschen."

Wir wollten natürlich mehr über Aspasia wissen.

„Ist sie Heilkünstlerin?" fragte der Hypnotiseur aus mir unerfindlichen Gründen.

Janet schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Es bestehen gewisse Rangunterschiede. Sie ist die Freundin des Perikles. Und sie leitet eine Schule. Sie müssen wissen, daß wir Hetären sind (Hetären wurden mancherorts die Priesterinnen der Liebesgöttin Aphrodite genannt), aber keine Dirnen. Unsere Liebhaber würden uns heiraten, wenn sie sich von ihren Frauen trennen dürften. Aber ihre Frauen haben meist sehr rachsüchtige Väter und Brüder."

Sie war stolz darauf, daß sie von der Halbinsel Attika stammt, deren größte Stadt, Athen, die Wiege der westlichen Kultur war. „Es ist die großartigste aller Städte", begeisterte sie sich, „viel großartiger als Alexandria, obwohl es dort eine hervorragende medizinische Schule gibt. Von den anderen Schulen sind die hebräische und die ägyptische die bedeutendsten."

Das hieß aber nicht, daß sie ihre Schule und ihre Krankenabteilung — auch wenn sie nur über wenige Betten verfügte — gering einschätzte. Man betrieb an dieser Schule eifrig Forschungsarbeit und Studien und hatte dabei einige Entdeckungen gemacht, auf die sie begreiflicherweise stolz war.

„Es ist Ihnen sicher schon aufgefallen, daß Männer öfter krank werden als Frauen. Ich vertrete die Ansicht, daß Männer im großen und ganzen primitiver sind. Auch denkt eine Frau, wenn sie krank wird, an ihre Kinder; sie kämpft gegen die Krankheit an, während der Mann nur — jammert, immer nur jammert. Selbst Perikles war überzeugt, er müsse sterben, als er einmal krank bei uns lag. Er hatte ein Furunkel im Nacken, und ich mußte ihm Opium und Wein geben, bevor er mir erlaubte zu schneiden. Er jaulte wie ein Schakal — das ist lächerlich, wenn auch zugegebenermaßen das Ausschneiden eines Furunkels sehr schmerzhaft ist. Aber ich habe das schon öfters bei Frauen gemacht, und sie haben nur das Gesicht verzogen. O mein armer Perikles, er benahm sich wie ein kleines Kind. Tagelang durfte ich nicht von seiner Seite weichen, und ich mußte eigenhändig den Verband wechseln, obwohl wir Studenten haben, die das genauso gut können. Ich mußte ihn füttern wie ein Baby. Jedesmal bestand er darauf, den Verband anzuschauen, und schüttelte dann betrübt den Kopf."

Helena war bei allen hoch angesehen, bei den Patienten wie bei den Professoren, und Herakleus schätzte seine begabte Schülerin so sehr, daß er sie in seinem Testament bedachte.

„Er sagte mir, er habe mir in seinem Testament das Spital und sein gesamtes Hab und Gut hinterlassen.

Dabei hat er eine Frau und acht dumme Kinder. Warum heiraten Männer so oft dumme Frauen und hadern dann mit dem Schicksal, wenn ihre Söhne nicht viel mehr Verstand besitzen als ein Huhn?"

Das war die rein rhetorische Frage einer frühen Vorkämpferin unserer Frauenrechtsbewegung, die für biedere Hausmütterchen ebenso wenig übrig hatte wie umgekehrt die Hausmütterchen für sie und ihresgleichen.

Alle Frauen waren eifersüchtig auf sie und ihre lebenslustigen Gefährtinnen, denen offensichtlich ein Stigma noch anhaftete, auch wenn sie Aspasias Haus verlassen hatten und sich ehrbaren und gelehrten Aufgaben wie der Heilkunde oder der Mathematik widmeten.

„Die attischen Frauen kommen oft und fragen uns, wieso eine Hetäre niemals altert. Sie glauben, wir haben ein Geheimelexier. Erst zwanzig Jahre ist es her, da packten die Frauen von Athen eine Hetäre und schlugen auf sie ein, bis sie tot war, nur weil sie ihr Geheimnis nicht preisgeben wollte. Dabei gibt es gar kein Geheimnis. Es hängt alles davon ab, was man hier im Kopf hat. Sie werden bemerken, daß meine Haare noch goldblond sind, obwohl ich bereits achtunddreißig bin. Kein graues Haar und keine Falte auf der Stirn oder um die Augen." Liegend fuhr sie sich mit der Hand durch die Haare und schien ein Kompliment zu erwarten.

Der Hypnotiseur interessierte sich im Moment jedoch mehr für die Medizin als für Schönheitspflege.

„Erzählen Sie mir von den Patienten im Krankensaal", sagte er. „Welche Krankheiten haben sie?"

„Drei Männer haben die ‚Süße Krankheit', die im-

mer tödlich verläuft, wenn es den Kranken nicht gelingt, ihren Appetit zu zügeln."

„Welches sind die Symptome? Woher wissen Sie, daß es die ‚Süße Krankheit' ist?"

„Wir machen natürlich verschiedene Tests. Man nimmt den Urin und gibt ihn in ein Tongefäß und kocht ihn. Der Rückstand ist ekelhaft süß. Wenn die Krankheit fortschreitet, verliert der Patient das Augenlicht. Auf dem Augapfel bildet sich eine harte Haut. Die Kranken haben ungeheuren Appetit. Es gibt eine Theorie, wonach die Gier nach Honig und Honigkuchen die ‚Süße Krankheit' verursacht. Aber die wahre Ursache liegt hier." Sie griff sich an den Kopf.

„Was tun Sie zu ihrer Heilung? Welche Medikamente geben Sie ihnen?"

„Wenn sie zu uns kommen, sind sie ganz aufgeschwemmt. Sie haben ständig Harndrang, sie sind immer durstig. Sie können ihren Durst nicht stillen, weil ihre Gier sich nicht stillen läßt."

Entweder hatte sie die Frage mißverstanden, oder sie wurde doch schon müde.

Sie beschattete die Augen, obwohl es im Zimmer dunkel war.

„Ich muß gehen", sagte sie seufzend. „Die Sonne ist zu grell, und meine Augen sind sehr empfindlich. Sie sind von zu hellem Blau. Ich muß fort. Es ist genug."

Erschien Darios in seiner Wand aus Licht? Oder Estanbul? Wir wußten es nicht. Eines aber konnte man wohl sagen: Sie hatte einen schweren Tag hinter sich, unsere Frau Doktor.

XI

Schule und Praxis

Hippokrates, Aspasia, Perikles, Herakleus, Helena und Horetius: da waren bedeutende Namen darunter. Hippokrates starb als hochgeachteter Mann im Alter von neunzig Jahren. Geboren auf der Insel Kos, studierte er in Athen und vervollständigte seine Bildung auf ausgedehnten Reisen. Er gilt als Vater der Medizin — unter seinem Einfluß entwickelte sie sich vom reinen Aberglauben zu einer ernst zu nehmenden Wissenschaft. Er vertrat die Ansicht, daß die Gesundheit des Menschen von vier Körpersäften abhing — Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle. Abgesehen davon aber entsprachen seine Methoden durchaus moderner klinischer Praxis. Seine Diagnosen am Krankenbett galten als unfehlbar, und er erkannte das Herannahen des Todes am starren Gesichtsausdruck des Patienten und an gewissen Geräuschen im Brustkorb. Heute noch leisten alle Mediziner bei Beendigung ihres Studiums den hippokratischen Eid. Sie schwören: „Lauter und gottgefällig will ich bewahren mein Leben und meine Kunst. In welches Haus ich auch immer kommen mag, betreten will ich es zum Nutzen der Leidenden."

Nach Perikles, dem mächtigsten Mann von Athen, ist ein ganzes Zeitalter benannt, das sich besonders durch seine Kunst, Literatur und kluge Politik aus-

zeichnete. Aspasia war nicht nur ganz offiziell seine Geliebte, er verteidigte sie auch vor einem Athener Gericht gegen die Anklage der Gottlosigkeit, die aus Eifersucht und Mißgunst gegen sie erhoben worden war. Wenn Herakleus, Helena und Horetius — die drei H — wirklich gelebt hatten, waren sie wohl Privatpersonen und sind in die Geschichte nicht eingegangen. Aber selbst wenn wir im Laufe unserer Nachforschungen auf diese Leute gestoßen wären, hätte das nicht als Beweis für die Reinkarnation gelten können. Medial begabte Menschen nennen in Trance häufig fremde Namen, die sich später als historisch richtig erweisen.

Eindrucksvoll waren vor allem die minuziösen Details, mit denen Janet ihre Berichte ausschmückte, und die Art, wie sie über ihre Erlebnisse sprach. Es fiel mir nicht schwer, mir die weißgekleideten Studenten vorzustellen, wie sie hingerissen oder hinter vorgehaltener Hand kichernd der Vorlesung des Mannes folgten, von dem doch jeder wußte, daß er eine Frau war, während sie unbeirrt über Krebs, Diabetes, die Medizin im allgemeinen sowie über den menschlichen Körper und Geist dozierte.

Sie behauptete als Helena — vor mehr als zweitausend Jahren, wie es schien —, daß gewisse Arten von Krebs ansteckend seien. Nur wenige Tage später las ich diese Hypothese zum erstenmal in einer Pressemeldung. Sie war ihrer Zeit um Jahrhunderte voraus.

Es war faszinierend zu hören, mit welcher Lebhaftigkeit sie ihre Studenten mit den Problemen der Chirurgie vertraut machte, und wie ihre zierlichen Finger alle Bewegungen sorgfältig ausführten. Wenn sie sich mit ihren Hörern in ernste Gespräche oder scherzhaftes Geplänkel einließ, war es ein Leichtes, aus ihren Antworten zu erraten, was die jungen Leute gesagt hatten. Wir hatten wirklich das Gefühl, in ihrer Klasse zu sitzen und uns mit Hilfe von Tonbandaufzeichnungen auf eine Prüfung vorzubereiten.

Während ich ihr zuhörte, verstand ich den weisen Arzt Keptah immer besser, für den Körper und Geist des Menschen in der Krankheit wie in der Gesundheit eine Einheit bildeten, und ich verstand seine Treue zu seinem großen Vorbild Hippokrates. Dieselbe Einsicht, dieselbe Treue zeigte sich auch bei Jonathan Ferrier, der in einer kleinen Gemeinde in Pennsylvanien wirkte. Die Namen der Ärzte, die Taylor Caldwell beschrieb, variierten — ihre Prinzipien, ihre Kenntnisse, ihre Methoden waren im wesentlichen die des Herakleus, des Horetius, der Helena.

Unsere Sitzungen hatten einen sehr erfreulichen Nebeneffekt: Janets Gesundheit schien sich von Tag zu Tag zu bessern. Sie war voll Energie und Lebenslust, und ihre Gesamteinstellung wurde wieder positiv. Sie freute sich nicht nur auf ihre große Reise mit all den neuen Begegnungen, sondern darüber hinaus auf ihr zukünftiges Leben. Sie hatte bereits viele Pläne für neue Bücher, sie war fröhlich, amüsant, geistreich und bezähmte folgsam ihre Neugierde bezüglich der hypnotischen Rückführungen.

Das einzige, was sie immer wieder dazu äußerte, war: „Hoffentlich enttäusche ich Sie nicht allzusehr."

Als ich ihr einmal sagte, ich würde diese Sitzungen um nichts in der Welt missen wollen, sah sie mich erstaunt an, lächelte aber sogleich zufrieden. Sie spielte wunderbar mit, auch wenn sie nicht wußte, was eigentlich vorging.

Eines Tages machte sie wieder eine scherzhafte Bemerkung, während sie sich auf der Couch ausstreckte.

„Was werden Sie heute wieder mit mir tun?"

„Nichts anderes als gestern", war die Antwort des Hypnotiseurs.

Sie griff sich an den Hals. „Es ist sonderbar. Mein Hals tut mir nicht mehr weh, ich habe keine Kopfschmerzen mehr, ich höre viel besser, und ich weiß nicht wohin mit all meiner Energie." Sie sah uns übermütig an.

„Sie werden Dinge los, die Sie durch viele Leben hindurch belasteten", sagte der Hypnotiseur. „Sie werden befreit."

„Befreit", rief sie in gespieltem Entsetzen. „Sie meinen ‚die Befreiung der Frau' und so? Das finde ich gräßlich!"

„Keine Angst! Auf Sie passen die gängigen Schlagworte nicht. Sie sind absolut einmalig."

„Da bin ich aber froh!" Sie zog sich die Decke bis zum Hals. „Nur so ist mir wirklich warm."

„Das Kältegefühl wird vergehen", sagte der Hypnotiseur freundlich und begann bereits mit der Suggestion. „Es wird vergehen, und Sie werden sich durchgewärmt und kräftig und in jeder Beziehung völlig gesund fühlen."

Sie nickte kaum merkbar, und er strich ihr leicht über die Stirn. „Wir wollen nun zurückgehen", sagte er, „zurück zu Hippokrates, Helena, Aspasia. Zurück in jene Zeit, zurück zu Helena und ihrer Freundin Aspasia."

Ihre Augen waren geschlossen, ihr Atem ging gleichmäßig, sie befand sich bereits in Trance. Einen Augenblick nur schien sie zu zögern.

„Ach ja, Aspasia leitet eine Schule der Mathematik." Auch Aspasia hatte sich weit von ihrer ursprünglichen Tätigkeit entfernt. „Das ist ja wirklich komisch. Herakleus meint, Aspasia wird noch die ‚Quadratur des Kreises' entdecken. Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, was das ist. Wissen Sie, was das bedeutet: die ‚Quadratur des Kreises'? Wir müssen Aspasia fragen."

„Mit wem lebt Aspasia? Buchstabieren Sie den Namen."

Sie buchstabierte den Namen Perikles.

„Ist Perikles Fürst oder König?"

„Er ist König über ganz Griechenland und Attika", antwortete sie großartig und war sichtlich stolz darauf, diesen Mann zu kennen.

Da Perikles in Wirklichkeit kein König war, auch wenn er mit seinen Verbündeten ganz Griechenland beherrschte, war uns diese Aussage ein Beweis dafür, daß tatsächlich Janets Unterbewußtsein zu uns sprach. Bei vollem Bewußtsein hätte sie natürlich geantwortet, daß es zu jener Zeit in der Athener Demokratie keine Könige gab.

Der Hypnotiseur überprüfte einige ihrer früheren Angaben.

„Wer ist der Leiter der medizinischen Schule, an der Sie unterrichten?"

„Herakleus."

„Wer hat die Schule erbaut?"

„Herakleus und einige andere Ärzte. Er stammt aus einer sehr reichen Familie."

„In welcher Beziehung stehen Sie zu Aspasia?"

„Ich kenne sie aus der Schule für . . ." Ich dachte schon, sie würde „Huren" sagen, aber sie sprach nicht zu Ende.

„Kennt Herakleus Aspasia?"

„Nein, noch nicht. Aber ich habe ihr schon viel von ihm erzählt."

„Unterrichten Sie zur Zeit an der medizinischen Schule?"

Janet nickte.

„Erzählen Sie mir von den Operationen, die Sie hier durchführen."

„Ich führte schon viele Operationen durch — nur an das Herz kommen wir nicht heran. An den Magen ja, aber nicht an das Herz. Das Herz gehört zu den geheiligten Räumen des Hippokrates."

„Wie werden bei Ihnen die Patienten für die Operation vorbereitet?"

„Man wäscht den Patienten mit Eschenöl und sehr warmem Wasser. Alles muß ganz sauber sein."

„Und was tun Sie, damit der Patient keinen Schmerz empfindet?"

Sie runzelte die Stirn. Offenbar hielt sie den Fragenden für einen Zeitgenossen.

„Wozu wollen Sie das wissen?" fragte sie schroff. „Wenn Sie in die Schule eintreten wollen, müssen Sie sich an Herakleus wenden."

„Wie mindern Sie den Schmerz des Patienten?"

Sie machte eine abweisende Handbewegung. „Ich habe heute sehr viel zu tun. Ich habe drei Studenten, die außerordentlich begabt sind. Ihnen muß ich mich heute widmen. Was wollen Sie eigentlich?"

Der Hypnotiseur wollte sich nicht deklarieren.

„Gehen Sie nur zu Ihren Studenten. Wie heißen sie übrigens?"

Sie knurrte. „Ich habe viele Studenten, ich kann Ihnen unmöglich alle Namen nennen. Einer kommt

aus Afrika. Drei Monate war er unterwegs, mit dem Schiff, mit Pferden und Elefanten. Sein Vater ist Stammeshäuptling, es unterstehen ihm viele Stämme. Der junge Mann heißt Crenotius. Wir sind nur Werkzeuge im Dienste der Menschlichkeit. Wir schmieden unsere Studenten, schleifen sie, härten sie und biegen sie zurecht."

„Wie heißen die beiden anderen?"

Sie versuchte, sich an jeden einzeln zu erinnern.

„Ach ja, er kommt aus Mazedonien. Er heißt A. B." Mehr fiel ihr nicht ein. „Einer kommt aus — sein Vater ist Hohepriester in einem blühenden Land. Wie nennt er es nur — Judäa? Er heißt Ezechiel."

Ihr Erinnerungsvermögen war nicht besser als in anderen Existenzen. Professoren haben ja im allgemeinen kein gutes Namensgedächtnis; sie war da noch besser als viele andere. In medizinischen Belangen jedoch war ihre Erinnerung umfassend und äußerst präzise.

„Welche Krankheiten machen Ihnen am meisten zu schaffen?" fragte der Hypnotiseur.

„Alle. Sie müssen wissen, daß der Körper eine Einheit bildet. Wenn sich in einer Lunge Flüssigkeit ansammelt, ist der ganze Körper krank. Es ist nicht so, daß man an einer bestimmten Stelle krank, im übrigen aber gesund ist. Der Körper ist ein Organismus und wird als ganzes krank. Wenn der Hals und die Lungen verschleimt sind und man hustet und die Nase rinnt, sind alle Schleimhäute gereizt. Das ist keine örtlich begrenzte Angelegenheit, das betrifft den ganzen Körper. Auch die Eingeweide weinen dann. Wenn Sie einen Ausschlag haben — ich spreche nicht von Fieberausschlägen —, der das größte Organ Ihres Körpers, die

Haut, bedeckt, dann ist das keine rein äußerliche Krankheit, sondern auch eine innere. Man könnte den Menschen mit einem Bienenstock vergleichen. Viele Leute glauben, daß jede Biene ein Einzelwesen ist, aber das stimmt nicht. Der Bienenstock ist die Person, und die Bienen sind nur Teil dieser Person. Haben Sie schon einmal einen Bienenstock stöhnen gehört? Die einzelne Biene ist völlig abhängig vom Stock. Wenn die Königin stirbt, stöhnt der Stock. Der Stock selbst lebt."

Ein faszinierender Vergleich — ich hatte ihn noch nie gehört.

„Welche Krankheiten sind am schwersten zu heilen?" fragte der Hypnotiseur und fügte hinzu: „Verwenden Sie manchmal eine bestimmte Diät als Heilmittel?"

Die Frage beschwor offenbar eine ganz bestimmte Erinnerung herauf.

„Nun, ich habe da einen besonders interessanten Fall. Ein junger Mann aus einer sehr wohlhabenden Athener Familie wurde immer wieder von einer mysteriösen Krankheit befallen. Seine Familie ist mit meiner entfernt verwandt, und darum rief man mich zu dem Patienten. Diese Leute verachten mich zwar, weil ich eine selbständige Frau bin und einen scheinbar unweiblichen Beruf ausübe, aber sie riefen mich trotzdem. Ich sprach mit dem jungen Mann. Sein Gesicht, seine Hände und seine Ohren waren angeschwollen. Er atmete schwer. Ich öffnete meine Ärztetasche und sah ihm in den Hals, und auch der war stark angeschwollen. Ich habe da ein Instrument, das habe ich mir selbst ausgedacht. Es ist gedreht wie eine Spirale. Ich führte dieses Instrument in den Hals ein. Es blieb mir keine Zeit für beruhigende Erklärungen. Er keuchte, und ich

fuhr ihm mit dem Instrument in den Schlund, und er konnte wieder atmen. Ich fragte, ob ihn vielleicht ein giftiges Insekt gestochen habe. Seine Mutter sagte, nein, er habe solche Anfälle schon öfter gehabt, nur in leichterer Form. Sein Gesicht war rötlich-grau, es fehlte ihm sichtlich eines der Elemente. Nun, bald kehrte die Farbe zurück, er sah wieder gesund aus, und seine Mutter und seine Verlobte waren außer sich vor Freude."

Sie erzählte, wie sie dann versucht hatte, die Ursache für die häufigen Beschwerden zu finden, wie das heute jeder Arzt bei Allergien tut. Die Mutter und die Verlobte hörten interessiert zu.

„Ich fragte ihn, ob er vielleicht ein Gewand aus der neuen Seide, die aus Ägypten kam, getragen habe. Dieses Material wird von der Seidenraupe erzeugt. Auch in Ägypten kennt man die Seide noch nicht lange, und unsere Kaufleute brachten sie von dort mit. Allerdings können sich nur die Reichen dieses Material leisten. Ich fragte die Mutter, ob sie vielleicht ein Kissen oder ein Gewand für ihren Sohn aus dieser Seide genäht habe. Ich hatte nämlich gehört, daß das Material bei manchen Menschen einen Hautausschlag verursachte. Sie verneinte. Da fiel mir plötzlich ein — ich möchte es beinahe eine Inspiration nennen —, daß nicht alle Menschen alle Nahrungsmittel vertragen. Ich fragte den jungen Mann, was er in letzter Zeit gegessen hatte. Er dachte nach und lächelte dabei, als wollte er sagen: Warum halten wir uns mit diesem Weib auf? Es ist ja so dumm! Ich aber bestand darauf, zu erfahren, was er am Vorabend gegessen hatte. Er hatte Suppe gegessen, Lammbraten, Brot und außerdem Muschelfleisch. Ich fragte ihn, ob er gegen eines dieser

Gerichte Widerwillen empfinde. Er sagte, nein, keineswegs. Nun, ich fragte nach dem Muschelfleisch, weil das ein selteneres Gericht ist, und es stellte sich heraus, daß er auch vor seinen früheren Anfällen Muschelfleisch gegessen hatte. Wie Sie wissen, ist der Körper ein einziger Organismus. Wenn er einen geschwollenen Hals und ein geschwollenes Gesicht hat, weiß ich, daß auch sein übriger Körper geschwollen ist."

Dann tat sie etwas für damalige Zeiten äußerst Gewagtes.

„Ich zog die Decke weg und hob seine Tunika auf, und seine Mutter kreischte empört, weil ich die Genitalien ihres Sohnes vor seiner Verlobten entblößte." Helena (Janet) lächelte; wahrscheinlich erinnerte sie diese Szene an die Vergangenheit und ihren früheren Beruf. „Ich vergesse immer wieder, daß ich Ärztin bin."

Die Mutter war außer sich. „Sie packte das Mädchen bei der Hand und führte es aus dem Zimmer. Als ob ein dreizehnjähriges Mädchen, das demnächst heiraten soll, nicht sowieso wüßte, daß es kein Mädchen, sondern einen Mann heiraten wird."

Als die Mutter in Begleitung ihres Gatten zurückgekehrt war, fuhr Helena in ihren Bemühungen fort, das schuldige Nahrungsmittel zu finden. „Ich fragte, ob noch Muscheln im Haus wären. In der Küche gab es welche, sie sollten an diesem Abend wieder aufgefischt werden. Ich ließ mir eine Muschel kommen, dann nahm ich die Hand des jungen Mannes und rauhte ihm mit dem stumpfen Ende eines Skalpells die Haut auf, aber nicht so, daß sie blutete. Das ist sehr wichtig: man darf die Haut nicht zum Bluten bringen. Ich lockerte die oberste Hautschicht, dann nahm ich

das rohe Muschelfleisch und rieb ganz leicht die Haut damit ein — man darf es nicht zu grob machen, man muß sehr vorsichtig sein."

Die Eltern des jungen Mannes waren beunruhigt. „Die Mutter sagte zu ihrem Mann: ‚Ich dachte immer, Ärzte seien nicht abergläubisch!' Und in dem Blick, den sie mir zuwarf, lag der ganze Haß, den dumme Frauen immer gegen gebildete empfinden. Auch Männer mögen ja gebildete Frauen nicht; sie lehnen Frauen ab, die fünfzig zusammenhängende Worte sprechen können."

Nach diesem Stückchen wohlbekannter Philosophie setzte sie ihr Experiment fort.

„Ich beobachtete die Hand genau, und schon nach kurzer Zeit entstand eine große Pustel auf der Haut. Zuerst war sie so hart, daß mein Fingerdruck keine Spur hinterließ. Der junge Mann fing an zu kratzen und zu zupfen. Ich hielt seine Hand fest, und er wurde ganz blaß. Dann sagte ich seiner Mutter, daß er nie mehr im Leben Muschelfleisch essen dürfe. Ich habe ähnliches auch bei anderen Lebensmitteln gesehen, bei ihm aber waren es eindeutig die Muscheln."

Seine Eltern protestierten heftig. „Die Mutter sagte: ‚Dumme Person! Wir alle essen Muschelfleisch und werden nie davon krank!' Ich sagte ihr, daß sie nicht ihr Sohn sei und ihr Sohn nicht sein Vater. Jeder Mensch ist einmalig."

Sie ging nun daran, den Patienten zu behandeln.

„Ich verwendete eine Essenz aus Polei (eine Minze mit stechend aromatischen Blättern), um die Schwellung zum Abklingen zu bringen, und ich gab ihm Fenchelsaft zu trinken. Als ich dann später mit ihm allein war, sagte ich ihm, er dürfe nie mehr Muschel-

fleisch essen, auch keine Süßwassermuscheln, die aus dem Westen importiert werden."

Seltsamerweise schien der junge Mann eher bedrückt als erleichtert über die Mitteilung, daß seine chronische Krankheit durch Vermeidung einer bestimmten Speise zu heilen war. Auf diese unerwartete Reaktion hinauf hatte die Frau in Helena ebenso wie der Arzt einen Augenblick der Inspiration, und sie begann zu ahnen, was unausgesprochen hinter der Krankheit steckte.

„Erzählen Sie mir ganz im Vertrauen, was Sie eigentlich bedrückt. Ich schwöre Ihnen beim Eid des Hippokrates, daß ich nicht darüber sprechen werde, außer um bei Kollegen Rat einzuholen." Da gestand er ihr, daß er seine Verlobte nicht heiraten wollte. Und er sagte, daß er zwar jedesmal auf Muschelfleisch einen Ausschlag bekam, aber noch nie etwas so Böses wie diesmal — diesmal wäre er daran gestorben. Dann weinte der junge Mann und sagte, er würde lieber sterben, als das Mädchen heiraten. „Sehen Sie, so kann man den Tod herbeirufen, ohne sich dessen bewußt zu werden. Man kann den Tod wollen und beschwören. Dieser Jüngling war zwar empfindlich gegen Muschelfleisch, hätte aber nie eine so schwere Reaktion gezeigt, hätte er sich nicht in der Tiefe seiner Seele den Tod gewünscht."

Anscheinend hatte seine Gefühlsbewegung die vorhandene Empfindlichkeit wesentlich erhöht. Auf diese Diagnose und „Kur" wäre wohl jeder moderne Psychiater und Allergiefachmann stolz gewesen, damals aber gab es keine Spezialisten, nur praktische Ärzte wie Helena und Herakleus und Horetius, die den ganzen Patienten behandelten und nicht nur die Haut, den Kopf oder die Leber.

Genau wie manche Paare einfach nicht zusammenpassen, gibt es andere, die physisch und emotionell eins werden und sogar die äußere Erscheinung einander anpassen. „Ihre geliebte Frau wird zu einem Teil von ihnen, oder, wie die Hebräer sagen: Sie sind ein Fleisch. Das stimmt in vieler Hinsicht, auch physisch, und ist der Grund, daß manche alte Ehepaare aussehen, als wären sie Geschwister. Ein geheimnisvoller Vorgang. Angenommen, Sie sind ein junger Mann, der seine Frau von ganzem Herzen liebt, und Ihre Frau stirbt. Sie werden sehr um sie trauern, aber selbst wenn Sie den Wunsch verspüren, nicht weiterzuleben, sondern mit ihr vereint zu sein, im Hades — ha, ha — oder auf den Inseln der Seligen, werden Sie im Laufe der Zeit über den Verlust hinwegkommen und sich trösten, weil Sie jung sind und andere Interessen haben. Wenn Sie in Ihrem Kummer jedoch keine Ablenkung finden, sei es durch eine andere Frau oder durch Ihren Beruf, dann wird der Schmerz Sie töten. Ihr Herz wird Ihnen so weh tun, es wird sich so verkrampfen, das Sie sterben.

Ich bin überzeugt davon — aber nicht einmal Herakleus teilt diese Überzeugung —, daß die Gefühle eines Menschen jedes Organ seines Körpers zerstören können, besonders das Herz, obwohl es ein kräftiger Muskel ist. Ich habe Patienten mit erhöhtem Puls und aufgeschwemmtem Gesicht beobachtet. Ich habe das Herz abgehorcht und festgestellt, daß ein Kummer sie drückt. Vielfach ohne sich dessen bewußt zu sein, zerstören sie ihren Körper. Es gibt viele Arten, Selbstmord zu begehen, und der Geist ist ein gewaltiges Laboratorium."

Sie schien ihrer Zeit um Jahrhunderte voraus, was Diagnose, Diät und psychosomatische Medizin bedarf.

Wir wollten gerne wissen, wieviel die Heilkunde der Antike von Ernährung im allgemeinen verstand, wenn sie — nach Helenas Angaben — Allergien kannte, die durch Lebensmittel hervorgerufen wurden.

„Kennen Sie das Wort Diät?" fragte der Hypnotiseur. „Die Erhaltung der Gesundheit durch eine bestimmte Art der Ernährung?"

Janets Stirn legte sich in Falten, ihre Antwort klang nachdenklich.

„Wie ich höre, behaupten die Hebräer — ein ganz kleines Volk —, daß manche Nahrungsmittel verboten sind. Für sie gibt es gute und schlechte Nahrungsmittel. Daran ist aber nichts Wahres. Kein Nahrungsmittel ist an sich gut oder schlecht. Nur in bezug auf eine bestimmte Person kann es gut oder schlecht sein. Nehmen wir Artischocken — sie sagen, man solle keine Artischocken essen, sie seien schlecht. Das stimmt nicht. Für manche Menschen sind sie vielleicht schlecht, für andere nicht. Jedes Nahrungsmittel enthält auch wertvolle Stoffe. Die Stoiker natürlich meinen, daß das Essen überhaupt schlecht sei, nicht aus physischen, sondern aus geistigen Gründen — als ob man die beiden trennen könnte!"

Sie war wieder bei ihrem Lieblingsthema angelangt.

„Der Körper und der Geist — beide müssen gesund sein. Wenn einer von beiden krank ist, leidet auch der andere. Dieser Ansicht war auch Hippokrates. Die Ägypter meinen — und ich kann ihnen aus eigener Erfahrung nur zustimmen —, daß es nicht auf das Nahrungsmittel selbst ankommt, sondern auf die Reaktion des Körpers. Die chemischen Vorgänge in Ihrem Körper verwandeln vielleicht ein Nahrungsmittel in Gift, das für einen anderen Menschen völlig ungiftig

ist. Sehen Sie, jeder von uns ist einmalig. Der Wein des einen ist tödliches Gift für den anderen. Nichts, das die Götter schufen, ist an sich gut oder böse. Wie ich schon sagte: alles hängt von der Reaktion unseres Geistes oder der Reaktion unseres Körpers ab. Aber der Körper regiert den Geist und der Geist den Körper. Der Geist kann dem Körper schaden und umgekehrt."

In einer Tabelle war genau festgelegt, welche Medizin für welche Krankheit anzuwenden war. „Für jede Krankheit gibt es die entsprechenden Heilkräuter."

„Welche Kräuter sind das zum Beispiel?" fragten wir.

„Fenchel, Blutfarn — aber es ist nur Aberglauben, daß diese Pflanze das Blut verbessert. Sie hilft nur mit, daß die Wunde schneller heilt. Ach, es gibt so unendlich viele Heilkräuter. Ich will Ihnen die Apotheke zeigen. Wenn man frische Kräuter verwendet, muß man eine bestimmte Menge nehmen, wenn man aber getrocknete verwendet, nimmt man weniger als die Hälfte." Sie schien sich umzusehen und hatte sich sogar auf der Couch ein wenig aufgerichtet, aber ihre Augen waren fest geschlossen. „Sehen Sie — ja, hier —, ein Spinnennetz. Das ist sehr interessant. Man hielt das lange für ein Ammenmärchen: Spinnweben auf Wunden zu legen, besonders wenn das Spinnennetz winzige gelbe Auswüchse hat, und das haben viele. Wir wissen nicht warum, aber man kann eines dieser kleinen gelben Körnchen nehmen und in eine Schüssel Eiter tun, den man von einem Abszeß abgelassen hat, den man aber ja nicht berühren darf. Nein, das ist nicht Homöopathie, wie Sie vielleicht meinen. (Die

homöopathische Methode verwendet kleinste Dosen von Heilmitteln, die die gleichen Symptome hervorrufen wie die Krankheit selbst.) Ich habe bloß zufällig zwei dieser kleinen gelben Dinger in eine Schale Eiter fallen lassen. Ich weiß selbst nicht, was mir da eingefallen ist. Vielleicht habe ich damals doch noch an den homöopathischen Unsinn geglaubt."

Sie schnitt eine Grimasse, als röche sie an der Schüssel mit Eiter.

„Wir sprechen gern vom Experimentieren. Manchmal sagen wir auch, daß Apollon uns eine Botschaft schickt. Sie wissen ja, daß er auch der Gott der Heilkunde ist. Vielleicht schickt er uns wirklich Botschaften. Ein Skeptiker wird darüber allerdings nur lachen. Aber wir besitzen auch ein Medikamet für Leute, die die Existenz der Götter leugnen." Ihr Tonfall machte deutlich, daß sie das für etwas äußerst Ungesundes hielt.

„Sehen Sie sich diese gelben Körner an. Ich gebe sie in diese Schüssel mit Eiter und lasse sie darin. Sie werden sich wundern, daß ich das tue." Ihre Stimme wurde sarkastisch. „Wie dumm von mir — beides ist doch gelb." Mit anderen Worten: oberflächlich gesehen das gleiche.

Da sie von diesem „homöopathischen Unsinn" keinen Effekt erwartet hatte, war sie sehr erstaunt, als sich in dem infizierten Material eine Veränderung abspielte. Der Grund hiefür war sicher nicht die Tatsache, daß „beides gelb war", sondern daß die gelben Körner Eigenschaften besaßen, von denen sie nichts geahnt hatte.

Auf ähnliche Weise waren Penicillin und andere Wunderdrogen entdeckt worden.

„Am nächsten Morgen sah ich in die Schüssel, und die Flüssigkeit, in die ich die gelben Körner getan hatte, war rein und klar. Der Eiter verlief sich langsam, nur ein winziger Klumpen war noch übrig. Und sehen Sie, deswegen züchte ich die winzigen gelben Auswüchse auf dem Spinnengewebe. Es ist der gleiche Stoff, der auch auf altem Brot entsteht und ihm einen üblen Geschmack gibt." Offenbar sprach sie von einer Art Schimmel. Sie fuhr fort, als hätte sie ein größeres Publikum vor sich. „Achten Sie auf dieses gelbe Pulver. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es viele Krankheiten heilt. Ich habe dem Mittel noch keinen Namen gegeben. (Wie gern hätte ich Penicillin vorgeschlagen!) Ich habe aber entdeckt, daß man es nicht nur auf Spinnennetzen findet, sondern auch auf anderen verderblichen Stoffen."

Sie legte die Hand hinters Ohr, als wollte sie eine Frage besser verstehen.

„Nein, es ist kein homöopathisches Mittel. Vor einer Woche kam ein junger Mann zu mir. Sein Pferd hatte ihn in den Arm gebissen, und er hatte eine böse Wunde. Mir kam eine Idee. Ich ging in das Laboratorium und holte möglichst viele dieser gelben Auswüchse. Ich gab sie in meinen Urin, befeuchtete sie dann mit reinem Wasser und machte ihm damit einen leichten Umschlag. Ich weiß nicht, warum ich das tat. Es war eine dieser Eingebungen Apollos. Nach drei Tagen sah man auf dem Arm des jungen Mannes nur noch eine leichte Spur der Pferdezähne. Die Wunde war zugeheilt. Ich berichtete meinen Kollegen von dieser Behandlung. Sie sagten: ‚Wie kann etwas Verdorbenes eine Wunde heilen?' Ich habe ja selbst keine Erklärung dafür, nicht die geringste.

Sehen Sie diese Poleiblätter an. Wenn ein Embryo im Mutterleib abgestorben ist, kann man mit diesen Blättern einen Abortus herbeiführen. Wir bekommen diese Pflanze aus Ägypten, aber sie darf nicht bekannt werden, sonst verwenden sie die Frauen zur Abtreibung. Die Essenz aus Polei — das ist ein Blatt, eine Pflanze — soll der Frau helfen, die einen toten Embryo loswerden muß."

Das Gespräch hatte eine seltsame Wendung genommen.

„In welcher Form wird Polei angewendet?" fragte der Hypnotiseur.

„Die Blätter werden getrocknet und zerrieben, und aus dem Pulver macht man ein Gebräu. Unserem Eid gemäß sprechen wir nicht darüber. Die Frauen würden die Pflanze in ihren Gärten anbauen, um damit die Früchte ihres Leichtsinns zu beseitigen."

Sie machte eine schnelle Bewegung mit der Hand.

„Dies hier ist Andorn, eine asiatische Pflanze. Wir stellen eine Essenz daraus her, aber ohne Destillation. Wir kochen die Blätter stark ein, dann seihen wir die Flüssigkeit durch ein Leinentuch — es ist eine helle, gelblichbraune Flüssigkeit. Dieser Saft bewährt sich bestens bei allen Infektionen des Rachens und der Lunge." Andornsaft ist ein bekanntes Hustenmittel.

Erstaunlicherweise behauptete sie auch, daß man dieses Mittel gegen eine Krankheit anwenden könne, die heute noch als unheilbar gilt, wenn sie erst richtig zum Ausbruch gekommen ist.

„Man sagt, die Tollwut nach dem Biß eines tollwütigen Hundes sei immer tödlich. Auch Hippokrates hält sie für unheilbar. Sie wissen das vielleicht nicht, aber je näher der Biß dem Gehirn, desto schneller

nimmt die Krankheit ihren Verlauf. Ich versuchte es mit Andornessenz — ich hatte davon in ägyptischen Büchern gelesen. Wenn der Biß sich nicht zu nahe dem Gehirn befand, legte ich vierundzwanzig Stunden lang immer wieder Umschläge mit der heißen Essenz auf die Wunde. Wie Sie wissen, bricht die Tollwut ja nicht sofort aus. Es kann zwei Monate dauern oder sechs Monate (oder viel kürzer!), immer aber ist die Krankheit tödlich. Man könnte mir entgegenhalten, daß ich als Heilmittel bezeichne, was gar kein Heilmittel ist, weil ich es vor Ausbruch der Krankheit anwende. Aber ich habe elf von tollwütigen Hunden gebissene Patienten mit der Andornessenz behandelt, und nur zwei sind gestorben — sie waren an der Schulter gebissen worden oder am Hals (nahe dem Gehirn)."

Eine bemerkenswerte Behauptung. Und sie wurde so natürlich und mit genauen Details vorgebracht, daß ich das Gefühl hatte, dem medizinischen Dekan einer modernen Universität zuzuhören, der von den neuesten Forschungsergebnissen seines Laboratoriums spricht. Wenn schon nicht die Tatsache, so wirkte doch die Erzählung selbst völlig überzeugend.

Helena schien gern über Medikamente zu sprechen. Angeregt fuhr sie fort: „Noch etwas sehr Interessantes haben wir da. In der Praxis machen wir die Erfahrung, daß viele Frauen nach der Entbindung stark bluten, und daß die Blutung sich nur schwer stillen läßt. Dieses Mittel kann man auch zur Abtreibung verwenden (wie Polei). Es heißt Mutterkorn und ist gefährlich, weil es zu einer Fehlgeburt führen kann. Auch hier wird eine Essenz hergestellt. Wenn eine Frau nach der Geburt ihres Kindes besonders heftig blutet, gebe ich einen Löffel von dieser Essenz in sehr heißes

Wasser. Es hat einen ekelhaften Geschmack. Ein Löffel auf einen Becher heißen Wassers genügt. Ich gebe der Frau dann alle fünfzehn Minuten einen halben Teelöffel dieser Medizin, und wenn sie nicht schon völlig ausgeblutet ist, kommt die Blutung daraufhin zum Stillstand."

Doktor Helena, so hieß sie in unserer Vorstellung, sprach so selbstverständlich von diesem Medikament, daß der Hypnotiseur weiterfragte:

„Aus welcher Pflanze gewinnt man dieses Mittel?"

„Aus verschimmeltem Brot, vor allem aus Roggenbrot. Ich habe noch etwas entdeckt: das Roggenkorn selbst produziert den Stoff, wenn es verdirbt."

Durch Zufall und gute Beobachtungsgabe war sie auf die Wirkung von Mutterkorn gestoßen.

„Mir war aufgefallen", sagte sie, „daß trächtige Kühe verwerfen, wenn sie auf den Feldern verdorbenen Roggen fressen. Ich fragte mich, warum der Schimmel auf den Roggenkörnern zum Abortus führte. Ich sammelte Schimmelstaub und mischte ihn zu einem Elixier. Dann gab ich ihn einer Frau zu trinken, die Blutungen hatte — das ist das Gegenteil einer Abtreibung." Das Mittel half trotzdem. Sie verwendete es nur für ganz spezielle Zwecke. „Ich gebe es Frauen, deren Wehen nicht von selbst einsetzen, oder deren Leibesfrucht abgestorben ist.

Einmal wurde ich zu einer Frau gerufen. Ich stellte fest, daß das Kind, das sie trug, noch lebte. Dann aber starb das Kind, und die Frau begann heftig zu bluten. Ich gab ihr die Essenz, um die Ausstoßung des toten Kindes herbeizuführen. Sie gebar das Kind, aber auch die Blutung hörte auf. Man könnte das ein Damoklesschwert nennen, ein zweischneidiges Schwert. Das Mittel führt zum Abortus und stillt gleichzeitig die Blutung."

Ihre Bemerkungen über die psychosomatische Medizin, über die Macht des Geistes über den Körper, hatten auf den Hypnotiseur großen Eindruck gemacht.

„Kann wirklich der Geist einen Menschen krank machen?" fragte er. „Die Gedanken, die einer hat — können die ihn krank machen?"

„Gefühle? Sie meinen Gefühle wie Liebe, Haß, Neid, Verzweiflung, Habgier, Rachedurst? Nun, wir Griechen meinen, daß ein gesunder Geist von einem gesunden Körper abhängt und umgekehrt. Die Macht der Gefühle nennen wir ‚Geist' — wir sind ja Verstandesmenschen, wie Sie wissen. An die ‚Geistseele' glaube ich nicht." Sie erschrak über ihre eigenen Worte. „Ich sollte das nicht sagen; die Ältesten der Stadt können einen deswegen zum Tode verurteilen. Vielleicht sollte ich lieber so sagen: weder ich noch sonst ein Mensch hat je die Seele gesehen. Manche Leute behaupten, das Herz sei der Sitz der Seele, oder auch der Sitz des Intellekts und der Gefühle. Nicht der Kopf, sagen sie. Sie sagen: das Herz. Und dabei ist es der Kopf! Wenn im Kopf etwas nicht stimmt, kann das zerstörender wirken als ein Schwert. Es kann den Körper vergiften und töten. Ich behandelte einst einen armen Sklaven aus Äthiopien, der nicht an einer Krankheit starb, sondern an seinem Kummer. Es stimmt wohl, daß der Körper sterben kann, und daß dann auch das Gehirn stirbt. Ich schreibe gerade eine Arbeit über dieses Thema. Was hier sitzt" — sie deutete auf ihren Kopf — „zerstört schneller und gründlicher als der Schierlingsbecher. Ich habe das schon öfter bei meinen Mädchen erlebt, wenn sie einen Mann,

den man für sie ausgewählt hatte, nicht heiraten wollten. Allem Anschein nach starben sie an einer Lungenkrankheit oder etwas Ähnlichem. Die Eltern sagten dann oft, sie seien an gebrochenem Herzen gestorben. Das ist absurd. Das Herz bricht nie, es ist ein sehr widerstandsfähiges Organ."

Sie hielt sich mit beiden Händen den Kopf und sagte: „Hier sind Leben und Tod. Es gibt vieles, das den Körper töten kann, aber bei der großen Mehrzahl der Menschen beginnt das Sterben hier, an einem Punkt, der so klein ist wie eine Nadelspitze und den man nicht sieht."

Immer noch ist ja das Gehirn ein faszinierendes Geheimnis.

„Ich bin der Meinung, daß jedes Organ von einer bestimmten Gehirnpartie kontrolliert wird. Wir haben die einzelnen Gehirnabschnitte untersucht. Herakleus wies mich darauf hin, daß alle Gehirnpartien gleich aussehen. Wie konnte dann ein Organ von einer bestimmten Stelle im Gehirn aus kontrolliert werden? Nun, ich habe bemerkt, daß die Verletzung einer bestimmten Stelle des Gehirns immer den gleichen Effekt hat." Sie griff nach ihrem Arm. „Wenn zehn Menschen die gleiche Verletzung erleiden", sagte sie, „wird sie bei allen eine Lähmung des Armes zur Folge haben."

Sie wechselte schnell von einem Problem des menschlichen Geistes zum nächsten über. Im Gegensatz zu modernen Verteidigern von Marihuana, die in der drogenbedingten Lethargie, Gleichgültigkeit und Passivität keinen Nachteil sehen, warnte sie die Menschen vor den Gefahren der Drogen, die unnatürliche Gefühllosigkeit hervorrufen.

„Ich bin anläßlich des Besuches eines Hindu auf eine seltsame Sache gestoßen", sagte sie in vertraulichem Ton. „Sie wissen natürlich, wo die Hindus leben. Es ist ein großer Kontinent (eigentlich ein Subkontinent) und hat die Form eines Herzens. Sie fragten mich nach der Bedeutung der Gefühle. Nun, die Hindus haben entdeckt, wie man auf gemeine Weise die Gefühle anderer beherrschen kann. Ich habe hier ein wenig von diesem Pulver. Wir verwenden es nur ganz, ganz selten — bei einer hysterischen Frau oder einem Menschen, der Selbstmord begehen will. Die meisten Menschen finden ja wenig Vergnügen an ihrem Leben und sind unglücklich und fragen sich, worin der Sinn ihres Lebens besteht. Nun, die Hindus kennen seit Jahrhunderten eine Wurzel — ein äußerst heimtückisches Ding; die weißliche Wurzel wird getrocknet und zu Pulver verrieben. Die großen Maharadschas des Landes geben dieses Pulver in die Brunnen, aus denen ihre Untertanen Wasser schöpfen. Es hält sie von jeglichem Aufruhr ab, es macht sie zufrieden — nein, nicht wirklich zufrieden, aber es beschwichtigt ihre Gefühle der Verzweiflung, der Hoffnungslosigkeit und Rachsucht, und macht sie gleichgültig und fügsam."

Sie hielt beide Hände hoch, als wollte sie uns etwas zeigen.

„Ich habe es hier in dieser Phiole, und ich habe es Patienten, die an der Grenze des Wahnsinns oder schon wahnsinnig sind, gegeben; es übte eine beruhigende Wirkung auf sie aus. Sie waren danach vernünftig und leichter zu behandeln. Aber an sich ist es eine mächtige und gefährliche Droge. Wenn eine verbrecherische Regierung es je unserem Trinkwasser zusetzt, um die Leute von jeder Rebellion abzuhalten . . ." Sie

machte eine Pause, als versuchte sie, sich alle Konsequenzen einer so schrecklichen Tat vorzustellen. „Jedenfalls muß man dieses Mittel vor jeder Regierung geheimhalten. Wir haben darauf einen Eid abgelegt, denn die Droge ist gefährlich. Sie gehört ausschließlich in die Hand der Ärzte. Sie wird nicht aus Mohn gewonnen, sondern aus einer Wurzel, die die Regierung dort (in Indien) sammelt. Sie verwenden einen Mörser, um sie zu zerstampfen, und schütten das Pulver händeweise in die öffentlichen Brunnen."

„Hat die Droge einen Namen?"

„Rauwolfia", sagte sie, und nannte damit die Pflanze, aus der *Reserpin* gewonnen wird, ein relativ neues pharmazeutisches Präparat. Es ist ein Alkaloid mit beruhigender Wirkung und wird zur Behandlung von erhöhtem Blutdruck verwendet.

„Der Name ist sehr treffend", fügte sie hinzu, „denn es kann so tödlich sein wie der Biß eines Wolfes. Wie ich schon sagte, wurde es von Regierungsagenten dem Wasser beigesetzt. Wir dürfen seine Eigenschaften keiner Regierung verraten, sonst benützt sie das Mittel dazu, um aus den Menschen gefügige Tiere zu machen."

Seit sie zum erstenmal die Hypnose erwähnt hatte, wollte der Hypnotiseur sie immer schon über dieses Gebiet befragen, für das er sich naturgemäß besonders interessierte.

„Wann und zu welchem Zweck wenden Sie die Hypnose an?"

„Wir verstehen uns sehr gut darauf", sagte sie stolz. „Herakleus kann es noch besser als ich. Wir müssen nur bei der Anwendung sehr vorsichtig sein; jeder Arzt mußte feierlich versprechen, daß er die Methode keinem Scharlatan verraten wird."

„Warum das?" fragte unser Hypnotiseur, der ja auch kein Arzt war.

„Weil Scharlatane einen unheilvollen Einfluß auf viele Menschen ausüben könnten. Herakleus sagt immer, daß die Regierungen die Hypnose gar nicht brauchen, um das Volk zu betrügen und in den Krieg zu hetzen. Das Volk läßt sich auch ohne Hypnose alles einreden."

„Unter welchen Bedingungen wenden Sie die Hypnose an?"

„Wenn eine Frau in den Wehen liegt und vor lauter Angst oder Anspannung nicht entbinden kann, weil sich die Gebärmutter nicht ausdehnt. Man kann in einem solchen Fall Opium geben und das Kind mit der Zange herausholen, während die Frau schläft. Wenn das aber nicht ratsam ist, oder wenn die Frau starke Blutungen hat, dann hypnotisieren wir sie. Wir sagen ihr, daß sie zu bluten aufhören wird. Dann sagen wir ihr, daß sie schläft und keine Schmerzen mehr spürt, und daß sie in einem wunderschönen Hain unter Bäumen liegt und sich ausruht, und wenn sie aufwacht, wird das Kind geboren sein. Das geht ganz einfach." Während sie so beruhigend sprach, wäre ich beinahe selber eingeschlafen! „Aber man kann das nur mit intelligenten Menschen machen. Je dümmer ein Mensch ist, desto schlechter läßt er sich hypnotisieren."

Seltsamerweise beschrieb sie uns nun, wie ihr unter Hypnose ein Zahn gezogen worden war; sie hatte — zum Unterschied von ihrem gegenwärtigen Leben — von der Extraktion nichts gespürt.

„Ich hatte einen total vereiterten Zahn, und ich vertrage kein Mittel, das die Sinne betäubt. Ich kann kein Opium nehmen. Herakleus wollte mir den Zahn

selber ziehen und sagte, er würde mich zu diesem Zweck hypnotisieren. Ich fühlte mich hellwach und behauptete, ich sei gar nicht unter Hypnose. Er sagte nur: ‚O doch.' Dann zeigte er mir den blutenden Zahn in der Zange. Ich war die ganze Zeit wach gewesen, und hatte doch nicht gespürt, wie er mir den Zahn zog."

Immerhin war Herakleus nicht so weit wie ein Zahnarzt, den ich kannte. Dieser Mann führte nicht nur die schwierigsten Extraktionen schmerzfrei durch, sondern suggerierte seinen Patienten auch, daß sie nicht bluteten.

Der Hypnotiseur wollte die Gelegenheit, etwas über sein Spezialgebiet zu erfahren, voll und ganz ausnützen.

„Welche Worte gebrauchte er, um Sie in Hypnose zu versetzen?"

„Er sagte: ‚Ich werde den Zahn gar nicht ziehen. Ich sehe ihn mir nur einmal an. Vielleicht kann ich ihn aufschneiden.' Dann befahl er mir, die Augen zu schließen. Er sagte, er bestreiche meinen Gaumen mit Opiumessenz. Er sagte: ‚Du wirst nichts spüren, sondern wirst an den Patienten denken, den wir gestern untersuchten.' Dann sprach er eine Weile von jenem Patienten. Während er sprach, hatte ich ein dumpfes Gefühl an der Stelle, wo er angeblich das Opium aufgestrichen hatte, und dann zeigte er mir auch schon den Zahn. Er gestand mir dann, daß er gar kein Opium appliziert hatte. Er hatte überhaupt kein Mittel verwendet."

Ich war mir nicht sicher, ob ich mit Herakleus und seiner Methode ganz einverstanden war. Sicherlich widersprach es dem hippokratischen Eid, wenn man einen Patienten wissentlich anlog und ihm sagte, man würde den Zahn gar nicht ziehen, und man verwende Opium, wenn man es gar nicht tat. Allerdings hatte er den gewünschten Erfolg erzielt; vielleicht war das das einzige Wichtige und genügte zur Rechtfertigung.

Der Hypnotiseur reagierte ähnlich wie ich.

„Er beschwindelte Sie also?"

Sie zuckte die Achseln. „Ja, man könnte es so nennen. Aber ich spürte ja ... er zeigte mir später, was er aufgestrichen hatte. Es war ranzige Butter. Sie hat genau die gleiche Konsistenz wie Opium."

Es klaffte zeitlich eine Lücke zwischen ihrer Beschäftigung in Aspasias gastlichem Haus und ihrem gegenwärtigen ehrbaren Beruf als Ärztin. Der Hypnotiseur fragte deshalb:

„Wie viele Jahre mußten Sie studieren?"

„Das Studium ist nie zu Ende", sagte sie. „Seit etwa einem Jahr besitze ich die schwarze Kappe." Wie sie uns früher erzählt hatte, war das der höchste Grad, den ein Mediziner erreichen konnte.

„Wie lange brauchten Sie dazu?"

„Zwölf Jahre."

„Wie alt sind Sie jetzt?"

Sie war etwas älter als das letzte Mal und zierte sich etwas mehr.

„Ich bin neununddreißig", sagte sie. „Nun ja, eigentlich bin ich beinahe vierzig. Aber wenn es ein Vorrecht der Frauen gibt, dann doch das, ihr wahres Alter zu verheimlichen."

Es hatte sich in zweitausend Jahren nicht das geringste verändert!

XII

Maria Magdalena

In ihren Büchern bewies Taylor Caldwell ein so tiefes Verständnis für Jesus Christus, wie nur wenige religiöse Menschen es haben. Sie sah ihn mit den Augen von Heiligen und von Sündern: Petrus, Paulus, Lukas, des verlorenen Sohnes, Herodes, des Hohepriesters Kaiphas und der Sünderin, die er gerettet hatte, damit sie Zeugin seiner Kreuzigung und seiner Auferstehung werde. Keine folgte ihm treuer als sie, die er vor der Steinigung in der heiligen Stadt Jerusalem bewahrt hatte, indem er ihren wütenden Verfolgern zurief: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie."

In „Geliebter und berühmter Arzt", „Mit dem Herz eines Löwen", „The Listener" und anderen Büchern hatte Taylor Caldwell Jesus Christus mit liebevollen Worten beschrieben und ein anschauliches Bild von ihm gezeichnet. Und hätte sie nicht das Heilige Land mit einer Lebhaftigkeit beschrieben, die den Herrn zu einem lebendigen Bestandteil ihrer Erzählungen werden ließ, wäre ich doch auf alle Fälle beeindruckt gewesen von ihrem außerordentlichen Verständnis für die Geschichte, für Sitten und Gebräuche jener Zeit. Sie schien die Bewohner von Galiläa und Judäa zu kennen, als wohnte sie Tür an Tür mit ihnen.

In mancher Beziehung widersprechen ihre Berichte der biblischen Überlieferung. So spricht die Familie des Paulus ohne weiteres von Seelenwanderung, die sowohl vom Judentum als auch vom Christentum strikte abgelehnt wird. Und es ist von Begegnungen zwischen der Mutter des Herrn und bestimmten Aposteln die Rede, die wir im Neuen Testament nirgends finden können.

Janet verwendete in ihren Büchern eine Fülle alter aramäischer Namen und Ortsbezeichnungen. (Aramäisch ist ein hebräischer Dialekt.) Jesus ist der griechische Name für Jeschua, was soviel bedeutet wie „Jahwe hilft"; Christus, der Messias, heißt „der Gesalbte". Er war der verheißene Heiland, der für das Volk starb; der Friedensfürst, den die grausamen Kriege der Menschen immer wieder ans Kreuz schlagen. Aus Nazareth in Galiläa sollte er stammen, in Bethlehem (dem Haus des Brotes) sollte er geboren werden, aus dem Geschlechte Davids in der Davidstadt, wie die Propheten Israels es Jahrhunderte früher schon vorausgesagt hatten.

Nicht nur die Propheten des Alten Bundes hatten sein Kommen angekündigt, auch das Volk von Judäa, das unter der römischen Besetzung litt, erwartete ungeduldig den Retter, von dem der Prophet Isaias voll Freude gesagt hatte: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn uns geschenkt. Auf seinen Schultern ruht die Herrschaft, und man nennt seinen Namen: Wunder, Ratgeber, starker Gott, ewig Vater, Fürst des Friedens."

Da Janet in Hypnose schon vieles berichtet hatte, das uns Aufschluß über die Quellen ihrer Bücher gab, nahm ich als sicher an, daß ihr Unterbewußtsein auch

mit dieser schwierigen Zeit in Palästina vertraut war, ja daß sie in einem früheren Leben den Herrn persönlich gekannt hatte und vielleicht mit ihm den leidvollen Weg in die Herrlichkeit gegangen war.

Meine Erwartungen waren hoch gespannt, als ich eines Nachmittags den Hypnotiseur bat, Janet an die Wiege des Christentums zu versetzen. Die Kindheit und Jugend Jesu übergingen wir; wir hielten sie für weit weniger interessant als die Zeit seiner Lehrtätigkeit, die mit seiner eigenen Taufe im Jordan ihren Anfang nahm.

Janet wurde hypnotisiert, ohne die leiseste Ahnung zu haben, was wir mit ihr vorhatten, in welche Periode wir sie versetzen wollten. Wie immer war sie gut aufgelegt, gesprächig und voll Freude darüber, wie wohl sie sich fühlte.

Sobald sie die Augen geschlossen hatte, berührte der Hypnotiseur ihre Stirn und stellte befriedigt fest, daß sie sich bereits in tiefer Trance befand. Es war ein strahlend blauer, sonniger Tag, der Wind peitschte den Ozean, und wir hatten die Jalousien heruntergelassen, um den hellen Glanz auszusperren.

Wir brauchten ihr nicht lange zuzureden. Kaum war der Vorschlag ausgesprochen, befand ihr Geist sich auch schon in der gewünschten Zeit, an dem gewünschten Ort.

„Kannten Sie Johannes den Täufer?" fragte der Hypnotiseur. „Sahen Sie je den Jordanfluß?"

Sie fuhr sich mit der Hand über die geschlossenen Lider. „Ach ja, der Jordan", sagte sie leise. „Er kommt aus dem See Genezareth. Wie hieß der Fluß doch gleich?"

„Jordan." Und er fuhr fort: „Was wissen Sie von

Tiberius?" Das war ein römischer Kaiser, den er für einen Zeitgenossen Jesu hielt.

Sie aber verstand „Tiberias". Das ist eine Stadt, die Herodes Antipas, der Herrscher von Judäa, am Westufer des Genezarethsees erbauen ließ und nach dem römischen Kaiser benannte, der erst an die Regierung kam, als Jesus vierzehn Jahre alt war.

„Ein Tiberias gibt es nicht", sagte sie. „Dort befindet sich lediglich ein jüdischer Friedhof. Tiberias? Das ist doch ein römischer Name." Irgendwie begriff sie, daß es sich um eine Stadt handelte, die eines Tages dort entstehen würde. Ähnliches kommt bei Rückführungen immer wieder vor.

Sie versuchte angestrengt, sich an die Örtlichkeit zu erinnern. „Da ist ein großer, jüdischer Friedhof", wiederholte sie, „und nicht weit vom Galiläischen Meer (dem See Genezareth) liegt die Synagoge, in die wir gehen. Auch die Leute aus Nazareth gehen dorthin und die Bewohner von Magdala (ein benachbarter Ort). Es ist eine Synagoge, kein Tempel. Es gibt hier keinen Altar, es ist eine Synagoge."

Ich hatte Tempel und Synagoge immer für das gleiche gehalten, stellte aber später fest, daß die Synagoge in jener Zeit der Gemeinde auch als Versammlungsraum diente. Genaugenommen, hatte Janet also mit ihrer Behauptung recht.

Da im Moment nicht viel mehr zu holen schien, gingen wir ein Stück weiter.

„Sie sind jetzt älter. Erzählen Sie mir etwas über Ihr Leben."

Mit verträumter Stimme begann sie ihren Bericht. „Unsere Hügel sind grün und terrassenförmig angelegt. Olivenbäume und Zitronen und Weintrauben und

Ziegen, viele Blumen und einige dumme Gänse. Kleine Zicklein — ich mache Käse und verkaufe, was wir nicht selber brauchen, dem Händler, der einmal in der Woche zu uns kommt. Sie sollten meine kleine Miriam sehen! Die Leute sagen, sie schielt. Aber sie kann sehen. Sie sagen, das ist ein ‚yetzer-hara', ein böses Zeichen. Wie schlecht die Leute sind!"

Sie fing an, leise vor sich hinzusummen; es war eine Melodie, die wir nicht kannten. Nach ihren Armbewegungen zu schließen, wiegte sie ein Baby. „Ist sie nicht süß, meine kleine Miriam?" sagte sie zärtlich. „O mein liebes, liebes Kind. Sie sagen, es sei ein böses Zeichen, daß du ein wenig schielst mit deinen wunderschönen blauen Augen. Aber du siehst mich doch, nicht wahr, mein Liebling, meine kleine Miriam aus Magdala?"

Offenbar war sie nicht allein, ihre Schwester stand neben ihr, während sie ihr Kind wiegte. Sie sprach nämlich einige hebräische Worte zu ihr (wie wir später feststellten). „Du trägst deinen Namen Halla zu Recht, meine liebe Schwester, denn du bist für mich das Brot des Lebens." Sie sah auf ihre Arme. „Ist meine Miriam nicht süß? Schielt sie denn wirklich so arg?" Sie deutete mit der Hand. „Setz dich, Schwester. Schau doch, wie die goldenen Locken meiner Kleinen im Sonnenlicht glänzen."

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Man sagt, es sei ein Segen, wenn ein Kind zwischen ‚Rosh Hashana' (dem hebräischen Neujahrsfest) und ‚Yom Kippur' (dem Versöhnungsfest im Herbst) zur Welt kommt. Schau das Kleid an, das ich für sie webe." Ihre Hände bewegten sich geschäftig. Dann fragte sie fürsorglich: „Möchtest du nicht etwas Milch und Brot und

Käse und auch ein paar Weintrauben?" Sie fing an, ein Lied in einer uns unbekannten Sprache zu singen. „Warum dürfen wir nicht Hebräisch lernen?" Sie sprach anscheinend immer noch mit ihrer Schwester. „Nur weil wir Frauen sind?" Und wieder summte sie ihrem Kind ein Wiegenlied. „Armes kleines Baby, zwischen ‚Rosh Hashana' und ‚Yom Kippur' geboren. Aber du brauchst Gott nicht zu bitten, dich von einem Eid zu entbinden. Uns zwangen die Heiden keinen Eid auf. Du bist ganz bestimmt frei von Sünde."

Ihre Stimme wurde plötzlich leise. „Halla, beuge dich näher zu mir. Ich muß dir einen seltsamen Traum erzählen. Niemand hört zu, nur du. Ich träumte, der Messias sei vor fünf Jahren in der Davidstadt, dem Hause des Brotes (Bethlehem), zur Welt gekommen, genau wie es vor langer Zeit prophezeit wurde. Ach ja, ich weiß, es wurde prophezeit, er würde mit Macht und Herrlichkeit kommen, umgeben von Engeln, und alle würden ihn erkennen. Aber ich hörte die Schriftgelehrten darüber reden, daß eine andere Prophezeiung besagt, niemand würde ihn kennen und niemand ihn berühren . . . Du bist kein Gelehrter, Halla, aber wenn du hinter dem Vorhang lauschst, wenn der Vater mit den Gelehrten redet, wirst du auch so manches lernen."

Ihre Stimme wurde wieder ganz zärtlich. „Ja, und dann träumte mir noch, daß mein Liebling, mein süßes Kind, meine Miriam, niemals in Vergessenheit geraten wird, weil sie den Messias schauen durfte — und auch ich, so träumte ich. Ich träumte das nur ein einziges Mal, aber in diesem Traum stand meine Miriam dem Messias sehr nahe. Ich sah sie zu seinen Füßen knien, und er hob sie auf." Sie seufzte vor Glück. „Sie ist eine Frau, eine schöne junge Frau, und er hebt sie auf

und legt den Arm um sie. Wie alle Bewohner von Nazareth hat er rötlich blonde Haare und blaue Augen; in meinem Traum wurde er im Haus des Brotes geboren, in unserer Sprache das Haus von Bethlehem. Wie du siehst, kann ich ein wenig Hebräisch, obwohl wir Frauen es nicht sprechen dürfen."

Sie machte eine Pause und lag scheinbar völlig entspannt auf der Couch. Sie befeuchtete sich die Lippen und schien nachzudenken.

„Sagen Sie etwas auf hebräisch", bat der Hypnotiseur.

Sie gebrauchte gelegentlich ein hebräisches Wort, aber wie das bei Rückführungen unter Hypnose üblich ist, äußerte sich die Erinnerung an frühere Leben in verschiedenen Ländern in der Sprache der gegenwärtigen Existenz.

„Vor fünf Jahren wurde er geboren", sagte sie, „aber mein Traum verriet mir nicht, wo er jetzt ist. Seine Mutter und sein Vater sind aus Nazareth." Sie unterbrach sich und beklagte sich bei ihrer Schwester Halla: „Warum sind wir im Tempel in den Vorhof der Frauen verbannt?" Sie schien ihre Schwester prüfend anzusehen, obwohl sie die Augen geschlossen hielt.

„Halla, du bist jetzt vierzehn Jahre alt; du bist eine Frau und bist nicht einmal noch verlobt. Ich bin sechzehn und habe schon drei Kinder geboren. Leider sind die beiden kleinen Mädchen bei der Geburt gestorben, aber mein kleiner Liebling hier lebt. Ich bin sechzehn, beinahe schon eine alte Frau." Sie lachte fröhlich. „Halla, du bist ein weißes Mädchen (was immer das bedeuten mochte). Du solltest heiraten. Was hast du an meinem Gatten Ephraim auszusetzen? Er ist ein Gelehrter und denkt nur an seine Bücher, aber es gibt schlechtere Männer." Ihre Schwester hatte anscheinend

eine boshafte Bemerkung gemacht, denn sie sagte: „Du hast eine scharfe Zunge, Halla." Sie hielt ihr das Kind hin. „Nimm meine Kleine. Schau, wie sie dich anlächelt. Ich kann wirklich nicht verstehen, warum eine Frau so lange Zeit unrein wird, wenn sie ein Mädchen zur Welt bringt. Bei einem Knaben sind es nur wenige Tage. Du begleitest Ephraim und mich zur Darstellung im Tempel, nicht wahr? Wie gefällt dir der Name — Miriam? Miriam von Magdala. Ist es nicht angenehm kühl hier in unserem neuen Haus auf dem Hügel, wo man weit in die Ferne sieht und sich sogar einbilden kann, den goldenen Tempel des Salomon zu sehen?" Das Gespräch ging weiter. „Sag, Halla, werden Vater und Mutter dich zum Passahfest mit nach Jerusalem nehmen? Ich war schon drei Jahre nicht dort wegen der Kinder — wegen Miriam. Ephraim geht jedes Jahr hin. Halla, glaubst du wirklich, daß eine Frau keine eigene Seele hat, nur die, die ihr Mann ihr gibt? Und daß sie nur in den Himmel kommen kann, wenn sie verheiratet ist und ihr Gatte ihr im Himmel einen Platz vorbereitet? Das ist doch lächerlich, nicht wahr?"

Sie kam wieder auf ihren Traum zu sprechen. „In meinem Traum sah ich auch die Mutter des Messias. Sie war sehr jung — jünger als du. Ich weiß ihren Namen nicht, und ich weiß auch nicht, wie der Messias heißt. Ich hörte sie nicht, ihn beim Namen nennen. Wahrscheinlich sollte ich niemandem von meinem Traum erzählen. Man würde mich nur für verrückt halten." Sie streckte die Arme aus. „Ich glaube, Miriam gehört wieder in ihre Wiege."

Sie hob den Kopf und nickte, als wollte sie jemanden begrüßen. „Da kommt Ephraim. Ich weiß, du

kannst ihn nicht leiden, Halla. Und er nennt dich ein hartherziges Mädchen. Sei trotzdem höflich zu ihm. Ich habe euch beide schrecklich gern. Steh auf, sei nicht so dickköpfig. Es ist unhöflich, in Gegenwart eines Mannes sitzen zu bleiben. Steh auf ... ich begrüße dich, mein lieber Mann."

Ihre Stimme klang viel ernster als vorher. „Du siehst müde und abgespannt aus, lieber Mann." Sie klatschte in die Hände und es erschien anscheinend eine Dienerin. „Bring dem Herrn sein Mahl." Sie sah wieder auf. „Ach, Halla, mußt du wirklich schon gehen? Nun, dann bis morgen, meine Schwester."

Wieder war ihre Stimme warm und zärtlich, das Kind war nun schon älter, einige Jahre waren vergangen. „Ich habe heimlich einen Lehrer für Miriam aufgenommen. Sie soll keine ungebildete Frau werden, wie ich eine bin. Sie soll Griechisch und Römisch lernen (seltsamerweise nannte sie es nicht Latein!), und sie wird die Bücher lesen, die ihr Vater hiergelassen hat. Sie wird lesen: ‚Ich hebe meine Augen empor zu den Bergen, woher wird Hilfe mir kommen? Hilfe kommt mir von Jahwe.' " Das war ein Zitat aus einem Psalm.

Sie seufzte tief auf. „Ich muß immer weinen, wenn sie das liest. Sie liest alle Psalmen König Davids. Und sie liest mir die Prophezeiungen über den Messias vor, der mit Cherubim und Seraphim kommen soll (hebräischer Plural). Der goldene Kerzenleuchter wird auf dem Hochaltar im dritten Tempel des Salomon stehen." Wieder seufzte sie sehnsüchtig.

„Wäre mein Traum wahr gewesen, wüßte das jetzt sicherlich schon ganz Israel."

Zum erstenmal äußerte sie Zweifel an der Echtheit

ihres Traumes vom Kommen des Messias. Sie hatte den Traum damals vielen Leuten erzählt, und alle hatten ihn als Unsinn abgetan. Nun sprach sie nur mehr traurig über diesen immer wiederkehrenden Traum von der Ankunft des Verheißenen aus dem Hause David.

Sie war Hannah bat Jakob (Tochter des Jakob), und sie stammte aus einer Familie, die von Vorahnungen nicht viel hielt.

„Meine Eltern bezeichneten meine Träume als Narreteien. Der Messias meiner Träume wäre jetzt schon zwanzig Jahre alt, und zweifellos wüßte jeder, daß er gekommen ist." Sie hatte viel nachgedacht und um sein Kommen gebetet, und sie war bitter enttäuscht. „Er ist noch gar nicht geboren", sagte sie traurig. „Die anderen hatten recht."

Der Hypnotiseur fragte sie noch einmal nach Jerusalem, sie aber schüttelte den Kopf. „Sie sagen, daß er noch nicht geboren ist."

Er versetzte sie daraufhin um einige Jahre weiter und hoffte, sie würde uns doch noch zum Herrn und seinen Aposteln führen.

„Hören Sie mir zu", sagte er. „Sie sind dreißig Jahre alt. Erzählen Sie mir von Ihrem Leben. Welches Jahr schreibt man?"

Sie zögerte, und als sie endlich antwortete, klang ihre Stimme sehr traurig. „Meine Miriam ist fort, meine schöne Miriam mit den langen, goldblonden Haaren. Ihr Vater wollte sie mit einem Mann verheiraten, den sie haßte. Wegen des ‚yetzer-hara' (das war das böse Zeichen, daß sie schielte) wollte er sie einem Mann mit einem Klumpfuß geben. Da lief sie davon. Ich kann nicht lesen (wahrscheinlich den Ab-

schiedsbrief des Mädchens), aber ihr Vater, ihr Pate und auch mein Vater, alle sagen: ‚Sie ist in die Stadt gezogen (Jerusalem).' "

Ganz unvermittelt verbarg Janet den Kopf in den Händen und begann herzzerbrechend zu schluchzen. „Meine arme Tochter, sie ist noch nicht einmal fünfzehn." Anscheinend war es damals nichts Seltenes, wenn man so wie Hannah mit sechzehn schon Mutter war. „Wo ist mein Kind? Meine Miriam? Ich ziehe zum Passahfest nach Jerusalem, und ich finde sie nicht. Ich sehe jedem jungen Mädchen ins Gesicht, aber sie ist nicht dabei." Sie weinte nun heftig und konnte vor Schluchzen kaum weitersprechen, aber ihre Augen waren fest geschlossen; sie befand sich noch ganz in der Zeit, in die wir sie versetzt hatten, und erlebte die Ereignisse von vor zweitausend Jahren.

Janet war auch zu diesem Zeitpunkt nicht bereit, weitere Fragen über Jerusalem zu beantworten; sie schüttelte immer nur den Kopf, als fürchtete sie, was sie dort erwartete. Statt dessen sprach sie von Tiberias, der von den Römern inspirierten Stadt, die damals — zehn Jahre später — gerade gebaut wurde. „Ja", sagte sie, „jetzt bauen sie die Stadt auf dem jüdischen Friedhof, und deswegen wird sie verflucht sein — anathema. Wo wir unsere Toten begruben, wird nun eine Stadt zu Ehren eines bösen Kaisers gebaut."

„Wer baut die Stadt?"

„Die Römer."

„Mögen Sie die Römer?"

„Wir sprechen nicht mit ihnen. Sie schändeten unseren Friedhof, zerstörten unsere Gräber. Auf dieser Stadt wird ein Fluch liegen. Sie wird Tiberias heißen."

Das hatte sie in einer Verquickung von Vergangenheit und Zukunft schon früher gewußt.

Der Hypnotiseur fragte sie nach ihrem Bethaus und hoffte, auf diese Weise etwas über Jesus zu erfahren.

Sie antwortete geduldig: „Sie wissen anscheinend nicht, daß wir Frauen die Synagoge nur betreten dürfen, wenn wir die Treppe hinaufgehen und uns hinter dem Vorhang aufhalten. Wir müssen hinter dem Vorhang zuhören, damit die Synagoge nicht befleckt wird." Eines Tages öffnete sie den Vorhang einen Spalt breit und blickte zu den Männern hinunter. „Da stand ein junger Mann — er mochte etwa fünf Jahre älter sein als meine Miriam. Er stand da und las aus den heiligen Büchern vor. Er hatte eine unbeschreiblich herrliche Stimme." Neben ihr stand eine Frau, die sie nur dem Namen nach kannte. „Ich flüsterte: ‚Hat er nicht eine wunderschöne Stimme?', und Maria (oder Miriam) — so hieß die Frau — sagte: ‚Das ist mein Sohn.' "

Es war Miriam bat Joachim, Tochter des Joachim, und ihr Mann hieß Joseph ben David, er war der Sohn eines David aus dem Hause David. Die beiden Frauen, Hannah und Miriam, standen eng beieinander und schauten hinunter. „Ich schob den Vorhang weiter zurück, damit sie auch etwas sehen konnte. Sie sieht so jung aus; kaum zu glauben, daß sie einen zwanzigjährigen Sohn hat. Sie hat ein wunderschönes, zartes Gesicht. Sie stammt aus Nazareth und ist sehr blond. Ihr Haar ist fast weiß; es sieht aus wie Gold, das mit Silber übergossen ist. Ihre Augen sind blau wie der Himmel, blauer noch als unsere, blauer als die Augen meiner Miriam." Sie seufzte. „Die beiden tragen denselben Namen."

Auf allen Bildern, deren ich mich erinnerte, war die Muttergottes mit olivenfarbiger Haut, dunklen Augen und schwarzen Locken dargestellt gewesen — die Künstler des Mittelmeerraumes hatten ihre eigenen Mütter und Schwestern und Liebsten gemalt, und Jesus ähnlich wie Maria.

Die beiden Frauen lauschten wie gebannt, solange der jungen Mann aus den heiligen Schriften las, dann verloren sie das Interesse am Gottesdienst. „Jetzt liest nicht mehr ihr Sohn, sondern der langweilige Rabbi. Wir können ihn nicht leiden. Er liest aus der Thora."

„Wie heißt dieser Rabbi?"

Sie blickte auf. „Reb Zacharias." Wohl kaum der Prophet, der vor langer Zeit lebte!

Wir ahnten natürlich, wer der junge Mann war, und wollten gerne wissen, was sie uns zu diesem Zeitpunkt über ihn sagen konnte.

„Erzählen Sie mir mehr von dem jungen Mann, der aus den Schriften las."

Ihre Stimme wurde immer leiser. „Er ging fort mit seinem Vater, und seine Mutter ging hinterher."

„Ist er groß?"

„Wie viele cubits? Das weiß ich nicht. Jedenfalls ist er größer als sein Vater, Joseph ben David."

„Wie war er gekleidet?"

„Er lebt auf dem Land. Seine Mutter sagte mir, daß er Zimmermann sei. Ihr Gatte ist Zimmermann und ihr Sohn auch. Sie machen wunderschöne Möbel (davon hatte ich noch nie etwas gehört) und verkaufen sie sogar in Jerusalem. Sie bauen auch Häuser, und sie haben einen Laden, erzählte mir seine Mutter. In Magdala wären sie zu Besuch bei Verwandten. Sie wohnen in Nazareth."

„Wie heißt Miriams Sohn?" fragte der Hypnotiseur.

„Jeschua ben Joseph . . . Jeschua ben Joseph. Das ist der aramäische Name für Joschua."

„Sind Sie ihm in späteren Jahren nochmals begegnet?"

Sie schüttelte den Kopf. Diesmal bewältigte sie die zeitliche Verschiebung nicht.

„Nein. Nicht, daß ich wüßte."

Wieder machte er sie um einige Jahre älter.

„Sie sind jetzt vierzig Jahre alt."

In zehn Jahren hatte sich viel verändert.

„Wir leben in der Straße der Käsemacher in Jerusalem, der heiligen Stadt Zions. Ich brachte die Steuern für die Römer nicht auf, darum zog ich mit meiner alten Mutter nach Jerusalem, und wir wohnen in der Straße der Käsemacher, denn ich weiß, wie man guten Käse erzeugt. Ich bin vierzig Jahre alt."

Sie erzeugte Ziegenkäse und Schafkäse und auch ein wenig Käse aus Kuhmilch, aber nicht sehr oft. Die Kühe waren nicht gesund, und man mußte vorsichtig sein. „Die Kühe werden krank und husten Blut."

Von ihrer Tochter wußte sie noch immer nichts, und ihr Mann war schon lange tot. Wie alle anderen in der Stadt hatte sie von dem jungen Mann gehört, der gegen die Habgier und den Machtanspruch der etablierten Kirche zu Felde zog — sie hatte ihn allerdings noch nicht mit dem jungen Mann ihrer Träume in Zusammenhang gebracht.

„Er soll ein großer Lehrer sein. Die Leute nennen ihn Rabbi."

„Sie sahen ihn schon einmal, vor zehn Jahren", sagte der Hypnotiseur. „Damals waren Sie dreißig."

Ihre Stimme wurde lebhaft. „Ah ja, Jeschua ben

Joseph! Man sagt, daß er Jeschua heißt! Und er ist ein Nazarener."

„Wie sieht er aus?"

„Ich habe ihn damals in der Synagoge zum letzten Mal gesehen."

„Trug er einen Bart?"

Die Frage überraschte sie. „Natürlich. Kein Mann schneidet sich den Bart ab. Sein Bart war goldblond."

„Hatte er lange Haare?"

„Sie fielen ihm bis auf die Schultern. Er war noch jung."

Der Hypnotiseur wollte es möglichst genau wissen. „War er schlank oder eher stämmig?"

„Sie meinen dick? Nein, dick war er nicht. Wie könnte ein Nazarener dick sein? Die Römer nehmen uns unser ganzes Geld weg und unser Brot und alle Lebensmittel. Nein, er war dünn."

„Und nun haben Sie wieder von diesem Mann gehört, diesem Jeschua aus Nazareth?"

„Ja, aber gesehen habe ich ihn noch nicht. Er wird Jeschua ben Joseph aus Nazareth genannt. Aber ich habe ihn noch nie gesehen, außer es wäre der Mann aus der Synagoge." Es folgte eine lange Pause. „Ich würde Jeschua ben Joseph gern sehen. Die Marktleute lachen und spotten meist über ihn, aber einige sagen, er hätte Tote wieder zum Leben erweckt. Das haben heilige Rabbis schon vor ihm getan, Wundertäter hat es immer gegeben. Aber sie sagen, bei ihm ist es anders — wenn er spricht, glaubt man, daß ein Engel spricht."

Sie wurde nachdenklich. „Wir sind alle arm hier in Jerusalem, außer denen, die sich mit den Römern und Griechen verbrüdern, und die reich und gebildet sind

und ihre Söhne und Töchter in römische Familien einheiraten lassen. Unsere Priester haben uns verraten, und der Hohepriester soll ein ganz schlechter Mensch sein. Er trägt Ringe an jedem Finger und weiße, seidene Gewänder und einen purpurroten Mantel — das sehen auch die Römer nicht gern. Die purpurrote Farbe ist dem Kaiser vorbehalten."

„Wie heißt der Hohepriester?"

„Kaiphas. Er ist der Hohepriester."

Da Kaiphas die Verfolgung Christi leitete, schien mir die nächste Frage nicht sehr angebracht.

„Mag er Jeschua?" fragte der Hypnotiseur. „Was hält er von ihm?"

Sie runzelte die Stirn. „Er wohnt in Jerusalem neben dem Tempel — ich wohne in Jerusalem in der Straße der Käsemacher."

Plötzlich wurde ihre Stimme, die bisher eher unbeteiligt geklungen hatte, ganz schrill vor Erregung. „Wo ist mein Kind?" rief sie. „Wo ist meine Tochter? Sie wäre jetzt fünfundzwanzig. Sie könnte beinahe schon Großmutter sein, den Jahren nach." Sie sprach zu sich selbst. „Ob sie wohl verheiratet ist? Ich opfere meine Taube im Tempel und ich bete im Vorhof der Frauen, daß sie ihre Mutter finden möge." Sie klang recht verloren und sehr alt. „Das Gehen fällt mir schon schwer, aber ich muß sie finden."

Ihr Tonfall veränderte sich. Sie sprach nun so entschlossen, daß wir nachgerade sahen, wie Hannah sich resolut aufsetzte und beschloß, ihre Tochter endlich zu finden.

„Ich werde Jeschua ben Joseph fragen", sagte sie, und neue Hoffnung klang in ihrer Stimme. „Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, ob er wirklich so klug

ist, wie die Leute behaupten, und wenn ja, dann soll er mir doch sagen, wo meine Tochter jetzt ist."

Es folgte eine ziemlich lange Pause, während sie sich offenbar auf den Weg zum Marktplatz machte. Dann aber schrie sie unvermittelt auf und kreischte so laut, daß es uns kalt über den Rücken lief.

„Nein, nein, nein!" schrie sie und warf sich auf der Couch hin und her. „Ihr dürft sie nicht töten! Ihr dürft sie nicht steinigen! O Gott, Miriam, mein Baby! Sie bringen sie um!" Sie schluchzte und war wie von Sinnen, und der Hypnotiseur und ich sahen einander hilflos an. Wir hatten mit dieser Szene in keiner Weise gerechnet. „Oh, sie töten meine Tochter, sie töten meine Tochter", rief sie immer wieder, immer wieder.

Janet hatte sich auf der Couch aufgerichtet, sie streckte hilfesuchend ihre Arme aus, aber ihre Augen blieben geschlossen und die Tränen liefen ihr über die Wangen, während ihre Schreie durchs Haus gellten.

Einen Augenblick fürchtete ich, daß wir die Kontrolle über die Trance verloren hätten und Janet in diesem schrecklichen Gefühlsausbruch ernsten Schaden erleiden könnte.

Sobald ich mich etwas gefaßt hatte, gab ich dem Hypnotiseur ein Zeichen. „Wecken Sie sie auf!"

Sein Gesicht war ebenso sorgenvoll wie meines.

Er strich ihr sanft über die Stirn und sagte in beruhigendem Tonfall, als spräche er zu einem Kind: „Beruhigen Sie sich."

Sie schluchzte nun verhaltener, zitterte aber immer noch vor Erregung. „Sie töten meine Tochter, sie steinigen sie zu Tode."

Der Hypnotiseur sagte ruhig: „Schließen Sie die Augen und schlafen Sie ein. Sie kehren in Ihr gegenwärtiges Leben zurück. Sie sind wieder in Kalifornien, am Meer, bei Ihren Freunden. Bitte, beruhigen Sie sich."

Das Schluchzen hörte auf, aber ihr Körper wand sich immer noch auf der Couch. Dann öffnete sie die Augen ganz weit und sah sich rasch im Raum um, als müßte sie sich erst zurechtfinden.

Das Erlebnis ihres Unterbewußtseins war so stark gewesen, die Erfahrung so bedrückend, daß zum erstenmal eine Spur von Erinnerung zurückblieb, als sie aufwachte.

Sie setzte sich auf und sah uns verwirrt an. „Ist mit einer meiner Töchter irgend etwas nicht in Ordnung? Ich habe so ein ungutes Gefühl, als wäre etwas passiert."

Ich versuchte, ihr das auszureden.

„Nein, nein, Sie hatten nur einen Traum, der Ihre Tochter in einem früheren Leben betraf."

Langsam fand sie ihre Fassung wieder und griff nach einer Zigarette. Meine letzten Worte waren haftengeblieben. „Es gibt kein früheres Leben, keine Reinkarnation." Ihre Stimme klang immer noch ein wenig heiser. „Das ist alles Unsinn."

In diesem Augenblick hätten wir ihr keinesfalls widersprochen, was immer auch sie behauptete. Wir fanden, daß sie wahrlich ein Recht darauf hatte, unrecht zu haben — falls sie überhaupt unrecht hatte.

Zahllose Fragen warteten auf Beantwortung, aber wir hatten Hemmungen, die Sitzung gleich fortzusetzen. Wir wollten sie doch nicht einer Situation ausliefern, die ihr so großes Leid brachte.

„Vielleicht sollten Sie sich heute ausruhen", schlug ich vor, „und wir machen morgen weiter."

Sie zog zufrieden an ihrer Zigarette und wirkte wieder völlig normal.

„Sie sind so gut zu mir", sagte sie, und ich hatte ein recht schlechtes Gewissen.

Den restlichen Nachmittag verbrachte ich mit dem Studium der Bibel. Ich las alles über Maria Magdalena und die namenlose Prostituierte, die Christus ziemlich am Beginn seiner dreijährigen Lehrtätigkeit kennenlernte. Er war im Tempel und sprach zu seinen Anhängern, als die Schriftgelehrten und Pharisäer ihm eine Frau brachten, die beim Ehebruch ertappt worden war. Sie waren empört, wie rechtschaffene Leute es immer über die Sünden der anderen sind.

Hinterhältig stellten sie ihm die Frage: „Im Gesetz hat uns Moses geboten, eine solche zu steinigen. Was sagst du?" Das sagten sie, um ihn zu versuchen, damit sie eine Anklage gegen ihn hätten. Die Schrift berichtet weiter: „Jesus aber bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie jedoch hartnäckig weiterfragten, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: ‚Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie.' Dann bückte er sich wieder und schrieb auf die Erde. Als sie aber das gehört hatten, gingen sie weg, einer nach dem anderen, angefangen von den Ältesten. Und er blieb allein zurück und die Frau, die in der Mitte stand. Da richtete Jesus sich auf und sprach zu ihr: ‚Frau, wo sind sie? Hat keiner dich verurteilt?' Sie aber sprach: ‚Keiner, Herr!' Da sprach Jesus zu ihr: ‚Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr.' "

Dies war eine Stelle aus dem Johannesevangelium, Maria Magdalena war namentlich nicht genannt und auch sonst unterschied sich die Geschichte von dem Bericht, den Janet uns gegeben hatte. Dennoch schien es sich um dieselbe Szene zu handeln, die Grundelemente waren die gleichen.

Taylor Caldwell war mit der Bibel vertraut, sie kannte natürlich den berühmten biblischen Bericht in allen Einzelheiten. Wenn ihre Erzählung dennoch von der biblischen abwich, war das ein Beweis, daß nicht ihr Bewußtsein zu uns sprach.

Mit gemischten Gefühlen nahmen wir am nächsten Tag die Fäden der Geschichte wieder auf.

Die Fragen lagen auf der Hand. Was war mit Maria Magdalena und mit Hannah, ihrer Mutter, geschehen? Und wo war Jesus? War er dabei, als das alles geschah? Die Bibel berichtet, er sei im Tempel gewesen und weiß nichts von einer Steinigung auf der Straße.

Gespannt wartete ich, daß der Hypnotiseur Janet in Trance versetzte. Zum erstenmal seit Beginn der Sitzungen interessierte mich die Erzählung selbst mehr als ihre Verwertbarkeit zum Beweis der Reinkarnation. Was war an jenem Tag auf einer Straße in Jerusalem geschehen, und wie ging die Sache aus? Endlich senkten sich ihre Lider. Als der Hypnotiseur ihre Stirn berührte, seufzte sie, und wir konnten beginnen.

„Sie leben wieder zur Zeit Jesu Christi", sagte der Hypnotiseur und sah ein wenig besorgt drein.

Ihre Antwort war ebenso unerwartet wie dramatisch.

„Ich starb, als er meine Tochter rettete. Ich fiel auf die Steine und starb."

Jesus war also dort gewesen, und Janets Geist war dortgeblieben, um die Ereignisse mitanzusehen, nachdem sie schon gestorben war.

Diesmal wirkte sogar der Hypnotiseur leicht verblüfft.

„Woran erkannten Sie Ihre Tochter?"

Sie schien ihn zuerst nicht zu verstehen.

„Nicht ich rettete sie, es war Jeschua ben Joseph. Er nahm sie bei der Hand. Sie wollten sie steinigen. Und er sagte zu den Männern, den heuchlerischen Pharisäern: ‚Wer von euch nicht mit ihr geschlafen hat, werfe den ersten Stein.' "

Selbst dieser berühmte Ausspruch Christi war hier verändert und wirkte seltsamerweise noch schlagkräftiger. Ich konnte mir gut einen zornigen, von Mitleid erfüllten Jesus vorstellen, der seinen Widersachern diese Sünde entgegenschleuderte.

Wir versuchten, ihren Weg an diesem Tag zu rekonstruieren. Anscheinend hatte man ihr gesagt, Jesus sei auf dem Marktplatz, und sie war dort hingegangen, mitgezogen von der Menge, die ihm ja überallhin folgte.

Dann sah sie, starr vor Entsetzen, was in der Mitte der Menge vor sich ging. Ihre Tochter brach unter den Steinwürfen zusammen, Jesus aber war sofort bei ihr, er kniete nieder, um ihr aufzuhelfen.

Es war zwar nicht genauso, wie sie es Jahre vorher geträumt hatte, aber wie im Traum zog Jesus ihre Tochter zu sich empor.

„Er half ihr auf. Sie blutete am Arm. Er legte seinen Arm um sie und sprach zu den Männern, die sie töten wollten. Ich lief über die Steine zu ihr hin und fiel nieder und umfing ihre Knie."

Nie würde sie diese schreckliche Szene vergessen. Ihr Unterbewußtsein würde die Erinnerung daran ewig aufbewahren. Der Schock des entsetzlichen Geschehens

kam in ihrer Stimme zum Ausdruck, sie konnte die Worte kaum aussprechen.

„Die Männer schrien ‚Hure!', und sie schrien ‚Anathema, anathema! Miriam von Magdalena ist eine Ehebrecherin!' "

Das alles war für eine alte Frau von vierzig, die überdies schon gebrechlich war, einfach zu viel: dieses schreckliche Wiedersehen nach all den Jahren geduldigen Wartens.

Als sie starb — ob vorher oder nachher, weiß ich nicht —, schenkte ihr eine wunderbare Vision Trost und Erhebung. „Mein Herz wurde wie Feuer, Dunkelheit senkte sich nieder. Und dann sah ich Jeschua ben Joseph, ehe ich fortflog. Er war sehr groß und leuchtete wie die Sonne. Sein Bart und seine Haare glühten wie Feuer, und Blitze umzuckten ihn. Seine Augen waren leuchtender als der hellste Stern. Da wußte ich, daß er der Messias war. Vorher hatte ich es nicht wirklich gewußt. Er sagte zu mir: ‚Geh hin in Frieden, meine Tochter.' Er war verklärt und viel größer, und von seinen Händen gingen Lichtstrahlen aus. Sein braunes Gewand hatte sich in weißes Feuer verwandelt und an seinen Handgelenken waren Wundmale." Ihre Stimme klang ganz verzückt und sie streckte die Arme empor. „Ich weiß, er ist wahrhaftig der Messias. Er hat die Menschen von ihren Sünden erlöst."

„Wissen Sie denn, daß der Messias ans Kreuz genagelt wurde? Wieso wußten Sie, daß der Messias Wunden an den Handgelenk hatte, als Sie ihn sahen?"

„Ich sah sie, als ich diese Welt verließ."

„Was glauben Sie, was diese Wunden bedeuten? Wie kam er zu diesen Wunden?"

„Das weiß ich nicht. Der Messias ist Gott. Aber er

ist auch Jeschua ben Joseph, das weiß ich ganz genau. Als ich starb und er zu mir sagte: ‚Geh hin in Frieden', da fiel mir ein, daß ich ihn vor ungezählten Äonen auf dem Berg gesehen hatte, und nun sah er genauso aus wie damals."

Manche Leute vertreten die Ansicht, Jesus sei eine Reinkarnation des größten jüdischen Propheten gewesen.

„War er Moses?" fragte der Hypnotiseur.

„Er lebte von Ewigkeit her."

„War er Moses?" wiederholte er.

„Der die Zehn Gebote Gottes brachte?"

„Ja."

„Nein, nein, der Messias lebt ewig."

„Hörten Sie seine Bergpredigt?"

„Ich sprach nie mit ihm. Er sprach mit meiner Tochter, aber nicht mit mir."

Die Frage nach Moses hatte offenbar eine Erinnerung geweckt.

„Moses war der Prinz von Ägypten", erklärte sie plötzlich. „Seine Mutter war die Tochter einer ägyptischen Prinzessin und eines hebräischen Arztes. Seine Mutter sagte, sie hätte ihn in einem Körbchen im Wasser gefunden, aber das war nicht wahr. Sie fürchtete sich vor den Männern des Hofes. Als sie aber den Knaben ihrem Vater zeigte, sagte er: ‚Dieser soll mein Erbe sein.' "

Wieder einmal wich ihr Bericht von der Bibel ab.

„Wie war die Sache wirklich? Was ist die Wahrheit?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich war nicht dabei."

„Woher kennen Sie dann die Geschichte?"

„Die Priester erzählen sie uns so."

Nach diesem interessanten Zwischenspiel wollten wir doch noch einiges über Christus erfahren.

„Wieso waren Sie überzeugt davon, daß er der Messias war?"

„Als ich starb, wußte ich es. Denken Sie doch: Ich sah einen Sterblichen plötzlich verwandelt, und er wurde immer größer und war von Licht umgeben, und sein Gewand strahlte heller als die Sonne. Und doch war er derselbe wie vorher, und seine Hände leuchteten und er sagte zu mir: ‚Geh hin in Frieden!' "

Sie hatte sein Schicksal auf Terra in diesem Augenblick bereits vorausgesehen. „Auf seinem Gewand war Blut und auch an seinen Gelenken. Aber der Messias kann nicht sterben."

In ihrem ganzen Leben war sie ihm zweimal begegnet — als er zwanzig Jahre alt war, und zehn Jahre später, bei ihrem Tod. Er muß damals dreißig gewesen sein und gerade seine Lehrtätigkeit begonnen haben, an derem Ende das Kreuz stand.

Ein Detail ihrer Geschichte kam uns fast unglaublich vor, und doch konnte man auf Grund ihrer Erzählung kaum daran zweifeln. Wieso berichtete sie von Dingen, die sich nach ihrem Tod zugetragen hatten? Wie war das möglich? Besaß die Seele denn Augen und Ohren und einen Mund?

„Bevor ich starb, wußte ich nicht, daß er der Messias war, dann aber *sah* es meine Seele."

Wir waren wieder einmal auf die Seele gestoßen, von der Hannah so selbstverständlich sprach, und die Taylor Caldwell bewußt ablehnte. Wir konnten nicht anders, wir mußten fragen, was mit dieser Seele geschehen war.

Sie schien sich über unsere Fragen zu wundern.

„Wann meine Seele starb? Die Seele stirbt doch nicht."

„Wohin ging sie?"

„Sie ging durch die Tür mit dem Schwert, und ich sah ihn wiederum in weiter Ferne." Nun hatte er bereits die Kreuzigung und die Auferstehung hinter sich. „Er stand auf dem Planeten Faustia, und die Herrscher und Könige umgaben hin." Ein alter Freund war auch dabei. „Auch Darios stand dort. Ich sah ihn, und er war größer als der höchste Berg." Sie sprach von Christus.

Sie geriet beinahe in Ekstase, während sie uns mit erhobener Stimme von ihrer Vision erzählte, die kaleidoskopartig an ihr vorüberzog. „Er wird diese schlechte Welt vernichten und einen neuen Himmel schaffen und eine neue Erde, weil die Menschen so verdorben, so verkommen und degeneriert sind. Sie werden zu den Bergen schreien, sie mögen auf sie fallen, und zu den Flüssen, sie mögen sie ertränken."

Es schien unwahrscheinlich, daß ein gütiger Christus die Sünder so unbarmherzig zugrunde richten wollte, andererseits brauchte man nur an seine Warnung vor dem Jüngsten Tag (Matthäusevangelium) denken. Janet, oder Hannah, erklärte jedoch gleich, daß nicht Christus das Unheil über die Menschheit bringen würde. Die Menschheit würde selbst ihren Untergang herbeiführen.

„Er wird zulassen, daß das Böse im Menschen diesem ungläubigen Geschlecht den Untergang bringt. Der Untergang ist schon sehr nahe. Der Tod droht der Menschheit aus allen vier Himmelsrichtungen. Das hörte ich im Haus des Fürsten Darios."

In „Dialog mit dem Teufel" stand es schwarz auf

weiß: Christus war gekommen, um die Menschen auf Terra zu erlösen, doch er wurde zweitausend Jahre lang zurückgewiesen und verachtet.

Heimlich lachte Darios darüber, daß Terra sich selbst dem Untergang weihte. „Ich hörte, wie im Haus meines Fürsten lachend gesagt wurde, daß der Messias sich das winzige Staubkorn, genannt Terra, ausgesucht habe für seinen Tod, weil es das kleinste und unbedeutendste war. Er gab sein Blut und sein Leben, die Menschen aber lehnten sein Opfer ab."

Und der Fürst und seine Freunde waren voll Schadenfreude über den baldigen Untergang der Erde.

Hannah war also zurückgekehrt in das Haus ihres Fürsten Darios, wie sie es vorher und nachher immer wieder getan hatte. „Ich kehre immer ins Haus meines Herrn zurück", sagte sie.

„Und wo ist das?"

„Auf dem Planeten Melina, der vor zwei Jahrhunderten seinem Bruder Luzifer zufiel. Darum dürfen sich die Bewohner von Melina dem Fürsten Darios auch nicht nähern, außer wenn er über sie zu Gericht sitzt."

Und der Messias? Wohin ging er, nachdem er die Erde endgültig verlassen hatte?

„Er begab sich in den Himmel."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Hypnotiseur.

„Der Himmel ist der Mittelpunkt aller Welträume. Ich war noch nie dort, aber Darios kennt ihn."

„Und was ist dieser Himmel?"

„Das Ziel, dem die Billionen von Welten zustreben, das aber nur wenige erreichen."

„Wie konnten Sie vor ungezählten Äonen den Messias sehen?"

„Ich sah ihn Äonen bevor er in diese Welt kam. Er lebt ja seit Ewigkeit auf dem Berg in der großen Welt Faustia." Das hatte sie schon vorher erwähnt.

„Und wo ist diese Welt?"

Plötzlich klang ihre Stimme müde und die Worte kamen nur ganz leise.

„Auf Melina, in der Galaxie der Alsaida."

Das war wohl weit entfernt von Golgotha, der Dornenkrone und dem Kreuz.

XIII

Deutung der Vergangenheit

Violet Gilbert beschrieb vergangene Leben nicht nur, sie versuchte auch den Bezug zur Gegenwart mit ihren vielfältigen Problemen sowie zur Zukunft herzustellen. Einige meiner Bekannten hatten sie aufgesucht und waren alle sehr beeindruckt gewesen von der Präzision, mit der sie auf die wichtigsten Ereignisse und Beziehungen ihres Lebens eingegangen war.

Der Künstlerin Marlene Dantzer lieferte sie eine befriedigende Erklärung für ein schwieriges Liebesproblem, das bis dahin unerklärlich schien.

Auf Grund ihrer Kenntnis eines früheren Lebens sagte sie die Heirat des Werbemanagers Audrey Bohan voraus, und die Voraussage traf prompt ein. Und Bob Dursi, einem jungen Dirigenten, gab sie die Erklärung für seine schwere Allergie gegen Staub. Sie führte sie auf ein früheres Leben zurück — damals hatte er bei einer Bergwerksexplosion in einer Staubwolke den Tod gefunden.

Violet Gilbert hatte ihren ständigen Wohnsitz in Roseburg, Oregon, wahrsagte aber in ganz Kalifornien und benötigte dazu — genau wie der verstorbene Edgar Cayce — nicht einmal die Gegenwart der Person, der ihre Auskunft galt. Während jedoch der Hellseher von Virginia Beach sich den Namen und Auf-

enthaltsort seines Objektes geben ließ, verlangte Violet Gilbert nur das Geburtsdatum der betreffenden Person sowie die Geburtsdaten von fünf oder sechs anderen Personen ihrer Umgebung, seien es nun Freunde, Feinde oder Verwandte.

Obwohl Janet sich bereits auf ihrer Weltreise befand — sie war strahlend und überschäumend vor Gesundheit und Energie abgereist —, konnten wir eine Sitzung arrangieren, von der wir uns Aufschluß über Janet gegenwärtiges Leben auf der Basis ihrer früheren Existenzen erhofften. Ihre persönliche Anwesenheit war dazu nicht notwendig. Ich legte nur, wie von Mrs. Gilbert gefordert, die Namen und Geburtsdaten von fünf Personen vor, deren Leben mit dem Janets verbunden waren. Wie Violet Gilbert behauptete, waren diese Menschen alle auch in der Vergangenheit in irgendeiner Beziehung zu Janet gestanden, sonst wären sie nicht in ihrem gegenwärtigen Leben mit ihr verbunden.

Der erste auf der Liste war Marcus, der ja auch nach seinem Tod noch eine große Rolle in ihrem Leben spielte. Es folgten ihre beiden Töchter, dann ihre engste Vertraute, Jan Robinson, und zuletzt sich selbst; ich war ja in unser gemeinsames Projekt hineingeraten, ohne recht zu wissen, wie mir geschah.

Es schien plausibel, daß Menschen, die noch Schulden und Guthaben miteinander auszuhandeln hatten, einander in jedem Leben aufs Neue begegneten — wie hätten sie sonst aus den Erfahrungen der Vergangenheit gemeinsam ihre Lehren ziehen können?

Violet Gilbert nannte ihre Mitteilungen „Bewußtseinsstudien", und sie sprudelte sie heraus wie ein Arzt seine Diagnose oder ein Pastor seine Predigt. Ich war eigentlich froh, daß Taylor Caldwell nicht dabei war

mit ihren spöttischen Blicken und skeptischen Bemerkungen. Allerdings hätte sich Violet Gilbert kaum aus der Fassung bringen lassen. Sie war völlig überzeugt von der Richtigkeit ihrer Behauptungen und wirkte daher sehr ruhig und selbstsicher.

Sie breitete die Namen und Daten vor sich auf dem Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer aus, nur wenige Meter von der Couch entfernt, auf der vor zwei oder drei Wochen Taylor Caldwell regelmäßig gelegen war. Bei aller Selbstsicherheit war Violet Gilbert eine bescheidene Person; sie betrachtete sich lediglich als Instrument einer größeren, allumfassenden Kraft. Ein Hollywood-Regisseur hätte mit ihr nicht viel Freude gehabt — sie sah gar nicht so aus, wie man sich eine Wahrsagerin vorstellt, sondern eher wie eine biedere Hausfrau mittleren Alters, die eben einen Apfelkuchen ins Backrohr geschoben hat. Ihre Haare waren schon ein wenig grau, sie war klein und rundlich, und ihr rosiges Gesicht zeigte die feinen Spuren von Glück und Unglück. Hinter ihren einfachen Brillen sahen die Augen mit viel Humor und Lebenserfahrung in die Welt. Sie hatte zu viel gesehen und erlebt, um nicht menschlich daran gereift zu sein.

Sie redete nicht viel herum, sondern rekapitulierte kurz und bündig den Zweck unserer Zusammenkunft, und bat gleichzeitig ihre geistigen Führer um ihre Unterstützung. Dann schloß sie die Augen, schien die Gegenwart hinter sich zu lassen, und begab sich in unbekannte Gefilde.

Mit seltsam veränderter Stimme begann sie zu sprechen: „In dieser Bewußtseinsstudie bitten wir um Aufklärung darüber, welches der Zweck von Taylor Caldwells Wiedergeburt ist, wie sie ihr Ziel erreichen will,

und welche Werkzeuge sie dazu mitgebracht hat." Sie bat um Erläuterung der Beziehungen der Schriftstellerin zu den fünf Personen, deren Namen ich aufgeschrieben hatte, um Information über frühere Leben sowie über die Zukunft und das Wohlergehen Janet Caldwells.

Die Sitzung begann gleich vielversprechend. Obwohl wir Violet Gilbert von Marcus Rebacks Tod und seinem Versprechen am Sterbebett nichts gesagt hatten, nahm sie sofort auf beides Bezug.

„Wird ihr Gatte auf irgendeine Weise zurückkehren und ihr klarmachen, daß es ein Leben nach dem Tod gibt?" fragte sie ihre Informanten.

Bevor diese antworten konnten, fügte sie noch eine praktische Frage hinzu. „Wie wird das Projekt mit Taylor Caldwell ausgehen, das neue Buch, das im Entstehen ist?"

Wiederum wartete sie die Antwort nicht ab, sondern atmete tief ein, füllte ihre Lungen mit Sauerstoff und wandte sich dann direkt an Taylor Caldwell:

„Sie wußten doch schon lange, daß es das Wichtigste und Notwendigste für Sie war, Ihre innersten Gefühle zu beherrschen. Erst wenn Sie in sich gingen, ganz allein, kam Ihr besseres Selbst zum Vorschein (Janet Reback versus Taylor Caldwell), und Sie erhielten Antwort auf die Frage nach Ursache und Wirkung und gewannen neue Einsichten, und somit den Schlüssel zur Lösung Ihrer Probleme.

Oft geschah das in einer Art Traumzustand, in der Nacht. Sie hatten dann seltsame Träume und wachten mit seltsamen Erinnerungen auf. Bei anderer Gelegenheit drängte sich die Vergangenheit in Ihr Bewußtsein und spielte Ihnen Szenen aus längst vergangener Zeit

vor — nicht, um Ihre Neugierde oder Ihre Eigenliebe zu befriedigen, sondern um Ihnen klarzumachen, was Ihr Leben zu jener Zeit bestimmte, welche Fehler Sie machten, und wie diese Fehler zu korrigieren sind."

Nachdem sie so von den Träumen der Schriftstellerin gesprochen hatte — und wir wußten, daß Träume ihr Leben tatsächlich stark beeinflußten —, wandte sie sich den Veränderungen zu, die der Tod ihres Mannes in Janets Dasein bewirkt hatte.

„In den letzten zwei Jahren ergaben sich in Ihrem Leben viele Veränderungen. Sie standen unter emotionellem Stress, weil Sie plötzlich selbst Entscheidungen zu treffen hatten." Früher hatte das Marcus getan. „Sie wollten die Notwendigkeit mancher Veränderung nicht wahrhaben, aber in den Annalen der Zeit steht geschrieben, daß es noch Rückstände aus der Vergangenheit gab, und daher ein neuer Beginn für Sie notwendig war. Sie befinden sich nun in der reinigenden Endphase, die übergehen wird in einen neuen Anfang."

Sie erkannte beide Persönlichkeiten in Janet — die weltberühmte Schriftstellerin und die scheue, sensible Frau, die die Stille und Zurückgezogenheit suchte.

„Sie kennen mehr Leute als ein Durchschnittsmensch. (In ihren Büchern jedenfalls.) Auf Ihrer Lebensbühne sind viele Menschen aus und ein gegangen, immer waren es wichtige Szenen, doch nicht immer spielten Sie die Hauptrolle in dem Stück."

Sie hatte sich in ungewöhnlich vielen Existenzen entwickeln dürfen — im ganzen waren es 37. Ihr erstes Leben — und das erklärte vielleicht ihr Kindheitsinteresse an Atlantis, über das sie ein Buch schrieb — hatte sie auf Atlantis verbracht, wo sie als Hohepriesterin mit königlicher Macht ausgestattet war. Sie aber

hatte diese Macht mißbraucht und sah sich daher gezwungen, in einer niedrigen Rolle wiedergeboren zu werden, damit sie Demut lernen und den Menschen helfen konnte, anstatt sie herumzukommandieren.

„Sie besaßen die Macht, Berge zu versetzen, aber Sie verwendeten diese Macht zu Ihrem eigenen Vorteil. Sie gerieten in einen derartigen Machtrausch, daß Sie mit Herz und Hirn der Ihnen anvertrauten Menschen spielten, als wären es nur Marionetten auf dem Meer."

In vielen Leben hatte sie ihre Schuld an diesen Leuten wiedergutzumachen versucht, aber es waren so viele, daß sie nicht alle erreichen konnte. Deshalb wurde sie in ihrem gegenwärtigen Leben zur Schriftstellerin mit großem Leserkreis, damit sie die Botschaft Christi — die Botschaft der Demut und Güte — einer großen Menge übermitteln konnte.

„Viele verfolgten immer noch den Pfad, auf den Sie sie einst führten, und konnten sich davon nicht losmachen. Sie konnten nicht alle persönlich ansprechen, an denen Sie schuldig geworden waren. Und darum mußten Sie in diesem Leben einen Weg finden, viele zu erreichen, damit sie wieder frei wurden, den Weg des Lichtes zu gehen, und sich nicht länger auf ihre Unwissenheit ausreden konnten. Sie brauchten nichts anderes tun, als diese Wahrheiten zu verkünden. Indem Sie das taten, löschten Sie Ihre Schuld."

Sie kam auf die Depressionen der Schriftstellerin zu sprechen und sagte, daß für die Zukunft Grund zu Optimismus bestünde.

„Obwohl Ihre Bürde schwer ist und Sie in letzter Zeit sich öfter wünschten, auszuruhen und alles zu vergessen (ihr geheimer Wunsch nach dem Tod ihres Mannes), werden Sie das nicht tun. Es sind Ihnen noch

drei Möglichkeiten gegeben, Ihr bisheriges Lebenswerk zu krönen. Zwei davon sind leicht zu nützen. Die dritte jedoch wird Ihnen schwerfallen, da sie verlangt, daß Sie enge Bindungen aufgeben. Sie werden bezweifeln, daß das notwendig ist. Und doch ist es so, daß wir uns manchmal an jene klammern, die wir lieben, und sie hindern, ihren eigenen Verantwortlichkeiten nachzukommen, indem wir uns zu schwer auf ihre Freundschaft stützen."

Ohne von Janets Schwerhörigkeit zu wissen, erwähnte sie dieses Gebrechen und schrieb es einer Haltung der Schriftstellerin zu, deren diese sich selbst nicht bewußt war. „Weil Sie mit manchen Dingen nicht belastet werden wollten, weigerten Sie sich bewußt und absichtlich, sie zu hören. Wenn Sie also manche Lektion zweimal lernen mußten, dann deshalb, weil Sie das erste Mal nicht zuhören wollten."

Sogar die Schläge auf das Ohr, in diesem und einem vergangenen Leben, sowie die Tortur unter den Glokken fanden eine Erklärung. „Jede Verletzung wurde von Ihnen bewußt ausgenutzt, um diese Abneigung (zuzuhören) noch zu verstärken. Das alles kann aber korrigiert werden, wenn Sie Ihre Haltung ändern und nicht mehr zu fliehen versuchen, sondern den Problemen ins Auge sehen, denen Sie bisher immer auswichen. Wenn Sie das tun, wird es nie mehr im Leben notwendig sein, sich mit diesen Problemen auseinanderzusetzen."

Während der Hypnose war das Gehör anscheinend von selbst besser geworden, weil sie Dinge wahrnahm, die wahrzunehmen sie sich unbewußt ihr Leben lang geweigert hatte.

Violet kam bald auf ein zweites Leben zu sprechen,

von dem ich sicher angenommen hatte, daß es auftauchen würde, wenn es überhaupt eine Reinkarnation gab.

„Als Schriftstellerin waren Sie Vorkämpfer, Baumeister, und auf diese Weise leisteten Sie Ihren Dienst. Die Grundlage dieser Tätigkeit stammt aus der Zeit, da Christus auf Erden weilte. Ja, Sie waren dort. Sie waren mit Christus verbunden, lange bevor er auf die Erde kam. Damals wurden Sie zur Prophetin ausgebildet."

Offensichtlich wußte die Wahrsagerin von Janets prophetischem Traum über das Kommen des Messias und ihr Beten und Meditieren.

„Sie waren unter jenen, die von oben das Wissen um den Zeitpunkt seiner Ankunft erhielten. Sie bereiteten sich auf das große Ereignis vor, und Sie wußten, was seine Geburt für die Menschen bedeutete.

Als seine Zeit dann gekommen war, waren Sie nicht mehr jung." Hannah bat Jakob war schon alt, als sie zum Marktplatz ging, um Christus um Hilfe zu bitten. „Dennoch war die Erwartung und Vorfreude ein wunderbares Erlebnis für Sie. Als Sie bereits wußten, daß der Heiland geboren war, fuhren Sie dennoch fort, sich vorzubereiten. Und Sie beteten, daß Ihnen Gelegenheit gegeben würde, mit eigenen Augen zu sehen, worauf Sie warteten, und bei dessen Vorbereitung Sie mithalfen."

Hannah hatte damals vielen Leuten von ihrem Traum erzählt und gesagt, daß der Messias fünf Jahre alt sein müßte, wenn ihr Traum stimmte.

„Sie lebten noch, als Christus seine Lehrtätigkeit begann, aber Sie waren schon alt. Sie hatten ja auch nur gebeten, den Beginn seiner Mission zu sehen; Sie

hatten nicht gebeten, deren Ende noch zu erleben. Und darum verließ Ihr Geist damals Ihren Körper." Das war in Jerusalem gewesen während der Steinigung.

Sogar das geheimnisvolle „Wesen" wurde indirekt erwähnt, wenn Janet Caldwell als Instrument der Aufklärung in einer Welt bezeichnet wurde, die eine neue Offenbarung dringend nötig hatte.

„Im innersten Herzen wußten Sie viele Dinge, von denen Sie zu den Menschen nicht sprachen. Sie waren in diesem Leben ein Wegbereiter, denn in naher Zukunft wird man von oben versuchen, der Welt wieder Licht zu bringen. Sie haben mitgeholfen, das Wort zu verbreiten, das vielen helfen soll, bereit zu sein und das Licht zu empfangen."

Nach dieser schönen Lebensaufgabe stand Taylor Caldwell — ob es ihr nun paßte oder nicht — eine weitere Existenz bevor, in welcher sie als Proponent der vierten Dimension — der außersinnlichen Kommunikation — im neuen goldenen Zeitalter des Wassermanns fungieren sollte.

„In diesem Zeitalter werden Sie die Menschen lehren, sich mit der neuen Dimension zurechtzufinden. Um das tun zu können, müssen Sie eine Entwicklungsphase durchmachen, die in der gegenwärtigen Inkarnation vernachlässigt wurde, weil sie bei Ihrer jetzigen Aufgabe keine Rolle spielte. Es handelt sich um den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tod, um die Anerkennung der Tatsache, daß die Seele weiterexistiert und immer wieder zurückkehrt."

Wie es schien, hatte sie die paradoxen Zweifel der Schriftstellerin an der Seelenwanderung erkannt und versuchte den offensichtlichen Widerspruch aufzuklären, der darin bestand, daß Janet zwar von der Seele

schrieb und träumte, jedoch bewußt die Reinkarnation noch nicht akzeptierte.

Violet Gilbert sagte voraus, daß Janet schon bald ihre Meinung ändern und dann auch bereit sein würde, als Lehrerin zu wirken und vielleicht mit Hilfe des Spiritismus mit jenen in Verbindung zu treten, die Terra bereits verlassen hatten.

„In dieser Beziehung werden Sie jetzt und in Zukunft Dinge erleben, die Sie von diesen Wahrheiten völlig überzeugen werden, und so wird es in Zukunft vielen ergehen. Sie werden selbst Ihren Liebsten (Marcus oder Estanbul) sehen und sprechen, obwohl er die irdische Welt bereits verlassen hat. Sie werden Beweise erhalten, daß der Geist weiterlebt und sich bemerkbar machen kann. Diese Erfahrung muß nicht unbedingt ein bleibender Bestandteil Ihres Lebens werden; sie wird gerade lang genug dauern, um Sie zu überzeugen und Sie bereitzumachen, auch anderen ähnliche Erlebnisse zu ermöglichen."

Die Jahre, die Taylor Caldwell noch vor sich hatte, würden ausreichen, um diesen neuen vierdimensionalen Glauben weit und breit bekanntzumachen, behauptete Violet Gilbert.

„Sie werden entdecken, daß das gar nicht so lange dauert, wie Sie jetzt meinen. Die Zeit, die den Menschen noch zur Verfügung steht, ist kurz. Da sich auf Erden noch vieles ändern muß, wird eine Beschleunigung aller Lernprozesse, aller Erfahrungen, aller Möglichkeiten für jene, die auf der Erde bleiben, einsetzen. Dieser Umstand wird es Ihnen ermöglichen, Ihre neue Aufgabe zu erfüllen."

Was nun folgte, wäre wohl eine schlechte Nachricht für die Janet von früher gewesen, für die Janet, die

an das Weiterleben nach dem Tod und die Reinkarnation nicht glaubte, und das alles strikte ablehnte.

„Außerdem werden bereits Vorbereitungen getroffen, daß Sie nach der Veränderung, die wir Tod nennen, wieder zur Erde zurückkehren können. Sie werden einen neuen, jungen Körper erhalten und so an der großen Zukunft des vierdimensionalen Bewußtseins, das den Menschen geschenkt wird, teilhaben. Ehe es aber so weit ist, müssen Veränderungen vor sich gehen, und deshalb sollen Sie zur Zeit auch nichts in dieser Richtung unternehmen, sondern in Ihrer Arbeit fortfahren."

Sie hatte in diesem Leben noch genug zu tun.

„Das Jahr 1972 eröffnet Ihnen einen neuen Horizont. Drei von den sechs Werken, die Sie der Welt noch geben werden, sind von besonderer Wichtigkeit."

In diesem Leben waren ihr ganz außergewöhnliche Möglichkeiten geschenkt. „In dieser Inkarnation wollten Sie alle offenen Probleme und Fragen aus 37 Leben zum Abschluß und zur Lösung bringen. Das ist ein großes Vorhaben. Die meisten Menschen müssen froh sein, die Rückstände von fünf Leben erfolgreich aufzuarbeiten. Sie haben in diesem Leben eine geistige Mission zu erfüllen und sind bereit, Ihrer Verpflichtung nachzukommen. Sie haben in diesem Leben schon Szenen und Bilder aus mindestens zehn früheren Existenzen wiedergesehen (das konnten wir bezeugen), die für Sie sehr wichtig sind."

Ihr erstes Leben spielte sich auf Atlantis ab — das wurde schon erwähnt. Später lebte sie in Arabien, Ägypten, Frankreich und England. Sie war Schafhirtin, Adelige, Schriftstellerin. In einem Leben hatte sie zwei Töchter gehabt. Eine von ihnen war davongelaufen,

um zu heiraten; sie wurde ihr in diesem Leben wiedergeboren und stand ihr deshalb besonders nahe.

In Analogie zu den vielen Leben des Estanbul sah Violet Gilbert, daß Marcus in vielen von Janets früheren Existenzen eine Rolle gespielt hatte. „Marcus war ihr Liebhaber, Freund, Vater und Arbeitgeber — in dieser Reihenfolge."

Beide hatten sie in Frankreich gelebt, was vielleicht ihre Vertrautheit mit Paris erklärte, und eine große Liebe hatte sie verbunden. „Damals war sie seine Geliebte. Er stammte aus einer sehr vornehmen Familie. Seine Heirat war von den Eltern arrangiert worden und wurde von der Familie und der Gesellschaft kontrolliert; allerdings paßten seine Frau und er überhaupt nicht zusammen. Kurz nach der Geburt des ersten Kindes kam der Mann von einer Feier sehr spät nach Hause und war ein wenig betrunken. Anscheinend wurde in der Stadt ein großes Fest gegeben, an dem alle Bewohner der Stadt teilnahmen, nur seine Frau — erst kurz nach der Entbindung — hatte nicht mitgehen können. Als er betrunken nach Hause kam, versuchte er seine Frau aufzuheben und ins Schlafgemach zu tragen, er stolperte jedoch und fiel mit ihr nieder, und sie wurde so schwer verletzt, daß sie von da an gelähmt war und nicht mehr gehen konnte. Das wirkte sich auf die Ehe sehr störend aus, und der Mann nahm sich eine Maitresse." Das war Janet. „In dieser Beziehung fanden sie Liebe, wie sie beide sie nie gekannt hatten, doch bestand zu dieser Zeit keine Aussicht oder Hoffnung auf Heirat."

Ihre Beziehung im nächsten Leben war infolgedessen eine verantwortlichere. Sie waren Vater und Tochter, „was zwischen den beiden Seelen größeren Respekt

und Verstehen hervorrufen sollte, ehe sie sich als Mann und Frau wiederfanden."

In ihrem gegenwärtigen Leben hatten Marcus und Janet ihr Ziel erreicht — sie hatten im Wesentlichen Übereinstimmung gefunden. „Dieses Leben sollte für beide Seelen ein Leben des Fortschritts werden; viel war zu geben, viel zu nehmen. Sie haben sich von aller alten Schuld befreit und sich das Privileg erworben, in Zukunft gemeinsam dienen zu dürfen." Sie würden bald miteinander in Verbindung treten. „Er wartet jetzt, daß Sie sich bewußt Ihrer gemeinsamen Zeit erinnern und sich geistig auf die gemeinsame Arbeit in der Zukunft vorbereiten." Angeblich würden ihre Seelen sich treffen und sofort erkennen.

Auch ich, so stellte sich heraus, hatte Janet schon in einem früheren Leben gekannt und war einmal ihr Lehrer gewesen. „Das war vor langer Zeit, vor der Blütezeit Ägyptens. Sie (Janet) strebte damals nach Frieden und innerer Harmonie. Er (damit war ich gemeint) half Ihnen dabei, er erklärte Ihnen die Kräfte der Natur und den Einfluß der Sterne und förderte Ihre Entwicklung."

Ich war, so unglaublich das klingt, vom Saturn gekommen, um ihr behilflich zu sein. Das geschah zu einer Zeit, als ein Großteil der Erde zerstört war und Wesen von anderen Planeten kamen, um die verwüsteten Kontinente wiederherzustellen und zu bebauen. Ein faszinierendes Konzept — ich wußte nur nicht ganz, wie man es beweisen konnte. Allerdings war auch das Gegenteil unbeweisbar, wollte man nicht dem unendlichen Universum willkürlich Grenzen setzen.

Violet Gilbert muß meine Gedanken gelesen haben. „Um das zu verstehen, muß man sich in jene Zeit

zurückversetzen, da die große Katastrophe sich ereignete und der Planet neu bevölkert werden mußte. Man beschloß, jene Wesen, die bereits eine gewisse Entwicklungsstufe erreicht hatten, ihren Weg fortsetzen zu lassen. Die Nachzügler, die Saumseligen aller Planeten, sollten auf die Erde versetzt werden. Es kamen aber nicht nur die Saumseligen hierher; eine große Anzahl fähiger Lehrer war gern bereit, auf die Erde zu gehen, von dem Wunsch beseelt, diesem Planeten zu helfen."

Das klang alles höchst romantisch, aber nicht besonders überzeugend. Ich hätte mir doch nie träumen lassen, auf irgendeinem Gebiet Taylor Caldwells Lehrmeister zu sein — nur was das Leben nach dem Tod betraf, redete ich ihr immer gut zu, sich doch nicht so hartnäckig dieser Idee zu verschließen.

Noch hatten wir keine Erklärung dafür, warum Janet und ich in diesem Leben noch einmal zusammentreffen mußten.

Nach Violet Gilberts Meinung begann die ganze Sache in England, wo wir beide als Schriftsteller arbeiteten, und zwar war ich damals erfolgreicher als sie, ich war berühmter, und meine Bücher hatten mehr Leser.

Sie wandte sich wieder an die abwesende Taylor Caldwell: „Damals waren Sie Schriftstellerin, doch wurden Sie nicht anerkannt, weil Sie eine Frau waren. Sie waren gleichzeitig auch Sängerin und Komponistin. Ihre Musik ermöglichte es Ihnen, an die Öffentlichkeit zu treten. Auch als Schriftstellerin wurden Sie bekannt, aber Sie erreichten nicht den Erfolg, den Sie verdient hätten, und waren darüber recht unglücklich. Aus diesem Grund wurde beschlossen, daß Sie in diesem Leben erfolgreich sein sollten. Und Sie wählten für dieses Leben einen Zeitpunkt, da die Leistung der Frauen bis zu einem gewissen Grad schon erkannt wurde und man sie bereits als menschliche Wesen betrachtete, die in Freiheit ihre Fähigkeiten einsetzen und ausnützen konnten."

Immer noch sah ich keinen Zusammenhang mit meiner Person, aber das sollte sich bald ändern. „Damals, vor langer Zeit, als er viel Erfolg hatte und dem Erfolg nicht nachjagen mußte, hätte er Gelegenheit gehabt, Ihnen zu helfen, aber er weigerte sich. Später überlegte er es sich anders und half Ihnen doch bei Ihrem Werk. Zuerst aber weigerte er sich, und zwar nicht deshalb, weil er die Konkurrenz fürchtete, sondern weil Sie eine Frau waren, und er damals die Meinung vertrat, eine Frau gehöre in die Küche."

Na und — war das so furchtbar?

Als Frau war Janet auch früher schon benachteiligt worden, und zwar von Jan Robinson. Angeblich war dies der Grund, warum die beiden jetzt wieder beisammen waren, und Janet diesmal dominierte, wenn man es so nennen wollte. Auch diese Geschichte hatte sich in England zugetragen.

„Damals war sie (Jan) Ihr Vater und lehnte Frauen im öffentlichen Leben ab. Er hätte Ihnen in vieler Hinsicht helfen können, aber er tat es nicht. Das muß jetzt gutgemacht werden."

Janet hatte mir von einer Reihe von Gelegenheiten berichtet, wo sie Jan Robinson als Tochter betrachtet und auch so behandelt hatte. Das paßte ja ausgezeichnet.

In einem weiteren Leben standen sie einander nahe, damals aber gab es gewisse Schwierigkeiten, die in das gegenwärtige Leben herüberspielten.

„In Spanien (eines der wenigen Länder, die Janet

mochte) waren Sie einst Schwestern. Innige Freundschaft verband Sie. Sie kamen aus einer guten Familie, die Männer hatten etwas mit Stierkämpfen zu tun. Jan war damals die ältere Schwester. Anscheinend verliebten sich beide Mädchen in denselben Mann, einen Stierkämpfer. Es gab viele Beratungen, aber die Sitte wollte es, daß Jan, als die ältere, mehr Rechte auf den Mann hatte. Man beschloß, daß Sie verzichten, Jan aber den Mann heiraten sollte. Die Hochzeit wurde bereits geplant, vorher sollte nur noch ein großer Stierkampf stattfinden. Und wie das öfter vorkommt, wurde der Bräutigam in diesem Stierkampf schwer verletzt und starb."

Während wir mit Interesse ihren Ausführungen folgten, bemerkte ich, daß Violet Gilbert sich in tranceartigem Zustand befand und ihre Umgebung vergessen zu haben schien. Ihre Stimme kam von weit her, ihre Augen waren geschlossen. Sicher fiel es ihr in diesem Zustand leichter, in der Vergangenheit zu lesen.

Der Tod des Stierkämpfers band die beiden Schwestern in ihrem gemeinsamen Kummer noch enger aneinander. „Jede konnte sich an der Schulter der anderen ausweinen. Und der gemeinsame Schmerz heilte manche Wunde der Vergangenheit und überbrückte die Kluft, die sich sicher aufgetan hätte, wäre alles seinen geplanten Lauf gegangen. Es war dies die Vorbereitung für eine andere Beziehung zwischen Ihnen beiden. Gerade eine Geschäftsbeziehung, ein Angestelltenverhältnis, ist eine heikle Sache, wenn zwischen den Partnern nicht Freundschaft, Zuneigung und Vertrauen besteht; diese Gefühle müssen in früheren Bezügen entwickelt werden und helfen dann, alle Stürme zu überstehen."

Mrs. Gilbert erwähnte dann noch ein Leben in Frankreich und ein noch früheres in China, an das Janet einige Erinnerung besaß, wie ihr Roman über die Jugend des Dschingis-Khan bewies.

Ich war gespannt, ob Violet Gilbert auch ihre traurigen Erfahrungen als Küchenmädchen in England erwähnen würde, an derem Ende Selbstmord beziehungsweise Mord stand. Violet erwähnte zwar diese Leben, ging aber nicht weiter darauf ein. „Wir haben uns zwar mit den karmischen Zusammenhängen Ihres gegenwärtigen Lebens beschäftigt, nicht aber mit einigen traurigen Erfahrungen, die Sie in der Vergangenheit machten. Was die Zeit in England betrifft, die eine schreckliche Zeit für Sie war, wollen wir hier nur eines festhalten: Sie haben nichts zu befürchten! Auch wenn diese Erlebnisse jetzt in Ihr Bewußtsein eingegangen sind, werden sie sich nicht wiederholen."

Seltsamerweise beschrieb sie ein glückliches Leben an dem vielleicht einzigen Ort der Welt, der unserer Schriftstellerin wirklich gefiel — Hawaii. „Hier besaßen Sie große Freiheit, hier gab es Wasser, angenehmes Leben, Liebe, Sonnenschein und Blumen. Die Schönheit, die Sie hier umgab, erfüllte Ihre Seele ganz."

Auf Hawaii — das hatte sie selber schon gemerkt, ohne an Seelenwanderung zu denken — war es Janet auf einmalige Weise möglich, sich zu erholen und zu erneuern und zu sich selbst zu finden. „Wenn man erschöpft ist und kann einen solchen Ort aufsuchen, erhält man neue Kraft und den Mut, weiterzumachen."

Bevor Janet ihre Weltreise antrat, hatte sie viele seltsam anmutende Anordnungen getroffen. Diese sollten, wie Violet Gilbert sagte, unbedingt durchgeführt werden. „Ein Wort der Warnung muß uns in die Ge-

genwart zurückbringen. Jene Dinge, vor denen Sie die Tür verschlossen hielten, die Sie nicht sehen und nicht hören wollten, müssen nun ins Auge gefaßt und zu Ende geführt werden. Und wenn Sie die große Ruhe gefunden haben, die Ihnen eine Atmosphäre wie diese (Hawaii) bringt, dann werden in Ihr Leben auch jene Menschen eintreten, die Ihnen bei der Überwindung der Vergangenheit helfen können." Sie sollte recht behalten.

Es war eine interessante Sitzung gewesen, und Violet Gilbert hatte immer wieder genau oder doch beinahe ins Schwarze getroffen. Leider konnte ich nur sehr wenige ihrer Aussagen nachprüfen.

Was Violet über Jan Robinson gesagt hatte, stimmte genau mit meinen Beobachtungen überein. Ich hatte mich oft über die enge Freundschaft zwischen den beiden Frauen gewundert. Janet war von Natur aus eher zynisch und sehr mißtrauisch, Jan aber schenkte sie vollkommenes Vertrauen. Wie immer war Jan nur allzu gerne bereit, über ihre Freundin und Chefin zu sprechen.

„Sie müssen Sie schon Ihr Leben lang kennen, um einen so engen Bezug zu ihr zu haben", sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir kennen uns erst seit sechs Jahren. Wir verstanden einander sofort. In Buffalo hatten alle riesigen Respekt vor ihr, aber das imponierte ihr gar nicht. Ich dagegen fühlte mich gleich zu ihr hingezogen. Sie behandelte mich wie ein Mitglied ihrer Familie, und bevor ich wußte, wie mir geschah, hatte ich bestimmte Aufgaben für sie übernommen und begleitete sie um die halbe Welt. Wenn man so darüber nachdenkt, ist das alles schon sehr seltsam."

Ich überdachte meine eigene Bekanntschaft mit Taylor Caldwell. Als wir uns vor etwa zehn Jahren auf einer kleinen Dinnerparty kennenlernten, belegte sie mich sofort mit Beschlag und besprach ausführlich einige Prophezeiungen der Bibel mit mir. Damals schon, obwohl sie mich doch kaum kannte, erwähnte sie erstmals die Möglichkeit, sich unter Hypnose in die Vergangenheit versetzen zu lassen.

Ich ging damals auf ihre Andeutungen nicht weiter ein, so wie ich angeblich schon einmal ihre Ambitionen als Schriftstellerin ignoriert hatte. Erst viel später, als Marcus gestorben war, und ihr Wunsch, mehr über ein Weiterleben nach dem Tod zu erfahren, immer heftiger wurde, nahm ich mich des Projektes an. Ich verschob andere Verpflichtungen auf später und stimmte ihrem Wunsch zu, obwohl ich recht gut wußte, daß ich bei einer gemeinsamen Unternehmung dieser Art mit allen möglichen Schwierigkeiten zu rechnen hatte.

Daran mußte ich denken, als Violet Gilbert sagte: „Er hätte Ihnen helfen können, aber er weigerte sich."

Ich war dabei, diese Schuld zu begleichen. Hoffentlich gelang es mir.

XIV

Das Ergebnis des Experiments

„Was ist ein ‚yetzer-hara'?" fragte ich.

Die *Rotterdam* war gegen Ende ihrer großen Reise in San Franzisko vor Anker gegangen, und wir saßen in der Luxuskabine der Schriftstellerin.

„‚Yetzer-hara'?" Taylor Caldwell runzelte die Stirn. „Nie gehört. Warum fragen Sie?"

„Ach, nur so."

Jan Robinson, die sich ebenfalls an Bord befand, war weniger zurückhaltend.

„Sie sprachen unter Hypnose von einem ‚yetzer-hara' — es ist ein Wort aus einem früheren Leben."

„Das ist nicht gut möglich", sagte die alte Dame. „Ich hatte keine früheren Leben."

Ich machte noch eine zweite Stichprobe.

„Was ist der Unterschied zwischen einer Synagoge und einem Tempel?"

Sie sah mich an, als wäre ich übergeschnappt.

„Gar kein Unterschied, das weiß doch jeder. Beides sind jüdische Bethäuser."

„Während einer Rückführung", wandte ich ein, „erklärten Sie uns, daß es da doch einen Unterschied gab, zumindest zur Zeit Christi, und Sie hatten recht."

Sie wirkte verwirrt.

„Die Synagoge war damals ein Bethaus", sagte Jan, „aber gleichzeitig war sie mehr als das. Sie diente als eine Art Gemeindezentrum, als Versammlungsraum für soziale Gruppen. Der Tempel dagegen war ausschließlich für den Gottesdienst bestimmt und besaß auch einen Altar."

Die Schriftstellerin schüttelte den Kopf. „Ich bin sprachlos", sagte sie. „Woher wußte ich das alles — falls es stimmt?"

Ich hielt eine weitere Überraschung für sie bereit.

„Sie nannten so viele hebräische Wörter, daß Jan einen Experten der Universität von Kalifornien aufsuchte und ihn fragte, was sie bedeuteten. ‚Yetzer-hara', eines dieser Wörter, bedeutet ‚die schlechte Seite' oder ‚der böse Geist' einer Sache. Sie hatten eine Tochter, die stark schielte — das galt als ‚yetzer-hara'."

„Ich habe zwei Töchter", entgegnete sie, „aber keine von beiden schielt."

„Wir sprechen ja von einem früheren Leben. Ihre Tochter war" — ich konnte mich nicht zurückhalten — „war Maria Magdalena."

Janet sah mich entgeistert an. „Ich weiß wirklich nicht, was Sie mit mir angestellt haben", klagte sie und schmunzelte dabei, aber ich merkte, daß sie doch eher bestürzt war.

An sich war ich äußerst beeindruckt von der Veränderung, die Janet durchgemacht hatte. Sie schien wieder Freude am Leben gefunden zu haben, wie ja die Spiritisten und der Hypnotiseur vorausgesehen hatten. Ihr Hals schmerzte nicht mehr, sie hörte gut, ihre Augen leuchteten vor Gesundheit und Interesse, und sie fror so gut wie nie. Sie hatte keinerlei Beschwerden mehr.

Ich hatte sie nie strahlender gesehen. Ihr Gesicht war

rosig, die Augen hell, und sie bewegte sich mit der Agilität einer jungen Frau.

„Was immer wir mit Ihnen angestellt haben" sagte ich, „es hat Ihnen jedenfalls gut getan!"

Sie legte das Manuskript nieder, das ich ihr übergeben hatte. „Ich habe die Seereise sehr genossen" sagte sie, „und viele interessante Leute kennengelernt. Ich hätte nie gedacht, daß ich mich noch einmal so gut unterhalten könnte."

Sie machte uns mit einem kleinen, dunklen Herrn bekannt, der etwa in ihrem Alter sein mochte und mich ein wenig an Marcus erinnerte. Wenige Monate später fand zur allgemeinen Überraschung bereits die Hochzeit statt.

„Er war so reizend zu mir", sagte sie. „Niemand hat mich so umsorgt, seit Marcus starb. Er liest mir jeden Wunsch von den Augen ab."

Er war viel zu alt, um Estanbul zu sein — Marcus in neuer Gestalt —, und war daher offensichtlich nicht der Seelengefährte, der Marcus gewesen. Dennoch war sie sehr glücklich mit ihm und freute sich, daß sie wiederum eine enge, persönliche Beziehung mit einem anderen Menschen verband. Er war von zwei neuen Bewunderern der Auserwählte.

Sie war übersprühend, strahlend und aufgeregt wie eine Braut auf der Hochzeitsreise. Stolz zeigte sie uns den herrlichen Schmuck, den sie in Bombay erstanden hatte, die Jade aus Hongkong und nicht zuletzt ein wunderschönes, bodenlanges, rotes Kleid.

„Ist es nicht prachtvoll?" sagte sie und hielt es in die Höhe, damit wir es gebührend bewundern konnten.

Die Spiritisten hatten mit der Vorhersage eines neuen Lebensabschnittes jedenfalls recht gehabt, und

es stimmte sogar, daß sie ihr Haus in Buffalo verkaufen — und sich in einer neuen Ehe anderswo niederlassen wollte.

Die Metamorphose war wirklich vollkommen. Die verzweifelte Witwe hatte sich in eine lebenslustige Frau verwandelt, die von Plänen für ihre private und schriftstellerische Tätigkeit nur so sprühte. Vielleicht war die Wandlung durch die Suggestion des Wohlbefindens während der Hypnose hervorgerufen worden, vielleicht auch durch die Entlastung ihres Unterbewußtseins. Wir hatten ihr ja Gelegenheit geboten, die unterdrückten Ängste mehrerer Leben loszuwerden und sich von vielen unterbewußten Alpträumen zu befreien.

In einem Leben nach dem anderen hatte sie unter entsetzlicher Kälte gelitten, da sie vermutlich kaum je in einem warmen Bett schlafen durfte. Ebenso mochte ihre Schwerhörigkeit vom Läuten der Glocken stammen. Als Jeannie McGill hatte sie an einem Strick gehangen, und in diesem Leben hatte ihr Hals ihr immer wieder ohne ersichtlichen Grund Beschwerden verursacht. Es schien phantastisch, daß hier Zusammenhänge bestehen sollten, aber wenn man an die Reinkarnation glaubte, paßte alles sehr gut zusammen. Und wie in der Psychoanalyse schien es nützlich zu sein, sich die Dinge von der Seele zu reden.

In ihren diversen Existenzen — und auch dazwischen, wenn ihr Geist sich auf Melina oder im All befand — setzte sie sich mit ihrer Beziehung zu Estanbul auseinander und machte berufliche Fortschritte durch ihre Verbindung mit dem mysteriösen Fürsten Darios, dem „Wesen", das ihr zeitweise ganz nahe war und die unbewußte Quelle vieler ihrer Bücher darstellte.

Mochte auch Darios ihre Inspiration sein, gab es

doch viele Hinweise darauf, daß sie Atlantis, Lemuria, Egypta, Jerusalem, China, Mexiko, Peru, Frankreich, England und natürlich Florenz aus eigener Erfahrung — zumindest unterbewußt — kannte.

Schon während der Rückführungen waren uns einige ihrer Aussagen widersprüchlich erschienen. Bei nochmaliger Durchsicht des Materials schien vieles der Geschichte zu spotten. Aus ihrem Leben bei den Azteken hatte sie einmal einen Monat von zwanzig Tagen erwähnt, und ich hatte das für einen eindeutigen Irrtum gehalten. Später allerdings erfuhr ich, daß die Mayas, die mit den Azteken eng verbunden waren, einstens einen Kalender mit achtzehn zwanzigtägigen Monaten plus einem Monat von fünf Tagen benutzten und so die 365 Tage des Jahres astronomisch genauer festgelegt hatten als unser gregorianischer Kalender.

Selbst in ihren flüchtigen Bemerkungen über geschichtliche Ereignisse erklärte sie oft das Unerklärbare. Sie sprach von Egypta als einem Teil des legendären Kontinents Atlantis und berichtete von der Flucht der Bewohner bei der großen Katastrophe. Plato erwähnt späte Flüchtlinge aus Atlantis, die ins östliche Mittelmeergebiet eindrangen, von den Griechen jedoch zurückgeschlagen wurden und sich in einem Agrarland in Nordafrika niederließen. Vielleicht gaben sie diesem Land ihren Namen — genau wie New England und New York ihre Namen von den englischen Siedlern erhielten. So könnte man sich auch gewisse Parallelen zur Kultur der Mayas und Inkas erklären, die gleichzeitig von Auswanderern aus Atlantis kolonisiert wurden; so verstünde man das plötzliche Aufblühen der ägyptischen Wissenschaft, Kunst und Literatur und das seltsame Vorkommen von Pyramiden in so verschiedenartigen geographischen Regionen — Ägypten, Mexiko, Peru —, wo Janets Aussagen zufolge die Bewohner von Atlantis ebenfalls Asyl gesucht hatten, nachdem ihre Heimat im Meer versunken war.

Ich war mir über meine eigenen Gefühle nicht ganz im klaren — ich zweifelte nicht an der Präzision ihrer unterbewußten Erinnerungen, ich wußte nur nicht, was sie zu bedeuten hatten. Ich hatte schon viele Bücher verfaßt, die mit Reinkarnation zu tun hatten, und hatte viele Rückführungen beschrieben, ohne zur festen Überzeugung zu gelangen, daß frühere Leben unbestreitbar die Grundlage für die eindrucksvollen Erinnerungen bildeten, die uns die Hypnose wieder zutage brachte.

Als Joanne MacIver, das wiedergeborene siebzehnjährige Mädchen in „Die Suche nach dem Mädchen mit den blauen Augen" in einer unwirtlichen Gegend in Kanada ihre eigene Begräbnisstätte entdeckte, nachdem die lokalen Behörden behauptet hatten, dort habe es nie einen Friedhof gegeben, war ich zugegebenermaßen beeindruckt. Und doch war es denkbar, daß auch bei ihr wie bei vielen Spiritisten dieses „Erinnern" in Wirklichkeit Hellsehen war. Joanne erinnerte sich auch noch an verschiedene andere Dinge aus einem früheren Leben in einer früheren Generation, aber signifikanter war meiner Meinung nach ihr gegenwärtiges Lebensschema, das man aus ihren früheren Erfahrungen ableiten und vorhersagen konnte. Als Susan Ganier hatte sie hundert Jahre vorher gelebt; sie konnte damals keine Kinder bekommen, ihr Mann starb sehr früh, und sie lebte ein einsames, langweiliges, leeres Leben, bis der Tod sie erlöste. Sie starb in der festen Überzeugung, daß sie ihrem Seelenfreund — ihrem Partner

in jedem Leben — in ihrer nächsten Existenz wiederbegegnen würde.

Da ich dieses frühere Leben kannte, war es mir möglich, vorherzusagen, daß Joanne — damals siebzehn — noch vor ihrem zwanzigsten Geburtstag einen Mann heiraten würde, der alt genug war, sie an ihren früheren Mann zu erinnern, und daß er sie aus dem Grenzland, wo sie hintereinander zwei Leben verbracht hatte, wegführen würde.

Sie plante bereits die Heirat mit einem jungen Burschen von neunzehn Jahren, als sie einem älteren Mann begegnete und ihn an seinen Augen erkannte. Diese Ehe war unaufhaltsam, weil sie dem Schema entsprach, das ihr Unterbewußtsein ihr vorgeschrieben hatte. „Ich werde ihn an seinen Augen erkennen", hatte sie in Hypnose gesagt.

Ich hatte nicht die Möglichkeit festzustellen, wieviel an dieser „Erinnerung" der Phantasie entsprang, wieviel davon angeborenes Wissen war, oder aber ein Konglomerat von allem, was sie je gelesen oder erlebt und dann vergessen hatte, und unter Hypnose war es wieder zum Vorschein gekommen.

Zweifellos öffnete die Hypnose die Tür zur vergessenen Vergangenheit. Während ich mit Marcia Moore in Concord, Massachusetts, Joga betrieb, erlebte ich zu meinem Staunen, wie ihre Tochter, ein Teenager, unter Hypnose in den Mutterleib zurückgeführt wurde, zurück zu dem Tag ihrer Geburt, und sich erinnerte, daß es an jenem ersten Tag ihres Lebens, genau im Augenblick ihrer Geburt, im Spital eine Stromstörung gegeben hatte. Die verblüffte Mutter konnte das nach einigem Nachdenken nur bestätigen.

Ich war an unser gegenwärtiges Projekt nicht in Unkenntnis der Möglichkeiten herangetreten, die sich aus hypnotischen Rückführungen ergaben. Was mich an dem Projekt jedoch besonders faszinierte, war nicht die Berühmtheit des Subjekts und seine oft bewiesenen medialen Fähigkeiten, sondern die Chance, Taylor Caldwells bemerkenswerten schriftstellerischen Arbeiten mit einer Erinnerung an tatsächlich erlebte Vergangenheit in Verbindung bringen zu können.

Wir hatten den Vorteil, daß wir genau festgelegte Zeitabschnitte erforschen konnten. Taylor Caldwell hatte Grund zur Annahme gehabt, sie sei in der Vergangenheit zu der Schriftstellerin George Eliot in enger Beziehung gestanden. Es schien denkbar — wenn es so etwas wie Seelenwanderung überhaupt gab —, daß dieser Einfluß der Vergangenheit ihren literarischen Stil mitbestimmte.

Als wir unsere Schriftstellerin in das neunzehnte Jahrhundert versetzten, erwartete ich mehr oder weniger, sie sei selbst Mary Ann Evans gewesen, oder wie diese sich nannte: George Eliot.

Zugegebenermaßen amüsierte es mich, daß Janet — wie sich bald herausstellte — nur George Eliots junges irisches Dienstmädchen war. Ihre Erinnerungen an „Die Mühle am Fluß" und andere Werke George Eliots stammten offenbar vom geduldigen Zuhören, während ihre Herrin Prosa und Lyrik an ihr ausprobierte. Da das Unterbewußtsein ja alles aufbewahrt, was es je gehört hat, liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, daß Janet sich an Passagen aus diesen Büchern erinnerte, die sie nie gelesen hatte.

Fast schien es eine Strafe, daß Janet nicht nur einmal, sondern gleich zweimal Küchenmädchen war. Sie hatte gar so gern dagegen gewettert, daß wiedergebo-

rene Personen aus Eitelkeitsgründen ausschließlich frühere Leben als große Berühmtheiten führten.

Während ich mir den irischen Dialekt der fünfzehnjährigen Jeannie McGill anhörte, fühlte ich mich in ein anderes Land, eine andere Zeit versetzt, gerade so, als sähe ich die Menschen, die Ereignisse mit eigenen Augen. George Lewes, der sarkastische Liebhaber, der einmal in einem Augenblick des Übermuts seiner Liebsten seinen eigenen Vornamen als Pseudonym angeboten hatte; die unfreundliche Haushälterin, Mrs. Glassen; die gütige, aber geistesabwesende Herrin selbst — alle sah ich sie mit den Augen des unglücklichen Kindes, das ein tragisches Schicksal ins Arbeitshaus verbannte. Im übrigen war ihr Schicksal durchaus nicht ungewöhnlich — in jener Zeit galt in England, von Charles Dickens heftig kritisiert, Diebstahl oft als Kapitalverbrechen.

Die kleine Jeannie McGill zeichnete ein bemerkenswert genaues Bild des Eliot-Lewes-Verhältnisses. George Lewes, ein gutaussehender Mann mit arrogantem Gesichtsausdruck und vollen Lippen, hatte die junge Mary Ann Evans von Anfang an in den Hintergrund gedrängt. Er war der Herausgeber einer populären Theaterzeitschrift, des *London Leader*, sie dagegen ein unbedeutendes Redaktionsmitglied des *Westminster Review*. Er war verheiratet, aber meine Nachforschungen ergaben, daß die Ehe erst auseinanderging, nachdem seine Frau, eine geborene Agnes Jervis, von seinem besten Freund zwei Kinder bekommen hatte — ein Umstand, der wohl den sanftmütigsten Mann ein wenig verdrießen würde. Als ihn der englische Philosoph und Wissenschaftler Herbert Spencer mit Mary Ann Evans bekanntmachte, verliebte er sich sofort in

sie. Im Jahre 1854 zogen Mary Ann und George zusammen und lebten in dieser eheähnlichen Gemeinschaft bis zu seinem Tod, also fast fünfundzwanzig Jahre lang — eine für das viktorianische Zeitalter zweifellos höchst unkonventionelle Bindung.

Wie das Küchenmädchen angedeutet hatte, beherrschte Lewes seine Geliebte; er gab die Kontrolle über Mary Anns literarisches Werk und ihr Leben nicht mehr aus der Hand, nachdem sie mit „Adam Bede" ihren ersten großen Erfolg erzielen konnte. Wie sein Tagebuch verriet, war er es, der sie dazu veranlaßte, anonym zu bleiben. Als das wegen ihres Erfolges nicht mehr möglich war, verbreitete er das Gerücht, er habe einen Großteil ihrer Werke verfaßt — auch das hatte uns Jeannie McGill erzählt. Eine Zeitlang war die Frage nach dem tatsächlichen Autor so ungeklärt, daß die Verleger, die vorher nie viel von Lewes gehalten hatten, ihn inständig baten, doch einen Roman zu schreiben, und ihm dabei völlig freie Hand ließen.

Mary Ann sprach von ihm nie anders als voll Zärtlichkeit und widmete ihr Buch „Die Mühle am Fluß" als Manuskript „Meinem geliebten Gatten, George Henry Lewes" — diese Widmung wurde allerdings nie gedruckt. Lewes litt unter ständigen Kopfschmerzen und war daher recht launenhaft, wovon das Küchenmädchen ein Lied singen konnte. Ein anderer Beobachter, der ihn vielleicht besser kannte, sagte von ihm: „Man brauchte nur seine Eigenliebe zu verletzen, und er bestand augenblicklich nur mehr aus Schnabel, Krallen und Bitterkeit."

Es war nicht verwunderlich, daß in keiner der biographischen Skizzen Hausangestellte mit Namen genannt wurden. Außenseiter besaßen keine Bedeutung

für das Leben dieser beiden Literaten. Was aber sonst über ihr Leben bekannt war, hatte Jeannie McGill oder Janet Caldwell korrekt berichtet. Ihre Schilderung unterschied sich von allen anderen nur durch kleine Details, die sonst nirgends zu finden waren.

Ich kannte keinen anderen Menschen, der für Hypnose so empfänglich war wie Janet Caldwell. Sie befand sich in Trance, ehe sie es noch merkte. Im Gegensatz zu dem „Mädchen mit den blauen Augen", das sich der Umgebung und der Anwesenden immer bewußt war, fiel Janet in eine Trance, die in ihrem völligen Ausschluß der Gegenwart an den Zustand des Komas erinnerte. Jedesmal, wenn sie aus einer solchen Trance erwachte, sah sie sich blinzelnd im Zimmer um und mußte sich erst einmal orientieren, wo sie überhaupt war.

Während wir sie beobachteten und ihr fasziniert zuhörten, kam mir unweigerlich der Gedanke — schließlich bin ich ein mißtrauischer Reporter —, daß alles vielleicht Schwindel war. Ich nahm nicht an, daß sie uns das alles vorspielte, um uns zum Narren zu halten, nein; ich fürchtete vielmehr, ihr Unterbewußtsein könnte willentlich widerspiegeln, was sie irgendwann in diesem Dasein erlebt oder als angeborenes Wissen mitgebracht hatte, um ihrem eigenen, uneingestandenen Wunsch nach einem Weiterleben der Seele zu entsprechen.

Dieser Verdacht ließ sich jedoch nicht aufrechterhalten, wenn man die lebensechte Kontinuität all ihrer Berichte bedachte und sie dann auch noch mit historisch belegten Ereignissen und anderen Geschichtsquellen in Verbindung brachte. Sie hatte aus ihrem immer wiederkehrenden Traum, der sie in ein mittelalterliches Gefängnis versetzte, nie ein Geheimnis gemacht. Dieser Traum fand seine Erklärung nicht nur durch ihre Rückführung unter Hypnose, die sie als Nonne zur Zeit Savonarolas auswies, sondern erhielt zusätzliche Glaubwürdigkeit durch die Florentiner Stiche aus dem 15. Jahrhundert, die Graf de Moretti ihr zeigte. Da paßte eines zum anderen. Ohne eine Ahnung davon zu haben, wie Florenz zu jener Zeit aussah, hätte sie sich das alles kaum ausdenken können.

Und wie war das mit Reverend Daisley? Las er Janets Gedanken, als er Mary Ann Evans erwähnte und ihren Einfluß auf die Werke unserer Schriftstellerin? Er hatte von Anne, Janets Mutter, und den Problemen ihrer Kindheit gesprochen, er hatte von selbst Marcus ins Gespräch gebracht und wußte von einer gemeinsamen Reise nach Mallorca. Er wußte auch, daß sie Taschentücher ihres Mannes bei sich trug, und daß Marcus ihr vor seinem Tod versprochen hatte, zurückzukehren, wenn es ein Weiterleben nach dem Tod gab. Wenn Daisley in allen diesen Belangen sich nicht geirrt hatte, warum sollte sein Informant, sein geistiger Führer, sich dann geirrt haben, als er Mary Ann Evans und andere Namen aus früheren Existenzen nannte?

Und Violet Gilbert? Sie wußte, daß Janet das Kommen des Messias vorhergesehen hatte in einem anderen Leben (wie Hannah bat Jakob in ihrem Traum) und daß sie wohl den Beginn seiner dreijährigen Lehrtätigkeit noch erlebte, nicht aber das Ende. Das alles war auch bei ihrer Rückführung in die Zeit Christi herausgekommen.

Die Spiritistin Dorothy Raulenson hatte zu unserem Staunen von dem geheimnisvollen „Wesen" gesprochen, das Janets Unterbewußtsein beeinflußte, und

hatte sogar seinen Namen genannt: Darios. Auch sie hatte Janet in biblischer Zeit gesehen, kurz nach dem Tod des Messias — als römische Tänzerin, die von dem Apostel Johannes zum Christentum bekehrt wurde. Es ergab sich hier zeitlich kein Widerspruch, denn man nimmt an, daß Johannes bis etwa 100 n. Chr. lebte. Damals betätigte sie sich wieder schriftstellerisch und vervollkommnete die Fähigkeiten, die sie besaß. Und dann gab es da auch noch das andere Leben als Schriftstellerin, von dem Violet Gilbert gesprochen hatte — als ich Janet nicht half und dessentwegen ich mich hier an der Schreibmaschine abplagen muß, während sie fröhlich die Welt umsegelt.

Nie hatten sich in ihren Berichten zwei Leben überschnitten — das war uns sofort aufgefallen. Am nächsten beisammen lagen ihre beiden letzten Leben: sie starb als Wilma Sims 1898 in England an Lungenschwindsucht und kehrte zwei Jahre später als Janet Taylor Caldwell wieder zurück. Hätte sich ein zeitlicher Widerspruch ergeben, dann wäre automatisch auch alles übrige unglaubwürdig geworden. Ich selber hatte in dieser Hinsicht böse Erfahrungen gemacht, die zum Teil Schuld trugen an meiner Skepsis gegen frühere Leben. Einerseits hatte man mir gesagt, ich sei der viktorianische Dichter Robert Browning gewesen (und ich ging einen Tag lang mit stolzgeschwellter Brust herum), andererseits soll ich Bramwell Brontë gewesen sein, der schändliche Bruder der berühmten Schwestern Brontë. Zu meinem Pech waren Brontë und Browning Zeitgenossen!

Janets Leben waren da schon eindrucksvoller und stimmten vor allem auch zeitlich. Selbst als sie behauptete, den jungen Temudschin im Jahre 1200 gekannt,

von Dschingis-Khan jedoch nie gehört zu haben, bestätigte dieser scheinbare Widerspruch nur die Authentizität ihrer Aussage. Der erfolgreiche Mongolenführer war in jungen Jahren noch nicht der Große Khan, der Khan der Khane, und Janets Roman endete zu einer Zeit, als Temudschin noch ein kleiner Stammesfürst war, der jedoch bereits an der Schwelle zu Macht und Ruhm stand.

Gerade weil es scheinbare Widersprüche gab, erschien mir unser Experiment glaubwürdig. Es wäre mir verdächtig vorgekommen, wäre uns alles fein säuberlich verpackt und verschnürt präsentiert worden. Das Leben selbst ist ja selten wirklich konsequent, der Mensch versucht nur immer wieder, es so darzustellen. Aus der Sprache, die Janet benützte, ergab sich eine weitere Diskrepanz. Abgesehen von einigen griechischen und hebräischen Wörtern, drückte ihr Unterbewußtsein sich in ihrer englischen Muttersprache aus. Und doch sprach sie als Jeannie McGill mit leichtem, irischem Akzent, also genauso, wie man es von einem irischen Küchenmädchen erwartete. Warum aber hatte sie dann nicht auch als Helena Griechisch gesprochen oder als Hannah bat Jakob Hebräisch oder Aramäisch, die Sprache, die Christus und seine Anhänger sprachen?

Offenbar hatte sich Bewußtes mit Unterbewußtem vermischt, und der irische Akzent wurde zur Verstärkung der Wirkung aus der Erinnerung hervorgeholt. Im allgemeinen jedoch wird bei Rückführungen mit starker erzählerischer Komponente — sei es nun bei Taylor Caldwell oder anderen — die Muttersprache des Hypnotisierten verwendet. Sollten dennoch andere Sprachen vorkommen, beweist das einmal mehr die Spannweite der unterbewußten Kräfte.

Janets diesbezügliche Erlebnisse in Florenz veranschaulichen das sehr gut. Bei Tisch wurden die Gespräche zwischen der Schriftstellerin und Graf de Moretti von Marcus, einem Sprachenkenner, oder von der Gräfin, die perfekt Englisch sprach, übersetzt. Später aber, als der Graf und Janet allein waren und er ihr die alten Florentiner Stiche zeigte, verstanden sie einander ausgezeichnet, obwohl er nicht Englisch konnte und sie nicht Italienisch.

„Man hatte fast den Eindruck", schilderte Marcus einmal die Szene, „als unterhielten sich die beiden mit Hilfe außersinnlicher Kommunikationsmittel. Es bestanden nicht die geringsten Sprachschranken."

Und so ist vielleicht wirklich die Sprache ohne Bedeutung, wenn Geist zu Geist spricht.

Der Hellseher Edgar Cayce hatte in vielen Sprachen geweissagt, so auch in Sanskrit; und Peter Hurkos, der keine Fremdsprache beherrschte, hatte in Hypnose gewähltes Russisch gesprochen und, wenn ich mich recht erinnere, vor der Kubakrise gewarnt. Und doch bedeutete das nicht unbedingt, daß Cayce in einem früheren Leben in Indien gewohnt hatte, der Heimat des Sanskrit, oder daß der Holländer Hurkos eine frühere Existenz in Rußland aufweisen konnte. Sie benützten die Fremdsprachen vielleicht auf Grund ihrer hellseherischen Fähigkeiten und bezogen ihr Wissen aus dem allgemeinen Wissen der Menschheit.

In der außersinnlichen Wahrnehmung, genau wie in der Hypnose, schien die Zeit eine seltsame, neue Dimension anzunehmen und unterlag nicht mehr den Grenzen, die unsere Uhren und Kalender ihr setzten. Die Zeit wurde zu einem großen Kontinuum, das die Geister Darios und Estanbul und die wiedergeborene

Janet immer wieder durchlebten. Und warum auch nicht, wenn man den Begriff Zeit ohne die Einschränkungen betrachtet, die offensichtlich das Werk des Menschen sind und mit der Unendlichkeit des Universums nichts zu tun haben?

Bei Vorhersagen der Zukunft, wie Medien sie von alters her immer wieder boten, wird offenbar, daß der Geist unseren Zeitbegriff überschreitet und zukünftige Ereignisse sieht, wie zum Beispiel die Ermordung des Präsidenten Kennedy, die Bedrohung der Welt durch Rotchina oder das politische Comeback Richard Nixons, dem man nach einer schmählichen Niederlage bei einer Gouverneurswahl keine Chance mehr gegeben hatte.

Wo bleibt der Zeitbegriff, wenn ein Medium wie Helen Stalls aus Jupiter, Florida, im Sommer 1965 vor einer Gruppe eingefleischter Skeptiker folgende Ereignisse korrekt voraussagen konnte: den Tod des UN-Gesandten Adlai Stevenson an einem öffentlichen Ort etwa sechs Wochen später; die Ermordung von Robert Kennedy, ähnlich der seines Bruders, des Präsidenten; die Hochzeit von Jacqueline Kennedy, der Präsidentenwitwe, mit dem Bewohner einer griechischen Insel; die Wahl Richard Nixons im Jahre 1968; die Heirat zwischen einem Eisenhower und einer Nixon?

Und ist nicht auch der Tod eine solche vom Menschen gesetzte Zeitgrenze? War es nicht denkbar, daß der menschliche Geist diese Grenze durchbrach, den Tod überlebte?

Im Verständnis des immerwährenden Lebens war Christus seiner Zeit offenbar weit voraus. „Ehe Abraham ward, bin ich", sagte er. Für ihn war die einzelne Lebensspanne nur Teil eines ewigen Kreislaufes. Und

als er seine Apostel fragte, für wen die Leute ihn denn hielten — für Elias oder einen der älteren Propheten —, anerkannte er da nicht ganz eindeutig die Reinkarnation?

Diese biblischen Aussprüche waren zweifellos interessant, wichtiger für unser Experiment war jedoch Taylor Caldwells erstaunliche medizinische Erinnerung, die uns — trotz aller Diskrepanzen — absolut das Gefühl vermittelte, die Schriftstellerin spreche aus eigener Erfahrung.

Obwohl sie in wachem Zustand wußte, daß man im Jahre 1972 noch kein Heilmittel gegen Tollwut kannte, hatte sie aus ihrer griechischen Vergangenheit ein Mittel genau beschrieben, das damals — ob zu Recht oder zu Unrecht — nur von wenigen angewendet wurde. Sie hatte auch behauptet, die „Süße Krankheit" (Diabetes) werde durch Unmäßigkeit beim Essen verursacht, während die moderne Medizin uns sagt, daß es sich im wesentlichen um eine hormonale Störung handelt, die sich durch den Genuß von Zucker und Süßigkeiten gewiß verschlechtert, nicht aber davon hervorgerufen wird.

Vielleicht hatte ihr medizinischer Exkurs in die Vergangenheit auf mich so überzeugend gewirkt, weil sie so viele Details erwähnte. Man war wider Willen beeindruckt, wenn sie autoritativ über Homöopathie sprach (anläßlich der gelben Körnchen im Spinnennetz), über den Körper als einheitliches Ganzes in gesunden und kranken Tagen, über psychosomatische Medizin, über Abtreibungsmittel wie Mutterkorn (mit der ungewöhnlichen Geschichte seiner Entdeckung durch das Verwerfen von Kühen auf den Roggenfeldern), und über die hippokratische Vorstellung von der Funktion des Herzens, des Gehirns und der vier Körpersäfte.

Ich kann Helenas Eloquenz als Vortragende nur mit der Weisheit Keptahs vergleichen, des medizinischen Lehrmeisters des Lukas in „Geliebter und berühmter Arzt", oder mit dem präzise ausgedrückten Wissen eines Dr. Jonathan Ferrier in „Doktor Ferrier". Als sie davon sprach, daß Krebs ansteckend sei, wußte ich natürlich, daß das nicht stimmte, aber wenige Tage später, als sie mit der *Rotterdam* bereits ihre Weltreise angetreten hatte, las ich mit einiger Verwunderung über die neue medizinische Theorie, daß manche Krebsarten von einem Virus verursacht und daher ansteckend sein könnten.

Man bedenke: Vor 2500 Jahren hatte die hübsche Helena, die früher im Haus der Aspasia wohnte, das alles — zumindest unterbewußt — in der hippokratischen Schule von Athen gelehrt.

Während der Rückführungen hatte sie uns ständig mit diversen Tatsachen konfrontiert, mit korrekten Namen, Daten, Bezeichnungen und Orten. Was mich jedoch viel mehr beeindruckte, war die Gefühlstiefe, mit der sie die dramatischen Ereignisse der Vergangenheit wieder erlebte, die kaum merkliche Veränderung der Stimme, die Handbewegungen, die genauen Details, das Verständnis, mit dem sie über die Chirurgie zur Zeit des Hippokrates sprach, über die medizinische Praxis und — auf einem anderen Gebiet — die Eifersucht der Frauen von Athen auf die Hetären, die von Lehrmeisterinnen jener anderen Schule zu Lehrmeisterinnen der Mathematik und Medizin geworden waren.

Während ich zuhörte, konnte ich nicht anders: ich mußte an die Reinkarnation glauben. Meine Zweifel

kehrten erst wieder, wenn mein Verstand mir sagte, daß noch niemand persönlich von „drüben" zurückgekehrt war, um uns Genaueres zu berichten. War aber wirklich niemand — wenn auch auf andere Weise — zurückgekommen? Immer wieder hatte Janet uns von Darios erzählt und von Estanbul und von dem Planeten Melina, wo ihre Seele sich erholte und weiterentwickelte, bis sie bereit war für den nächsten Kampf. Wir brauchten nichts anderes tun, als das Glaubwürdige zu glauben.

Eine Sitzung allein überzeugte uns völlig. Mit Grauen denke ich heute noch an ihren schrillen Schrei: „Sie töten meine Tochter! Sie steinigen sie zu Tod!" Und ich erinnere mich meiner eigenen Nervosität, als ich dem Hypnotiseur deutete, sie zu wecken. Nie zuvor hatte ich einen so erschütternden Gefühlsausbruch eines Menschen erlebt. Und als sie dann Jeschua, ihren Messias, zitierte: „Wer nicht mit dieser Frau geschlafen hat, der werfe den ersten Stein auf sie", da fühlte ich so tiefe Bewegung, wie keine erfundene Geschichte sie hätte hervorrufen können.

War es nicht verständlicher, daß der zornige Jesus sich gegen die Ankläger der Frau wandte und ihnen ihre eigene Schuld entgegenschleuderte? Es klang schärfer als der überlieferte Satz: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe als erster einen Stein auf sie." Bei Hannahs Erzählung sah ich Christus, eindrucksvoll in seinem Zorn, der die wirklich Schuldigen kannte: die Heuchler, die sich des Nachts mit diesen armen Geschöpfen vergnügten und dann *sie* Sünderinnen schimpften.

Violet Gilbert hatte von Taylor Caldwells 37 Leben gesprochen, und ich bezweifelte diese Zahl nicht. Aber

wären es noch einmal 37 gewesen, sie hätten nicht mehr aussagen können als bisher. Hundert Leben bewiesen nicht mehr als ein Dutzend. Entweder stammte die Erinnerung, die ja auf menschlicher Erfahrung gründete, tatsächlich aus der Vergangenheit, oder sie war eine hoffnungslose Mischung von Dingen, über die wir nichts wissen. Entweder gab es im Universum eine Ordnung, der alles Leben unterstand, oder es gab eine solche Ordnung nicht, und alles, was geschah, war bloß Zufall. Offensichtlich stimmte die letztere Annahme nicht, denn — mit oder ohne Reinkarnation — folgte Taylor Caldwell in diesem und vergangenen Leben einer klaren, erkennbaren Linie. Ohne Planer aber gab es keinen Plan — auch keinen Plan, der vorsah, daß der Mensch in einem Prozeß seelischer Entwicklung der Vollkommenheit zustrebte.

In Janets Büchern fanden sich unübersehbare Hinweise auf diese Entwicklung. Sie verkündete die Botschaft von einer glücklicheren Zeit, von einer besseren Welt, die im Kommen war. Vorher allerdings würde die Indolenz und Nachlässigkeit des Menschen gegen Ende des Jahrhunderts eine weltweite Katastrophe hervorrufen.

Wenn ich an die Rückführungen dachte, wenn ich Taylor Caldwells Bücher las, glaubte ich an die Wirklichkeit der Seelenwanderung und erfaßte ihre Bedeutung. Mein Glaube jedoch war unstet und immer wieder Zweifeln unterworfen. Ich konnte mich nicht ganz freimachen von der Gewohnheit des Reporters, für alles und jedes konkrete Beweise zu verlangen.

Ich war skeptisch — doch jemand anderer war es noch viel mehr: Taylor Caldwell. Sie brüstete sich damit, daß niemand ihr etwas vormachen konnte, und

daß sie nichts glaubte, wovon sie sich nicht selbst überzeugt hatte, sei es durch Betasten. Schmecken, Sehen, Hören oder Riechen.

Da ich das wußte, richtete ich eine große Bitte an sie, nachdem ich ihr das Manuskript überreicht hatte, das sie zum erstenmal mit dem Geheimnis ihrer eigenen Vergangenheit bekanntmachen sollte.

„Können Sie erraten, worum ich Sie bitten möchte?" fragte ich.

Sie schmunzelte. „Natürlich. Wäre ich sonst medial begabt?"

„Nun, was ist es?"

Lächelnd sagte sie: „Sie möchten, daß ich als Schlußkapitel meine Reaktion niederschreibe und sage, was ich von dieser ganzen Sache halte."

Ich wunderte mich schon lange nicht mehr über sie.

„Genau das", sagte ich.

Und so schrieb sie das folgende Nachwort als Botschaft der Hoffnung — einer ähnlichen Hoffnung vielleicht, wie sie Johannes in seiner Geheimen Offenbarung den Menschen schenkte:

„Und ich hörte eine mächtige Stimme vom Throne her sprechen: ‚Siehe, das Zelt Gottes unter den Menschen. Und er wird bei ihnen sein Zelt aufschlagen und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und er wird abwischen jede Träne von ihren Augen, und es wird keinen Tod mehr geben, auch keine Trauer, keinen Klageschrei, keine Mühsal wird es mehr geben; denn das Frühere ist vorbei.' "

Nachwort von Taylor Caldwell

Bei den Leuten, die an Seelenwanderung glauben, belustigt mich vor allem eines: sie sind fest davon überzeugt, in einem „früheren Leben" Kleopatra gewesen zu sein (sie sagen nie dazu, welche Kleopatra — es gab deren nämlich eine ganze Reihe), oder Königin Elisabeth I., oder Maria, Königin der Schotten, oder Königin Viktoria. Sie waren Präsidenten, Könige, Fürsten, eventuell Philosophen oder Dichter. Zumindest aber waren sie Berater und Freunde dieser Berühmtheiten, waren weltbekannte Ärzte, gefeierte Schönheiten oder Genies. Das Absurde daran ist, daß tausend andere von sich das gleiche behaupten. Niemand will als einfache Hausfrau oder als stiller, fleißiger Mann gelebt haben. Ich nehme an, es liegt in der Natur des Menschen, daß er es nicht verträgt, unbekannt und unbeachtet zu sein. Wenn nun sein „gegenwärtiges" Leben grau und uninteressant ist, dann träumt er eben vom vergangenen Glanz einer früheren Existenz oder hofft auf solchen Glanz in einer zukünftigen. Vielleicht ist diese Sehnsucht überhaupt die Triebkraft menschlichen Unternehmungsgeistes; vielleicht verdanken wir ihr begabte Dichter, erfolgreiche Wirtschaftsbosse, hervorragende Politiker und andere Pioniere des Geistes. Bescheidene Herkunft entzündet das Feuer des Ehr-

geizes in zielbewußten, energischen Menschen. Sie wollen der Anonymität entfliehen und hassen die Armut. Millionen andere allerdings begnügen sich mit Neid, Mißgunst, Aufruhr, Revolution, Haß, Bosheit und Gewalttat. Der gesunde, robuste Mensch ist voll Tatendrang und Kampfesgeist; der Schwächling hingegen jammert nur, daß „man" ihn unterdrückt und ihn hindert, „hinaufzukommen". Das ist sicher Charaktersache, und ich persönlich bin überzeugt, daß der Charakter in den Erbanlagen des Menschen begründet liegt. Eben wie Goethe sagt:

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Es gibt Leute, die meinen, daß Goethe hier von der Reinkarnation spricht (angeblich glaubte er daran). Die meisten Wissenschaftler aber werden mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß wir unseren Charakter von unseren Vorfahren erbten, die entweder etwas taugten oder aber sich mit Neid und Bosheit und Minderwertigkeit zufriedengaben.

Mich versetzte von frühester Kindheit an der Gedanke an Armut in Angst und Schrecken. In England war mein Vater ein verhältnismäßig erfolgreicher Künstler gewesen, in Amerika war er das leider nicht. Ich erinnere mich noch gut an eine Begebenheit in England, als ich etwa drei Jahre alt war. Ich kam vom Spielen nach Hause, stürzte mich auf meine Mutter und bat sie inständig, mir doch zu versichern, daß wir nicht so arm waren wie manche Leute, die mir auf der Straße begegneten. Mama, der es immer Genugtuung bereitete, einem Kind — und besonders mir — jegliche

Illusion zu nehmen, teilte mir trocken mit, daß wir durchaus nicht reich wären. Ich war am Boden zerstört und schlich hinaus in den Garten. Einerseits peinigten mich schwere Ängste, andererseits faßte ich einen großen, ernsten Entschluß; ich setzte mich an den kleinen Fischteich und schwor mir — mit drei Jahren —, eines Tages reich zu sein.

Mit acht Jahren blieb ich einmal nach dem Gottesdienst noch in der Kirche und besprach dieses Problem mit Gott. Ich schloß mit ihm einen Vertrag ab. Wenn er mir zu Reichtum verhalf, wollte ich ihm ein Drittel meines Einkommens zur Verfügung stellen — „für die Armen". Ich habe diesen Vertrag getreulich gehalten, aber darauf kommt es hier nicht an. Worauf es mir ankommt, ist dies: Seit meinem dritten Lebensjahr habe ich das Ziel, eines Tages so viel Geld zu haben, wie ich wollte und brauchte, nie aus den Augen verloren. Von Kindheit an setzte ich alles daran, eine gute Ausbildung zu erhalten, so viel wie möglich zu arbeiten, von meinem Weg nicht abzuweichen und „es zu schaffen". Ich habe es geschafft. Gene? Erinnerung an das Leid früherer Leben? Wer kann es mit Sicherheit sagen? Fest steht, daß meine Eltern die Zielstrebigkeit, die ich seit eh und je besaß, selber nicht besaßen. Sie waren eher ängstliche Naturen, während ich mich vor nichts in der Welt fürchtete — außer vor dem Zahnarzt. (Ich hätte am liebsten Vollnarkose, wenn mir der Zahnstein entfernt wird.) Wären meine Eltern resolute Leute gewesen, könnte man sagen, ich hätte diese Anlage geerbt. Das war jedoch nicht der Fall. Ich hatte wohl eine äußerst energische irische Großmutter, die Tod und Teufel nicht fürchtete, aber alle meine übrigen Vorfahren waren ruhige, zurückhaltende

Menschen, die über keine auffallende Begabung oder besonderen Ehrgeiz verfügten. Woher hatte wohl Großmama ihre Unerschrockenheit?

Um auf die Berühmtheit und Größe zurückzukommen, die manche Leute für ihre „früheren Existenzen" beanspruchen: Wie ich den Aufzeichnungen über meine Hypnose entnehme, lebte ich mit wenigen Ausnahmen immer in bescheidenen Verhältnissen. Ich war eine mißbrauchte kleine Dienstmagd, ein Küchenmädchen, eine verzweifelte, halbverhungerte junge Frau, die elend zugrunde ging, und dergleichen mehr. Wenn das stimmt, könnte es als Erklärung dafür dienen, daß ich mich von Jugend an um die Unglücklichen, die Armen, die Kranken kümmerte und sie, sobald ich dazu in der Lage war, auch mit Spenden und Stipendien unterstützte. Mir hat offensichtlich nie jemand geholfen — auch in meinem jetzigen Leben nicht —, ich aber habe mit anonymen Spenden Tausenden geholfen. Eine Bedingung habe ich allerdings immer an meine Hilfe geknüpft: Niemand sollte von meinem Geld profitieren, der nicht selber Mut, Ehrgeiz, Lebenswillen und Intelligenz bewies. Es ist Geldverschwendung, Leute zu unterstützen, die gar nicht den Wunsch haben, sich selbst zu helfen.

Etwas Seltsames habe ich festgestellt, seit ich „weiß", daß ich einmal als junges Ding bei Mary Ann Evans (George Eliot) als Küchenmädchen diente. Ich „sehe" seither ihr Haus in London mit einer Deutlichkeit, die mich erschreckt — schließlich habe ich das Haus in diesem Leben nie betreten. Trotzdem kenne ich jeden einzelnen Raum; die dunkle enge Treppe mit der Holztäfelung; den langen Korridor im ersten Stock, von dem Türen in die verschiedenen Zimmer führen;

die Kohlenkamine aus dunklem Marmor. Ich „fühle" die Teppiche unter den Füßen, rieche das Kohlengas und die Düfte der großen düsteren Küche, und meine Finger streichen über die dunkelroten damastenen Tapeten. Ich sehe den engen, feuchten Garten und „erinnere" mich der strahlend gelben Narzissen im Frühling. Ich „erinnere" mich auch noch, daß ich fast immer fror — die Kälte kroch mir bis ins Mark (und ich hasse Kälte auch heute noch). Ich sehe den Bratspieß in der Küche und rieche das heruntertropfende Fett von Lamm, Schwein oder Rind und „erinnere" mich, daß ich immer nahe am Feuer saß, um mich zu wärmen, und daß ich manchmal einen heißen Bissen von dem Fleisch stahl, das sich langsam am Spieß drehte. Ich könnte ein Bild malen von dem hohen, schmalen, düsteren Haus, dessen Eingangstür auf eine nasse Straße führte. Ich „höre" noch das Rumpeln der Kutschen auf den Pflastersteinen, das Klappern der Pferdehufe; ich „sehe" den Rauch sich um Schornsteine und Giebeldächer schlängeln und die schwarzen Regenschirme der dahineilenden Passanten, und ich „erinnere" mich, wie unglücklich und verlassen ich mir vorkam, wie verzweifelt und halberfroren ich war, und wie sehr ich das ewige Rauschen des grauen Regens und das Brausen des Windes, der an den Fenstern rüttelte, verabscheute. Die Phantasie einer Schriftstellerin? Oder doch Erinnerung? Ich kann es nicht sagen. Ich habe nur das Empfinden, daß Gott, wenn es ihn gibt, mich damals besonders hart anfaßte und daß mein kurzes „Leben" als Mary Anns Küchenmädchen sinnlos war und sicherlich nichts zu meiner „Entwicklung" beigetragen hat.

Manche Verfechter der Seelenwanderung behaupten,

daß die Seele geschlechtslos sei und man sowohl als Mann wie auch als Frau wiedergeboren werden könne. Dieser Gedanke ist mir besonders widerlich. Ich war richtig froh, als ich bei Lektüre der Aufzeichnungen feststellte, daß ich in keinem „früheren Leben" ein Mann war. Ich bin gerne eine Frau und hatte in meinem ganzen Leben nie den Wunsch, ein Junge oder ein Mann zu sein. Ich liebe die Männer, und ich schätze meine Rolle als Frau mit all den Vorteilen, die Frauen genießen — dank jener Männer, die trotz „Women's Lib" sich immer noch wie Kavaliere benehmen. Es stimmt ja, daß noch keine Frau so genial war wie mancher Mann, aber das macht mir nichts aus. Wir sind eben anders. Und wenn es Seelenwanderung wirklich gibt, kann ich nur hoffen und beten, daß ich auch in Zukunft wieder als Frau zur Welt komme. Und daß es auch dann noch Männer gibt, die diesen Namen verdienen!

Allerdings genügt mir ein Leben vollauf. Mehr will ich gar nicht. Es ist doch das Leben auch der Erfolgreichsten nicht wirklich glücklich. Voltaire sagt:

„Diese Welt, dieses Theater, wo Stolz und Unrecht
regieren,
Ist voll von Geisteskranken, die vom Glücklichsein
schwätzen."

Ich bin zuinnerst überzeugt, daß es auf dieser Welt kein wahres Glück gibt, nicht in „diesem" und auch nicht in einem „anderen" Leben, und ich werde mit Begeisterung diese Welt für immer verlassen.

Manches allerdings gibt mir zu denken. Einer meiner Enkel (ich wurde schon mit 39 Jahren zum erstenmal Großmutter) sprach als zwei-, drei-, vierjähriger Junge immer wieder davon, daß er in Indien zur Welt gekommen sei und dort gelebt habe; er erwähnte seine Frau und seine Kinder und sprach von Bombay, und oft bat er seine Eltern, doch mit ihm nach Indien zu fahren, damit er dort „seine Leute" suchen könne. Er ist blond und blauäugig und hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Inder. Aber seine Kenntnis des Buddhismus — mit zwei und drei Jahren! — war einfach verblüffend. Ich habe für dieses Phänomen keine Erklärung. Ich weiß nur, daß er auch jetzt, als Mann Mitte Zwanzig, sehr asketisch lebt und kein Rindfleisch ißt und daß er viel größere Ehrfurcht vor allem Lebendigen hat, als wir in der westlichen Welt üblicherweise haben. Er hat mit mir nie darüber gesprochen — ich bin ja das „Westlichste", das man sich denken kann —, aber ich habe das deutliche Empfinden, daß er unseren hochgepriesenen westlichen Lebensstandard absolut ablehnt und sich zum Osten hingezogen fühlt. Es besteht zwischen uns nicht viel Sympathie, und ich vermeide sorgfältig jede Auseinandersetzung, aber manchmal sehe ich in seinen blauen Augen einen Schatten, den ich mir nicht deuten kann. Er sieht dann richtig verzweifelt aus — aber sind wir auf die eine oder andere Weise nicht alle verzweifelt?

Ich kann an die Wiedergeburt nicht glauben und habe nie daran geglaubt. Und obwohl ich Katholikin bin, praktizierende Katholikin, kommen mir immer wieder schwere Zweifel, ob die menschliche Persönlichkeit, die „Seele", tatsächlich den Tod überlebt. (Aber Tennyson meint schließlich: „Es steckt mehr Glauben im ehrlichen Zweifel als in tausend Glaubensbekenntnissen.") Die Heilige Schrift sagt: „Im Grab gibt es kein Erinnern."

Ich gestehe, daß dies meine große Hoffnung ist:

„Im Grab gibt es kein Erinnern." Ich hoffe, daß der Mensch vom Augenblick seines Todes an für immer befreit ist von den Schrecken dieser Welt oder einer „anderen" Welt. Mein Leben nahm von Anfang an einen tragischen und unglücklichen Verlauf. Ich habe in den Jahrzehnten meines Daseins nur ganz wenige glückliche Tage erlebt, und selbst diese erwiesen sich nachträglich als Illusion und gingen schnell vorbei. Ich mußte die Menschen sterben sehen, denen ich am meisten Liebe und Vertrauen entgegenbrachte. Mein Leben lang wurde ich ständig angelogen und betrogen. Ich kenne die Armut, wie — Gott sei's gedankt — nur wenige Amerikaner sie kennen. Hunger, Heimatlosigkeit, Betrug, Verzweiflung, Krankheit, Mangel an den notwendigsten Dingen des Lebens mußte ich ertragen; und das nicht vielleicht einen Monat, sondern dreißig gräßliche Jahre, die mir nichts anderes brachten als Hoffnungslosigkeit und Leid und den Wunsch, Selbstmord zu begehen und damit allem ein Ende zu setzen. Ich war im wahrsten Sinn des Wortes mein halbes Leben lang „zurückgesetzt, unterprivilegiert, kulturell benachteiligt". Und obwohl ich Tausende von Menschen kenne und mit Tausenden jeden Alters, jeder Klasse regelmäßig zu tun habe, kenne ich niemanden, der so schwer und unablässig zu leiden gehabt hätte wie ich. Die meiste Zeit meines Lebens wurde ich schamlos ausgenützt, und am allermeisten von denen, die ich liebte und denen ich vertraute.

Meine Kindheit war ein einziger Alptraum, da kannte ich nichts anderes als Furcht und grausamste Ablehnung durch meine Eltern. Als ganz junge Frau und Mutter mußte ich hilflos zuhören, wie meine kleine Tochter mich um Essen anflehte, das ich ihr

nicht geben konnte, obwohl ich sieben Tage die Woche schwerste Arbeiten verrichtete. Ich verdiente einfach nicht genug, um drei Menschen zu erhalten — ich mochte mich noch so sehr anstrengen und selbst noch so sehr hungern.

Ich habe Hohn kennengelernt und Verachtung, Haß und Brutalität von seiten meiner Mitmenschen, weil ich hilflos war und so entsetzlich arm. Mein Leben lang war ich nicht nur das Opfer ständiger Ausbeutung, sondern auch herzloser Bosheit.

Und dann verlor ich am 13. August 1970 meinen geliebten Mann und war überzeugt, daß damit auch mein Leben zu Ende war. Ich litt unter schweren Depressionen und spielte immer wieder mit dem Gedanken an Selbstmord. In Anbetracht meines harten Schicksals ist es wohl nicht verwunderlich, daß ich innig hoffte, mit dem Tod sei alles zu Ende. Ich wünschte nichts sehnlicher, als diese Welt mit all ihrem Kummer zu verlassen und endlich schlafen zu dürfen und alles, alles zu vergessen. Allein der Gedanke, meine bösen Erinnerungen in die Ewigkeit mitschleppen zu müssen, machte mich trübsinnig, und ich suchte Zuflucht im Atheismus.

Ich habe über Seelenwanderung viele Bücher gelesen und war von der Idee immer wieder entsetzt. Welcher halbwegs intelligente Mensch könnte weitere „Runden" dieser schrecklichen Existenz in dieser schlechtesten aller Welten ertragen? Wie kann man von der Reinkarnation als einer „Verheißung", einer „Hoffnung" sprechen? Das Leben einmal zu ertragen, ist wahrlich mühsam genug!

Immer noch hatte ich jedoch die unbestimmte Angst, die menschliche Persönlichkeit könne den Tod doch

überleben und die Lehre von der Reinkarnation könne wahr sein. Schließlich glaubt die Mehrzahl der Menschen auf Grund ihrer Religionen an ein Weiterleben nach dem Tod in irgendeiner Form. Und aus diesem Grund — zu meiner eigenen Beruhigung und um ein für allemal zu beweisen, daß es kein Weiterleben der „Seele" gibt und daß die Theorie von der Seelenwanderung die Sehnsucht oberflächlicher Menschen widerspiegelt, die das Leid nie kennengelernt haben —, aus diesem Grund wandte ich mich an meinen alten Freund Jess Stearn, den Autor dieses Buches, mit dem Vorschlag, gemeinsam dem Problem auf den Grund zu gehen. Ich möchte nochmals betonen, daß es mir darum ging, die Theorie von der Seelenwanderung zu widerlegen. Nur darum erklärte ich mich bereit, mit Jess auf diesem Gebiet zusammenzuarbeiten.

Im Dezember 1971 fuhr ich nach Kalifornien, um die Arbeit mit Jess zu beginnen. Ich befand mich zu dieser Zeit in einer sehr schlechten Verfassung. Immer noch quälten mich Selbstmordgedanken. Es gab nichts mehr, für das zu leben es sich lohnte. (Mein literarischer Erfolg? Er bedeutete mir nichts mehr, seit ich niemanden hatte, der sich mit mir freute, der mich ermutigte und lobte und mir in den Augenblicken der Verzweiflung, die jeder Schriftsteller kennt, zur Seite stand. Geld? Ich hatte jeden Sinn dafür verloren. Ich vernachlässigte meine Gesundheit, mein Äußeres, und ich konnte mich zu keinem Vergnügen aufraffen.) Ich hatte vor, eine Weltreise zu unternehmen — auf Anraten meiner Ärzte, die sich um mich große Sorgen machten — und hatte die feste Absicht, nicht „nach Hause" zurückzukommen. Ich empfand die Welt nicht mehr als „Zuhause", sondern als Kerker.

Sie haben in diesem Buch den Hypnotiseur kennengelernt. Ich vertraute ihm meinen Gemütszustand an, meine tiefe Depression und Verzweiflung, unter der ich fast ständig litt. Jeder neue Tag war ohne Sonne, ohne Hoffnung für mich. Um mit Matthew Arnold zu sprechen: „Diese Welt bot weder Hoffnung, noch Geborgenheit, noch Hilfe im Leid für die große Mehrheit der Menschen." Die Erkenntnis der menschlichen Hilflosigkeit war mehr, als ich ertragen konnte. Der Hypnotiseur hörte sich meinen verzweifelten Bericht voll Mitgefühl und Verständnis an und meinte, er könne mir „vielleicht" helfen.

Er versetzte mich mehrmals in Trance und ließ dabei Tonbänder laufen. Ich habe sie selbst nie gehört und wußte auch nicht, was ich unter Hypnose gesagt hatte, bevor Jess mir seine Aufzeichnungen zu lesen gab. Wenn ich Jess richtig verstehe, dann suggerierte mir der Hypnotiseur, daß ich mein Gehör, meine Gesundheit, meine Hoffnung und mein Interesse am Leben wiedergewinnen solle. Das alles geschah unter Hypnose, ich erinnere mich gar nicht an seine Worte. Aber ich weiß, daß er überaus gütig und freundlich zu mir war und Jess auch, und so verdanke ich den beiden nicht nur mein Leben, sondern auch die Lebensfreude und Hochstimmung, die ich in diesem Maße nie zuvor empfunden hatte, nicht einmal als Kind oder als junges Mädchen oder als junge Frau. Das Seltsame ist, daß der Erfolg der „Kur" immer noch anhält. Ich glaube, ich habe sogar wieder Liebe gefunden, obwohl mein angeborener Pessimismus mich davor warnt, zu fest an dieses neue Glück zu glauben. Vielleicht erweist es sich wieder als Illusion.

Wenn ich aus der Trance erwachte, bemerkte ich,

daß der Hypnotiseur und Jess ganz erschöpft waren und offenbar sehr erschüttert über die Dinge, die ich ihnen, ohne es zu wissen, erzählt hatte. Ich selbst aber fühlte mich von Tag zu Tag besser, kräftiger und hoffnungsfroher.

Langsam fing ich an, mich auf die Seereise zu freuen, und in meinem Kopf entstand der Plan für ein neues Buch. Das Gewicht von Jahrhunderten mit all seinem Kummer und seinen schrecklichen Erinnerungen schien von mir abgefallen. Sogar meine Haut wurde wieder rosig und ich konnte lachen, wie ich nie zuvor gelacht hatte. Das Essen schmeckte mir wie noch nie, und die Sonne schien heller denn je, und ich kaufte mir neue Kleider und ging zum Friseur. Als ich dann auf dem Schiff fremden Menschen begegnete, zog ich mich nicht angstvoll vor ihnen zurück, wie ich es sonst zu tun pflegte, sondern kam ihnen herzlich entgegen — und die Herzlichkeit wurde zu meinem Staunen in überwältigendem Maß erwidert. (Allerdings bin ich immer noch skeptisch. Ich habe schon zu viele böse Überraschungen erlebt. Vielleicht sind auch diese schönen Erlebnisse nur Einbildung und das Glück geht schnell vorbei. Nur die Zeit kann darüber Aufschluß geben.)

Ich habe Jess Stearns Buch mit großem Interesse gelesen und war sehr erstaunt, was ich in Trance alles gesagt hatte. Ich habe Jess von Anfang an darauf aufmerksam gemacht, daß ich Schriftstellerin bin; daß vielleicht das zutage gekommene Material gänzlich oder zum Teil in meinem Unterbewußtsein geschlummert und auf die schöpferische Kraft gewartet hatte, um in zukünftigen Büchern Verwendung zu finden. Ich wollte das glauben. Ich glaube es immer noch. Und

immer noch lehne ich die Vorstellung der Wiedergeburt aus ganzem Herzen ab.

Wie aber läßt sich meine Kenntnis des Hebräischen erklären, wieso beherrsche ich Spanisch und Italienisch — Sprachen, die ich nie gelernt habe? Wie erklärt sich mein Wissen über antike und moderne Medizin, von dem die Ärzte behaupten, es sei erstaunlich korrekt? Wie erklärt man meine Beschreibung einer komplizierten Gehirnoperation, die Chirurgen als äußerst wahrheitsgetreu bezeichneten? Ich habe nie Medizin studiert, nie einer Operation beigewohnt, bin selbst nie operiert worden, und beim Anblick von Blut wird mir übel. Und doch konnte ich zwei Ärzteromane schreiben, über deren Lebensechtheit bekannte Fachleute sich wunderten. Ein Gynäkologe schrieb mir erst kürzlich: „Sie haben nicht nur die Worte, sondern die Musik der ärztlichen Praxis und der Chirurgie geschrieben. Das ist für einen Laien höchst ungewöhnlich. Ich habe nie ähnliches gelesen."

Kam das alles aus meinem „Unterbewußtsein"? Aber was ist das Unterbewußtsein denn eigentlich? Erinnerung? An welches Leben? Die Episoden, die in diesem Buche geschildert wurden, sind jedenfalls nicht Episoden meines jetzigen Lebens. Ich habe auch nie etwas über diese Menschen und ihr Schicksal gelesen — manche mußten anscheinend viel erleiden. Das „kollektive Unbewußte", wie der große Psychiater C. G. Jung es nannte? Aber was, um Himmels willen, heißt das eigentlich? Ich kann damit nichts anfangen. Wenn die „Urerfahrungen der Menschheit" weitergegeben werden, könnte es dann sein, daß persönliche Erinnerungen aus früheren Leben ebenfalls weiterexistieren? Ich ziehe es vor, nicht daran zu glauben, und kann

nur hoffen, daß ich recht behalte. Meine sogenannten Leben waren im großen und ganzen besonders unglücklich, und bei dem Gedanken an weitere Leben wende ich mich voll Schrecken ab. Die Reinkarnation, wenn es sie gibt, erscheint mir ein Fluch der „Götter, wer immer das sei", aber keine Verheißung. Selbst der boshafteste Gott würde der Menschheit das Leben nicht aufzwingen bis in alle Ewigkeit. Selbst der grausamste der „Götter" könnte nicht so sadistisch und herzlos sein. Es gibt unter uns ja nur wenige, die das Leben befriedigend und schön finden — abgesehen von kurzen, vergänglichen Zwischenspielen. Die Menschen, die behaupten, sie hätten ein „glückliches Leben" gehabt, sind meiner Ansicht nach Narren, die gar nicht richtig gelebt haben, oder aber unglückliche Menschen, die sich und anderen etwas vormachen wollen. Ich lebe schon zu lang und habe zu viel gesehen — zu viel Tragik, Verzweiflung, Kummer, Hoffnungslosigkeit, Leid und Traurigkeit —, um glauben zu können, irgend jemand sei „vollkommen glücklich", oder daß Glück für den Menschen überhaupt erreichbar ist. Ich stimme Dante zu, der diese Welt einen „siebenstöckigen Höllenberg" nennt. Das war sie immer schon. „Das Leben des Menschen ist kurz und voll Mühsal", sagt die Bibel. Das Grab ist unsere einzige Hoffnung, das ewige Grab.

Ich habe keine Erklärung anzubieten für die Tatsachen, die in diesem Buch geschildert sind. Wahrscheinlich wird auch niemand anderer sie erklären können, außer geschworene Anhänger der Reinkarnation, die ihr gegenwärtiges Leben so unerträglich finden — genau wie ich —, daß sie sich auf ein besseres Leben in einer besseren Welt freuen.

Und dies ist meine Absage an die Lehre von der Seelenwanderung. Ich glaube nicht daran. Ich sehe keinen Beweis dafür. Ich gebe zu, daß ich oft genug „Geister" zu sehen glaubte und mir einredete, ich habe mit ihnen gesprochen. Ich glaube an außersinnliche Wahrnehmungen (ASW), aber ich bin überzeugt, daß es sich dabei um eine Fähigkeit des menschlichen Gehirns handelt, die man bald erforschen und nutzbringend einsetzen wird — eine angeborene Fähigkeit, die der Menschheit beinahe verlorengegangen ist. (Übrigens spreche ich mit meinem Hund mit Hilfe von ASW.) Ich halte diese Fähigkeit nicht für eine Eigenschaft der „Seele", da ich nicht überzeugt bin, daß es so etwas wie eine „Seele" überhaupt gibt. Die Fähigkeit hat auch nichts Okkultes, Übernatürliches an sich. Sie ist ein elektrischer Impuls des Gehirns, der bei Eintritt des Todes aufhört, wie alle anderen Lebensfunktionen auch.

Nein, ich habe keine Erklärung für die Phänomene in diesem Buch. Eines nur weiß ich jetzt genau: Eine Behandlung in Hypnose ist eine wunderbare Sache! Wie sollte ich mir meinen neu gewonnenen Lebenswillen sonst erklären? Allerdings hoffe ich, daß er nur für dieses Leben gilt und mich keine weiteren erwarten!

Ich war imstande, jährliche Vorhersagen zu machen, die meist im Januar in einer Zeitung veröffentlicht wurden. Diese Vorhersagen sind zu 95 Prozent eingetroffen. Auch dies halte ich für eine Fähigkeit des Geistes, die man in Zukunft besser trainieren wird können, die aber den Tod des Gehirns sicher nicht überlebt. Ich habe deutliche Intuitionen in bezug auf Menschen und Ereignisse, aber schließlich lebt jeder Schriftsteller von seiner Intuition. Oft lese ich nach

langer Zeit wieder eines meiner eigenen Bücher und bin dann erstaunt über meine Kenntnisse, deren ich mir nicht mehr bewußt war, und über Einsichten, die mich verblüfften. Woher kamen sie? Aus dem „kollektiven Unbewußten"? Und noch einmal frage ich: was bedeutet dieser Begriff? Er verwirrt eine verwirrende Sache nur noch mehr. Dadurch, daß man einem Phänomen einen Namen gibt, hat man noch nichts erklärt.

Der Leser muß sich sein eigenes Urteil über die Theorie von der Reinkarnation und über den aufregenden Inhalt dieses Buches bilden. Mein Urteil steht bereits fest. Ich bin so skeptisch wie eh und je. Dennoch bin ich dankbar für die Erfahrung, die diese Arbeit mir schenkte. Wenn nichts anderes, so hat sie mir jedenfalls Material für einen neuen Roman geliefert. Ich hatte eigentlich ein Buch über Saladin und die Kreuzzüge geplant, möchte aber nun statt dessen über Perikles und Aspasia schreiben. Obwohl ich keine Ahnung hatte, daß ich in Trance so viel von Aspasia und ihren Freunden erzählte, verfüge ich anscheinend über erstaunlich viele Informationen über diese Zeit und ihre Menschen. Ja, ich habe das Gefühl, alles über sie zu „wissen"; sie sind mir absolut vertraut, und darum werde ich einen Roman schreiben, in dem sie alle vorkommen — Helena, Herakleus, Hippokrates und alle die anderen. Vielleicht wird das der erste Roman, dessen Inhalt sich bei einem Rückblick in Hypnose entwickelte. Mir steht alles ganz klar vor Augen, auch wenn ich kaum glauben kann, daß ich selber dabei war, als das alles geschah.

Taylor Caldwell

158-74/1

JESS STEARN

gehört zur Spitzengruppe von amerikanischen Schriftstellern, die sich auf den Themenkreis Parapsychologie und Okkultismus spezialisiert haben. Viele seiner Bücher wie „Yoga, Youth and Reincarnation", „The Door to the Future" und vor allem eines seiner letzten Werke „The Miracle Workers-America's Psychic Consultants" haben Aufsehen erregt und eine weite Verbreitung gefunden. Stearn arbeitete viele Jahre für die „New York News" und später dann auch für „Newsweek" und beschäftigte sich mehr als ein Jahrzehnt mit der Untersuchung parapsychologischer Phänomene und okkulter Vorgänge. Diese Erfahrungen und Kenntnisse in Verbindung mit der langjährigen Freundschaft mit Taylor Caldwell, führten zur Niederschrift von „Taylor Caldwell und das Jenseits".

LEO TALAMONTI

Die Welt des Okkulten
Großoktav, 452 Seiten

Talamonti hat alles bisher bekannte Material zusammengetragen. Auch für jene, die nicht gern an Dinge glauben, die im verborgenen blühen, ist dieses Buch eine lohnende Lektüre: In sachlicher Weise wird die Welt des okkulten Schwindels abgegrenzt von der sogenannten Xenologie, einer neuen „Wissenschaft", die sich mit dem noch Unerkannten, aber prinzipiell Erkennbaren befaßt.

Welt am Sonntag, Hamburg

PAUL NEFF VERLAG